Vor fünfzig Jahren.

Nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und den Stimmen jener Zeit.

Von

Friedrich Adami.

Berlin.

Verlag und Druck von F. Heinicke.

1863.

Vorwort.

Nicht Der würde eine ächte Ansicht von der großen Zeit der Befreiung unseres Vaterlandes gewinnen, der sie bloß durch das Fernglas nachkommender Geschichtschreiber ansehen wollte. Um uns in der Gegenwart ein klares Ebenbild jener vergangenen Tage und ihrer Erscheinungen vor die Seele zu stellen, müssen wir sie zunächst mit den Augen ihrer Zeitgenossen und im Lichte ihrer Zeit betrachten. Um uns die damalige Stimmung in ihrer ursprünglichen Frische zurück zu rufen, müssen wir zunächst auf die Stimmen der Männer hören, welche zu jener Zeit gelebt, gestritten und gelitten haben. Ja, gelitten! Auch auf den Kelch der Leiden, aus dem er mit entquollen ist, müssen wir den Strom der damaligen Begeisterung in den Gemüthern zurückführen, wenn wir ihn in seiner Tiefe ermessen wollen. Gingen doch lange und schwere Wehen der Wiedergeburt und Verjüngung unseres Vaterlandes voraus! Darum: jene Fäden, welche am „sausenden Webstuhl der Zeit" das Befreiungsjahr 1813 mit den Leid- und Lehrjahren vorher verknüpfen, wir dürfen sie gleichfalls nicht außer Acht lassen, soll es sich rein vor

unsern Augen entfalten, „das Riesenkleid der Geschichte, mit dem sich der lebendige Geist Gottes in den Schicksalen der Menschen umkleidet."

Die treuen Männer, welche schon im Unglück fest zu dem von dem gewaltigen Fremdherrscher gebeugten Vaterlande gestanden, um dann Waffenbrüder in jenem guten Kampfe zu werden, von dem König Friedrich Wilhelm III. in den ersten Märztagen 1813 dort in Breslau geschrieben hat: „Es wird und muß gekämpft werden, wie noch nie gekämpft wurde" — diese Männer haben wir in diesem Buche meist wörtlich reden lassen. Haben sie doch ihre Worte zum Theil mit ihrem Blute für König und Vaterland besiegelt, also unsterblichen Anspruch darauf, daß die Söhne merken auf das Wort der Väter.

Auch jene Dichter, welche frisch im Tone des Tages von der Trübsal und dem Glanze des Vaterlandes singen, es herzhaft in ihren Liedern aussprechen, wie es damals den Patrioten zu Muthe gewesen — auch ihre Stimmen hallen oft in den Blättern dieses Buches wieder; denn ihre Gesänge sind ein treuer Abdruck der Gedanken und Gefühle, welche die Napoleonische, die schreckliche Zeit in den deutschen Gemüthern erzeugt hat. Ihre Lieder, zu Thaten geworden durch das sich wie Ein Mann auf des Königs Ruf erhebende Volk, zeugen noch jetzt von der Kraft des Geistes, wie er in dem ehernen Klange des Heerhornes, dem Trommelschlage des Sturmmarsches, dem Waffenklirren und Fahnenrauschen der Zeit des Eisernen Kreuzes lebt und webt.

Dies die leitenden Gedanken des Buches (ein oder das andere Mal im Buche selbst ausgesprochen). Der Ver-

fasser wiederholt sie hier gleich auf der Schwelle des Vorwortes, damit Jedermann von Hause aus wisse, was er darin zu suchen und zu finden habe, und was nicht. Es ist, getreu dem Wahlspruch unserer Väter: „Mit Gott für König und Vaterland!" in der Hoffnung unternommen, daß doch noch ihrer Viele seien, welche gern einmal wieder aus den lebendigen Leidens- und Freudequellen der werdenden Geschichte von 1812 und 1813 schöpfen.

Es ist weniger ein Buch über jene Zeit von 1812 bis 1813, als vielmehr eines aus jener Zeit, fast nur aus gleichzeitigen Schriften und Blättern, so wie aus den Erinnerungen der Augenzeugen zusammengestellt. An Sammelfleiß hat es der Herausgeber seinerseits nicht fehlen lassen — und „seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen", hat schon Lessing gesagt.

Berlin, den 18. October 1863.

Friedrich Adami.

faſſer, wiederholt ſie hier gleich auf der Schwelle des Vorwortes, damit Jedermann von Hauſe aus wiſſe, was er darin zu ſuchen und zu finden habe, und was nicht. Es iſt, getreu dem Wahlſpruch unſerer Väter: „Mit Gott für König und Vaterland!" in der Hoffnung unternommen, daß doch noch ihrer Viele ſeien, welche gern einmal wieder aus den lebendigen Leidens- und Freudequellen der werdenden Geſchichte von 1812 und 1813 ſchöpfen.

Es iſt weniger ein Buch über jene Zeit von 1812 bis 1813, als vielmehr eines aus jener Zeit, faſt nur aus gleichzeitigen Schriften und Blättern, ſo wie aus den Erinnerungen der Augenzeugen zuſammengeſtellt. An Sammelfleiß hat es der Herausgeber ſeinerſeits nicht fehlen laſſen — und „ſeines Fleißes darf ſich Jedermann rühmen", hat ſchon Leſſing geſagt.

Berlin, den 15. October 1863.

Friedrich Adami.

Inhalt.

1.

Was König und Vaterland erlitten.

Das Land ist aufgestanden —
Ein herrlich Osterfest —
Ist frei von Sclavenbanden.
Die hielten nicht mehr fest.

So sang Max von Schenkendorf, der mit seinem König gehende Sänger, als Friedrich Wilhelm III. im Frühling 1813 sein Volk in's grüne Waffenfeld gerufen hatte, um dort die Fahne und die Bajonette der Befreiung von der eisernen Fremdherrschaft aufzupflanzen — er und seine getreuen Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern die Ersten und geraume Zeit fast die Einzigen unter den deutschen Fürsten und Völkern.

Ich zieh' in's Feld mit freien Bauern
Und ehrenwerther Bürgerzunft.
Ein ernster Schlachtruf ist ihr Trauern
Um alter Zeiten Wiederkunft.
Ich zieh' in's Feld, daß ferner gelte
Mein Adel, meine Wappenzier,
Daß mich der Ahnen keiner schelte
Einst an des Paradieses Thür.
Ich zieh' in's Feld, wo Tausend sinken
Als Bürger einer bessern Welt;
Soll mir der Todesengel winken,
Hier bin ich, Herr, ich zieh' in's Feld.

So sang Schenkendorf, der preußische Dichter, „in dem sich (sagt sein Lebensbeschreiber A. Hagen) Christenthum, Vaterlandsliebe und Poesie in dreieiniger Kraft, wie in keinem andern, verband." — Jenes Tilsit, wo der übermüthige Sieger Preußen auf immer zu brechen gedachte, war die Vaterstadt unseres Sängers, von dem ein anderer Dichter und damaliger freiwilliger Jäger, Joseph Freiherr von Eichendorff,

schrieb: „Für keinen seiner Zeitgenossen war wohl der Feldruf: Mit Gott für König und Vaterland! so durchaus bezeichnend, wie für Schenkendorf." — Und daß es gerade ein Landsmann des unglücklichen Friedens sein mußte, der die herzinnigen gottbegeisterten Kriegslieder von Preußens Osterfest und Eisernem Kreuz anstimmte: wer anders, als der geistig Blinde, dem Alles Zufall zu sein scheint, möchte dies zufällig nennen?

Aber vor jenem herrlichen Osterfeste, das Schenkendorf im preußischen Frühling 1813 mit seinen Liedern eingeläutet hat — welch eine lange schwere Passionszeit! Preußen jäh und tief herab gestürzt von seiner Höhe, weil es (sagen wir es mit den Worten der Königin Luise) „eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen." Die eine Hälfte des Königreichs abgetreten an den Welteroberer; die andere ausgesogen von dem nimmersatten Sieger. Die Elbe mit Magdeburg, die Weichsel mit Danzig und Thorn nicht mehr preußisch; die Oder mit den drei Stromfesten Stettin, Küstrin und Glogau noch nach dem Frieden in seiner Gewalt, als Pfand für neue willkürliche Brandschatzungen. Die Flüsse des eigenen Landes, die lebendigen Adern des Handels und Wandels, dessen Feinde! Dazu das feste Land von Europa durch die Continental=Sperre geschieden von den britischen Inseln, der Weltverkehr zerrissen, die Lebensbedürfnisse vertheuert, der Nährstand häufig nahrungslos. Des Königs Aufruf selbst verkündet die bittere Wahrheit:

„Der Frieden, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. — Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich

sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten."

Noch zwei Jahre nach dem Frieden, dessen erhofften Segen der Feind in Fluch verwandelte, hatten König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise die Hände gerungen auf den Brandstätten wüster Städte und Dörfer. Es war dort in Ostpreußen, auf dem blutgedüngten Boden zwischen der Weichsel und der Memel, wo Napoleon seinen raschen Siegeslauf zum ersten Mal gehemmt gesehen hatte, indem er, das Jahr zuvor in kaum 40 Tagen Herr der preußischen Lande zwischen dem Rhein und der Weichsel, nun mit seinen 163,000 Mann sieben Monate lang mit den 126,000 Mann Russen und Preußen um das Gebiet zwischen Weichsel und Memel kämpfen mußte, kämpfen in drei heißen Schlachten (Eylau, Heilsberg, Friedland) und in vierzehn Gefechten, wo Preußens Schwert, obgleich nicht im Siegerglanze aufleuchtend, doch die Scharte von Jena schon wieder auszuwetzen begann. Dort im Ermelande, wo schier ein halbes Jahrtausend vorher die deutschen Ritter mit dem schwarzen Kreuz auf weißem Mantel zuerst die deutsche Herrschaft aufgerichtet hatten, dort fand man noch im Jahre 1809, namentlich an der Alle und Passarge, ganze Ortschaften, wo nicht ein einziges der eingeäscherten Gebäude wieder aufgebaut worden: hohes Gras wucherte da, wo die verbrannten Dörfer gestanden, die gesammte Feldmark lag seit drei Jahren unbestellt, mehr als drei Viertel der Einwohner waren ausgestorben oder von der Hungersnoth aus ihren Hütten vertrieben. Nicht anders in vielen Landstädten. Eine amtliche Schätzung berechnet den Schaden Ostpreußens in den Jahren 1806 bis 1808 auf 57,080,261 Thaler, den Westpreußens auf 34,319,901 Thaler und den Littauens auf 10,083,886 Thaler. In derselben Unglückszeit verlor die Kurmark 57,777,855 Thaler durch Kriegs-Contribution und Einquartirung, Erpressung und Plünderung, Brandschäden und Verwüstungen an Haus und Hof, an Acker, Wiese und Vieh. Ebenso die Neumark 12,255,237 Thaler; Pommern 25,196,101 Thaler; Schlesien: das Breslauer Departement 29,860,901 Thaler, und das Liegnitzer Departement 18,520,629 Thaler. Die Größen dieser Verluste der einzelnen Provinzen zusammen gezählt, buchen für die gesammten preußischen Lande einen Schaden von 245,091,801 Thaler.

Angesichts vorstehender, aus amtlichen Quellen geschöpfter Zahlen wird im historischen Beiheft zum preußischen Militär-Wochenblatt 1857 gesagt:

„Ein so durchgreifendes Raub- und Erpressungs-System, wie es von den Franzosen in dem Kriege von 1806 und 1807 und nach dem Tilsiter Frieden gegen Preußen ausgeübt wurde, steht ohne Beispiel in der Geschichte da. Durch die maßlose Vernichtung des Staats- und Privat-Eigenthums, durch die in Folge dessen eingetretene Stockung des Handels und der Gewerbe ward das Land beinahe einer vollständigen Verarmung zum Raube. Es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob in dieser Hinsicht die östlichen Provinzen oder die Marken härter heimgesucht worden sind; denn wenn auch die Lasten, welche den ersteren durch den Durchmarsch der großen Armee im Jahre 1812 erwuchsen, wohl über jede Beschreibung gehen, so läßt sich andererseits nicht übersehen, daß die Marken und besonders die Kurmark, ihrer geographischen Lage nach, am frühesten von den furchtbaren Gästen heimgesucht und am spätesten von ihnen verlassen wurden.

Während die Provinzen rechts der Weichsel bereits Mitte Januar 1813 von den Franzosen geräumt waren, und während Schlesien (mit Ausnahme von Glogau und eines Theils von Niederschlesien) sich in dieser Beziehung in gleich günstiger Lage befand, waren die Marken noch Monate lang mit der Last der Ernährung und Unterhaltung von 50,000 Franzosen belastet.

Zu einer Zeit, in welcher die Hauptstädte der übrigen Provinzen des Staates schon lange von den Franzosen befreit waren, und demgemäß alle ihre Kräfte nach der einen Richtung — der Organisation zu vaterländischen Zwecken — in Anspruch genommen werden konnten, blieben in Berlin und Frankfurt an der Oder die Garnisonen von 30,000 und 8000 bis 10,000 Franzosen.

Die strategische Situation der Kurmark war in jeder Beziehung ungünstiger, als die der übrigen Provinzen. Preußen hatte in der Festung Graudenz und in dem Corps des Generals von York, Pommern in der Festung Colberg und in den Truppen des Generals von Borstell, Schlesien in den von den preußischen Truppen besetzten Festungen Stützpunkte, in denen sich die aufgebotenen Kräfte sammeln und die neuen

Formationen in's Leben treten konnten. Solcher Vortheile entbehrte die Kurmark gänzlich. Im Herzen der Provinz befand sich Spandau in französischen Händen; im Norden von Stettin, im Osten von Küstrin, im Westen von Magdeburg, im Süden von Wittenberg und Torgau bedroht und durch die Lausitz von Schlesien getrennt, war die Provinz vollständig isolirt, und jede patriotische Regung konnte von den argwöhnischen Franzosen auf's Wirksamste gedämpft werden.

Die Neumark hatte eben so, wie die Kurmark, über jede Beschreibung durch das französische Erpressungs-System seit 1806 gelitten; in gleicher Weise mußte sie die Lasten des Durchmarsches der großen Armee im Jahre 1812 auf der Kriegsstraße tragen. Der Strom der aus Rußland kommenden französischen Flüchtlinge traf abermals die Neumark auf der Landsberger und Crossen-Züllichauer Straße; er hinterließ ihr als ein trauriges Andenken das Lazarethfieber und den Typhus, eine Plage, von der auch andere Provinzen, die von den Trümmern der französischen Armee berührt wurden, nicht verschont blieben. Die Seuchen erreichten erst im Spät-Frühjahr 1813 allmälich ihr Ende." —

Und zu der äußeren Landplage, zu der Noth Leibes und Lebens das innere geistige Verderben. Hören wir, was Friedrich Schleiermacher an heiliger Stätte darüber spricht. Es war am 28. März 1813, am Tage nach der feierlichen Einsegnung der unter York aus Berlin in's Feld ziehenden vaterländischen Krieger; es war an jenem Sonntage, da des Königs Aufruf an sein Volk von allen Kanzeln der Berliner Kirchen verlesen wurde, als Schleiermacher in der Dreifaltigkeits-Kirche predigte über Jeremias Kapitel 17, Vers 5 bis 8 und über Jeremias, Kapitel 18, Vers 7 bis 10. In dieser Predigt sprach er im Rückblicke auf die von ihm selbst durchlebte Zeit:

„Da überfiel uns jenes schwere zermalmende Kriegsunglück, und auf diesen plötzlichen Sturz von der Höhe in den Abgrund folgte das immer tiefer und schmerzlicher sich eingrabende Verderben des Friedens. Ich rede nicht von den Entbehrungen, von der Noth, von der Verarmung, von der immer steigenden Verwirrung in allen äußeren Lebensverhältnissen, sondern nur von dem inneren geistigen Verderben, das durch diesen Zustand, man weiß nicht, ob man sagen soll, nur

an's Licht gebracht oder auch wirklich erzeugt und gebildet worden ist. — Die traurige Gewöhnung, Unwürdiges fortwährend zu erdulden, wie wir sie öffentlich und einzeln in diesen sieben düsteren Jahren geübt haben, mit dem Gefühl, daß dem gerechten Unwillen freien Lauf lassen, das Uebel nur mehren könne, ohne irgend einen heilsamen Erfolg: diese Gewöhnung und dieses Gefühl sind die Frucht der Schlaffheit, der Entnervung, der Feigherzigkeit. Aber wie wurden nicht Feigherzigkeit, Schlaffheit und Entnervung durch sie vermehrt und verbreitet, bis jede Zuversicht zu sich selbst, bis jede Hoffnung — mit Ausnahme der thörichten auf eine Hülfe, die bloß von außen käme — bis selbst der Wunsch, sich helfen zu können, ja bis das Gefühl eines besseren Zustandes würdig zu sein verschwand, und die trostlose Vorstellung sich der Gemüther bemächtigte, die lebendige geistige Kraft des Volkes sei ganz erschöpft, und die Stunde des völligen Unterganges da; wie diese Besorgniß denn in nicht Wenigen unter uns gewaltet hat, die von einem Tage zum andern die gänzliche Auflösung unseres eigenthümlichen Daseins erwartend und nicht mehr hoffend, den Trost der Zukunft zu sehen, nur sannen, wie man sich am bequemsten fügen könne dem fremden Joch. — Die Unmöglichkeit, in der wir uns so oft befanden, ohne Lug und Trug der augenblicklichen Gefahr zu entgehen, die Nothwendigkeit, Lob und Billigung, ja Uebereinstimmung und Freundschaft zu heucheln, da wo wir nur verachten und verabscheuen konnten: dies alles war schon die Frucht der Schamlosigkeit, welche um des Lebens willen jeden edleren Zweck des Lebens hintansetzt. Aber wie ist nicht diese Schamlosigkeit durch jenen Zustand furchtbar ausgebildet worden, und welches Maß von Erniedrigung gehörte schon dazu, um nur den öffentlichen Unwillen zu reizen! Die Unsicherheit alles Besitzes und aller Rechte, sie war größtentheils schon eine Folge des Leichtsinns, mit dem man so oft in Zeiten der Drangsale nur die Noth des Augenblicks abzuschütteln oder die flüchtige Lust desselben zu genießen sucht, ohne zu bedenken, was man auf lange hinaus zerstört oder auf das Spiel setzt; aber bis zu welchem Grade hat jener unsichere Zustand diesen Leichtsinn gesteigert! Wie sahen wir Ueppigkeit und Aufwand es den glücklichsten Zeiten gleich thun, wie sahen wir Wucher und leichtsinnigen Frevel an fremdem

Eigenthum saugen und das eigene vergeuden, als sei Alles doch nur schnellem Untergange geweiht! Das ist das tiefe Verderben, in welches wir auf der einen Seite gerathen waren, und wenn auf der andern unser Fall und diese seine Wirkungen Vielen zuerst die Augen öffneten, Andere deutlicher als vorher erblicken ließen, wo es uns fehlte; wenn sich in Vielen ein schöner Eifer entzündete, was uns außen Unwürdiges drückte, abzuwerfen, was uns innen verunreinigte, zu verbannen: so konnten selbst diese edlen Keime des Besseren ohne Haltung und Zusammenhang nur Besorgnisse vor einem ungeregelten Ausbruch erregen, hinter denen sich dann die Feigherzigkeit und Niederträchtigkeit Anderer nur desto unüberwindlicher verschanzte und befestigte. — So war unser Zustand, und Niemand konnte sich verhehlen, daß, wenn wir in denselben Verbündungen und derselben Abhängigkeit blieben, wir immer mehr werden müßten, wie die Heide auf der Wüste."

Ein trauriges Bild jener Zeit! Und um so erschütternder, als es die Hand eines wahrhaften Patrioten, eines treuen Preußen ist, der es aus eigener Erfahrung aufstellt. Hat doch Schleiermacher wenige Wochen nach der Jenaer Schlacht in demselben Sinne von Halle an Georg Reimer in Berlin geschrieben: „Wird Halle einem französischen Prinzen zu Theil, so möchte ich gar nicht bleiben, sondern so lange es noch einen preußischen Winkel giebt, mich in diesen zurückziehen." Und dann nach dem Tilsiter Frieden, der Halle zum Königreich Westfalen schlug, an Charlotte von Cathen: „Nachdem das Kirchengebet für den König und die Königin von Westfalen verordnet war, war es mir nicht mehr möglich, die Kanzel zu besteigen." Von Halle nach Berlin gezogen, hat er hier, während Viele untreu wurden und vor den Franzosen krochen, Treue gehalten, hat ohne Menschenfurcht vor den fremden Bajonetten im Gotteshause für König und Vaterland gesprochen, hat wie gegen den äußeren Feind, so gegen die Widersacher im Innern tapfer mit dem Schwerte des Geistes gestritten.

Im Jahre 1812 war das Maß der Leiden des Königs und des Vaterlandes voll geworden. Aber auch das Maß des neuen Xerxes: denn nach dem russischen Winter der preußische Frühling, nach dem Brande Moskaus das Feuer des Befreiungskrieges. Mit Schrecken hatten die Patrioten es erlebt, daß Napoleon ein preußisches Hülfsheer von 20,000

Mann (14,000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 2000 Artilleristen) mit gen Rußland schleppte. Es war die Hälfte des bei den Fahnen stehenden vaterländischen Kriegsheeres, dessen Zahl in einem geheimen Artikel jenes Pariser Vergleiches vom 8. September 1808, durch welchen die willkürliche französische Contributions-Schraube endlich ihre Grenze finden sollte, auf 42,000 Mann eingeschränkt worden, nämlich auf 10 Regimenter Fußvolk von höchstens 22,000 Mann, auf 8 Regimenter Reiterei oder 32 Schwadronen, je zu 250 Mann, zusammen von 8000 Mann, auf ein Corps Artillerie, Mineurs und Sappeurs von 6000 Mann und auf eine Garde von 6000 Mann. Außerdem sollte Preußen, um jeden Schein feindlicher Absicht zu vermeiden, weder außerordentliche Aushebungen von Land- oder Bürgerwehr, noch irgend eine Zusammenziehung von Streitkräften vornehmen. Auf zehn Jahre hinaus, vom 1. Januar 1809 bis zum 1. Januar 1819, glaubte Napoleon durch diese Fessel Preußen in der Gewalt zu haben. Aber Gott lenkte es anders, als der vermessene Welteroberer gedachte: noch nicht fünftehalb Jahre von jenen zehn waren um, da klirrte statt der zerbrochenen Fessel Preußens Racheschwert, da rauschte wie auf Adlersflügeln Arndts Lied von Scharnhorst, dem preußischen Waffenschmied deutscher Freiheit:

Der im Stillen hat geschaffen
Roß und Männer, Krieg und Waffen —

da jubelte derselbe Sänger, eine schmetternde Lerche des preußischen Frühlings, in seinem Lied auf den „tapfern König von Preußen“:

Der König von Preußen zieht reisig aus
Mit dreimalhunderttausend Mann.
Sie sehen so lustig und freudig aus,
Daß er die Welt wohl bezwingen kann.
Und wie zu dem Zuge die Trommel klingt,
Und wie in dem Winde die Fahne wallt,
Einem Jeden das Herz in dem Leibe springt,
Einem Jeden der Mund nur vor Freuden schallt!

Doch bevor der preußische Frühling kommen konnte, mußte erst die harte Zeit des russischen Winters erfüllt sein. Den hundertsten Geburtstag Friedrichs des Großen feierte die zertrümmerte Monarchie am 24. Januar 1812, und im Geiste der ungeduldigen Patrioten sang Stägemann, der vaterländische Dichter, zu dieser Säcularfeier:

Laßt Trompetenstoß entgegen schallen,
Daß das Schwert in tiefem Schlaf es höre!
Preußens Ehr' und Brandenburgs vor Allen!
Laßt es von den Lippen wiederhallen,
Daß das stumme Schwert empor sich kehre!

Hört des Lorbeers dunkelheilig Wehen! —
Hört die Geisterstimmen alter Fahnen!
Euer Schild, der Eisenarm der Ahnen,
Euer Schwert, der Rache zornig Mahnen,
Schreitet kühn, ob Einer gegen Zehen,
Palmensaat in Feindesblut zu säen!
Seht Ihr nicht? voran vor unsern Reihen
Schwebt der Geist des grauen Kriegesfürsten,
Und der Schwerter Flammenzungen dürsten,
Purpurroth den bleichen Stahl zu färben,
Und die Busen lechzen, um des freien,
Um des Vaterlandes Ruhm zu sterben.
Auf denn, auf! des Ruhmes Heldenerben!

Die Patrioten brannten auf einen Kampf gegen Napoleon; statt dessen sahen sie die halbe preußische Armee im Bunde mit Frankreich gegen Rußland in's Feld rücken. Sie waren zwar darauf gefaßt gewesen, daß andere deutsche Fürsten, welche dem Rheinbunde unter dem Protectorate Napoleons anhingen, ihre Truppen 1812 eben so mit nach Rußland würden marschiren lassen, wie 1806 und 1807 gegen Preußen, wie 1809 gegen Oestreich und hernach gegen Spanien. Daß aber auch Friedrich Wilhelm III., er, der sogar nach dem Verluste der halben Monarchie dennoch dem gewaltigen Reiche der Revolution gegenüber stets die Ehre des legitimen, des deutschen Fürsten gewahrt hatte, indem er weder in die protegirte Genossenschaft des Rheinbundes, noch in eine Familien=Verbindung mit Napoleon trat — daß auch er 1812 mit Frankreich gehen wollte: das löschte in vielen Preußenherzen den letzten Stern der Hoffnung aus. „Als diese Nachricht sich verbreitete (erzählt Graf Henckel von Donnersmarck, damals Flügel=Adjutant des Königs), nahmen dreihundert Offiziere ihren Abschied. Die Zahl mag wohl etwas übertrieben sein; mir ist sie aber von glaubwürdigen Männern versichert worden. Wenn ich offen bekennen muß, daß ich andere Ansichten von Unterthanen = Pflichten hatte und habe, so will ich das ganz dahin gestellt sein lassen, weil das am Ende eben nur Ansichten sind. Dagegen muß ich es noch jetzt entschieden mißbilligen, daß mehrere persönlich gegen uns

fochten, und habe einen Fingerzeig des Himmels darin erkannt, als der Major von Tiedemann gegen uns blieb, der übrigens ein sehr ausgezeichneter Offizier war. Der Tugendbund, eine geheime politische Gesellschaft, die 1807 nach dem Frieden entstand und von Hause aus ganz edle Zwecke, namentlich den, den Kern des Vaterlandes zusammenzuhalten, verfolgte, war späterhin vielfältig für außerordentliche Maßregeln und überschätzte um Vieles unsere Kräfte, indem er unsere Lage gewöhnlich ganz aus den Augen setzte. Man hatte auch diesmal nicht wenig Lust, ohnmächtigen Widerstand zu leisten, und ich glaube, daß Napoleon darauf rechnete. Wie ich später bei näherem Umgange persönlich vom Marschall Oudinot oft vernommen habe, hatte er auch den Befehl, bei der geringsten Zweideutigkeit von unserer Seite, mit seinem Grenadiercorps Berlin militärisch zu besetzen; auch wurde er von Davoust von Hamburg aus aufgestachelt."

Jene aus dem vaterländischen Heere scheidenden Offiziere, welche sich nicht überwinden konnten, die gute Wehr, welche Scharnhorst seitdem gegen den verhaßten Feind geschmiedet hatte, für ihn zu schwingen, gingen theils mit Boyen, Chasot, Clausewitz, Tiedemann und Valentini nach Rußland, theils nach Spanien, um dort unter den Feldzeichen Alexanders und den Bannern Großbritanniens tapfer gegen Napoleon zu streiten, bis die frohe Botschaft: das preußische Volk erhebe sich auf des Königs Ruf kampfgerüstet gegen den Unterdrücker, die ausgewanderten preußischen Krieger wieder zu den heimischen Fahnen mit dem schwarzen Adler trieb. Auch Gneisenau, dessen hohe Erzgestalt jetzt, ein Denkzeichen unserer großen Zeit, neben der Bildsäule Blüchers in Berlin steht, „wie er leibte und lebte, die Hand dahin zeigend, wohin das Vorwärts seines Marschalls führen soll, zur Linken dieses Helden, an dessen Herzseite, die er im Leben so lange eingenommen" — auch Gneisenau schrieb in jenen trüben Tagen an seinen Freund, den Grafen Münster:

„Nicht Willens, mich als Werkzeug zur Ausführung des Unterwerfungs-Vertrages gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefordert und erhalten."

Mitglied des Tugendbundes, dessen Graf Henckel gedenkt, ist Gneisenau nie gewesen, wie oft dies auch fälschlich gesagt worden. „Mein Bund", hat Gneisenau ebenfalls an Münster

geschrieben, „ist ein anderer, ohne Zeichen und Mysterien; Gleichgesinntheit mit Männern, die der Herrschaft des Fremdlings nicht unterworfen sein wollen."

Er stimmte damals mit Scharnhorst dafür, Preußen solle im Verein mit England und Rußland einen letzten Kampf auf Leben und Tod mit dem Corsen wagen. „Diejenige Partei (schreibt Carl von Clausewitz, der mit Gneisenau im Hauptquartiere des Kaisers Alexander zu Wilna zusammentraf), diejenige Partei, welche in Preußen noch Muth zum Widerstande fühlte, und der ein Anschließen an Frankreich nicht durchaus nothwendig schien, konnte wohl die Scharnhorst'sche genannt werden: denn in der Hauptstadt gab es, außer ihm und seinen nahen Freunden, kaum einen andern Menschen, der diese Richtung des Geistes nicht für halben Wahnsinn gehalten hätte. Auch sonst mochten in der Monarchie wohl nur wenige zerstreute Spuren einer solchen Denkart sein."

Als der König die Zeit zu dem letzten entscheidenden Kampfe mit dem gewaltiger als je gerüsteten Eroberer noch nicht gekommen glaubte, als er bei der entgegengesetzten Ansicht beharrte — zum Heile des Vaterlandes, wie das in dem Ausgange sich verkündende Gottesurtheil nachher lehrte! — da verzweifelte selbst der standhafte Vertheidiger Colbergs in der neuen Trübsal, in welcher der Königliche Dulder sich frisch bewährte, an einer hellern Zukunft. Gneisenau, seit 1809 auf Napoleons drohendes Geheiß Oberst außer Dienst, aber unter dem Titel eines Staatsraths in scheinbarer Zurückgezogenheit unaufhörlich thätig für die Wiederherstellung der vaterländischen Wehrkraft, schied nun aus Preußen und ging mit dem Grafen Chasot über Wien nach Wilna in's russische Hauptquartier. Als Clausewitz, bis dahin im preußischen Kriegsministerium Scharnhorst's vertrauter Bureau-Chef und Lehrer an der Kriegsschule in Berlin, ihn im April 1812 dort fand, da hatte Gneisenau — wie jener klassische Militärschriftsteller erzählt — „bereits den Entschluß gefaßt, nach England zu gehen. Er war zwar vom Kaiser Alexander sehr wohl aufgenommen worden, hatte aber aus dem ganzen Wesen der Sache nicht mit Unrecht geschlossen, daß sich für ihn dort keine passende kriegerische Thätigkeit finden werde. Er verstand nicht russisch, konnte also auch kein eigenes Commando erhalten. Um sich, wie Clausewitz und die andern Offiziere,

bei irgend einem General oder in irgend ein Corps in einer untergeordneten Stellung einschieben zu lassen, dazu war er an Jahren und Rang schon zu weit vorgeschritten; er hätte also den Feldzug nur im Gefolge des Kaisers machen können. Was das sagen oder vielmehr nicht sagen will, war ihm deutlich vor Augen, und er fühlte, daß dabei nichts seiner Würdiges herauskommen könne. Das Hauptquartier des Kaisers strotzte ohnehin schon von vornehmen Müssiggängern; zwischen alle diese durch sich im Rathe bemerklich und nützlich zu machen, hätte wenigstens das Talent einer gewandten Intrigue und eine vollkommene Geläufigkeit in der französischen Sprache erfordert. Beides ging dem Obersten Gneisenau ab. Es widerstand ihm also mit Recht, dort ein Verhältniß zu suchen, und er glaubte in England, wo er schon früher gewesen und vom Prinzen-Regenten sehr wohl gelitten war, viel mehr für die gute Sache thun zu können. Da er sich in Wilna sehr bald überzeugte, daß die russischen Anstalten nichts weniger, als der Größe des Unternehmens entsprechend waren, so hatte er mit Recht die größten Besorgnisse für den Erfolg und glaubte, daß die einzige Hoffnung noch in der Schwierigkeit des ganzen Unternehmens von Seiten der Franzosen liege, daß man aber Alles thun müsse, um von Seiten Englands, Schwedens und Deutschlands eine Diversion im Rücken der Franzosen zu erwirken. Diese Ansicht bestimmte ihn noch mehr zu seiner Reise nach England, wohin er bald abging."

Aus England ist Gneisenau dann, sobald der frische Hoffnungshauch von den nordischen Eisfeldern herüberwehte, flugs zu seinem König zurückgekehrt, mit offenen Armen von ihm wieder aufgenommen. Die hellere Zukunft kam nun, und der Stern des schwarzen Adlers, womit Friedrich Wilhelm III. späterhin die Heldenbrust Gneisenaus schmückte, es war der nämliche auf der Siegesbahn von Belle-Alliance erbeutete Stern, den Napoleon getragen und der, als der flüchtige Kaiser in Genappe bei dem plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen aus dem Wagen auf's Pferd sprang, mit seinen übrigen Ordenssternen und Kleinodien den ihn „bis auf den letzten Hauch von Roß und Mann" verfolgenden Preußen in die Hände fiel. —

Kehren wir, nach diesem tröstlichen Vorausblick in die bald darauf tagende hellere Zukunft, zurück in jenes trübe

Vorjahr der Befreiung, das selbst Heldenherzen mit Verzweiflung erfüllte. Am 26. Februar 1812 schrieb Scharnhorst an York: „In einer so bestürmten wankenden Lage, in einer solchen Finsterniß der Zukunft, wie die unsrige ist, kommt jedes Gemüth in Bewegung und wünscht eine gegenseitige Mittheilung. Ich erlaube mir indessen keine Meinung über unsere politischen Schritte. Wir unterliegen einem labyrinthischen Gewirre, welches die Zukunft entwickeln wird, und welches eben so sehr ein Resultat unserer besonderen Lage als anderer Umstände ist. Ich habe jetzt keinen anderen Wunsch mehr, als einen ehrenvollen Tod, wenn das Verhängniß ein Unglück für den Regenten und Staat herbeiführen sollte."

Und als das Bündniß mit Frankreich, welches Napoleon mit wohlberechneter Absicht bis dahin in der Schwebe hielt, wo seine große Armee schon hart an Preußens Grenzen stand, endlich gewiß war, da (so schreibt Clausewitz) „entfernte sich auch Scharnhorst ganz aus dem Mittelpunkt der Regierung und begab sich nach Schlesien, wo er als Inspector der Festungen noch eine Art von Wirksamkeit hatte. Er wollte sich der Aufmerksamkeit der Franzosen und zu gleicher Zeit auch einer ihm widerstrebenden gemeinschaftlichen Wirksamkeit mit ihnen entziehen, ohne sein Verhältniß zum preußischen Dienst ganz aufzugeben. Diese halbe Maßregel war hier die treffendste Klugheit. Er konnte in seinem Verhältniß immer noch manches Uebel, nämlich eine zu große Nachgiebigkeit gegen Frankreich verhindern, besonders was die Besetzung der preußischen Festungen betraf, und behielt den Fuß im Bügel, um sich zur gelegenen Zeit wieder auf seinen Posten zu schwingen."

York, den zunächst das harte Loos treffen sollte, die Hälfte des von Napoleon verkleinerten preußischen Heeres unter dessen verhaßtem Befehl mit gen Rußland zu führen, schrieb später von diesem Feldzuge: „Ich mußte in's Feld rücken, in einen Kampf gegen mein Gefühl, und unter so widrigen Verhältnissen, daß nur meine Unterwürfigkeit gegen den mir stets heiligen Willen des Königs mir Gehorsam gebot."

Der König, konnte er wohl anders, wenn er Land und Volk bis auf den rechten Zeitpunkt der Befreiung bewahren wollte? Daß solch ein Zeitpunkt kommen müsse, des Königs Bruder, der Prinz Wilhelm, hatte es bald nach dem Tilsiter Frieden erkannt, als er in Paris eine persönliche Fürbitte bei

Napoleon für das hart geplagte Vaterland that. Dort, im strahlenden Brennpunkte des neuen Kaiserreichs, dessen Außenglanz ihn nicht blenden konnte, war der Prinz Wilhelm inne geworden: in welcher Richtung das lecke Staatsschiff Preußens, von dem kaiserlichen Freibeuter mit dem Untergang bedroht, segeln müsse, wenn es durch alle Klippen und Stürme der Zeit den Port der früheren Größe wieder erreichen wolle. Er zeichnete diese Richtung vor in der wörtlich abgegebenen Aeußerung:

„Bei dem allgemeinen Umsturz aller Staaten wird es für Preußen immer ein Vortheil sein, indem es sich irgend welche politische Existenz erhält, den Zeitpunkt mit zu erleben, der die Freiheit Europas wird wieder erstehen sehen; je mehr Napoleon von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird; ja, ich habe hier in Paris selbst die Ueberzeugung geschöpft, dieser Augenblick wird kommen, und es handelt sich für uns darum, ihn zu erwarten."

Der König hatte warten gelernt, weil er glauben gelernt. Dort in Königsberg, in der Geburts- und Krönungsstadt seines Königreiches, ist es gewesen, wo der Prediger Borowsky in drangsalsvoller Zeit den an der Zukunft verzweifelnden Monarchen (Friedrich Wilhelm III. selbst hat es so erzählt) beim Knopf der Uniform gefaßt und zu ihm gesagt hat: „Ew. Majestät müssen glauben lernen; dem Menschen geschieht, wie er glaubt!" In Königsberg war es auch, wo er zuerst den noch in seinem letzten Willen ausgesprochenen Wahlspruch: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott!" gelesen auf dem Grabmale einer dort in der Fürstengruft ruhenden Fürstin aus dem Hause Brandenburg, auf dem Grabmale Elisabeths, der Gemahlin des Markgrafen Georg Friedrich, Administrators von Preußen. So ließ seine Hoffnung in Gott ihn nun jenen Augenblick, den der fürstliche Bruder in Paris mitten in dem gleißenden Kaiserprunke klar vorausgesehen hatte, in der Unruhe der Zeit gelassen erwarten. Und in dieser weisen, stillen Erwartung geschah es, daß Friedrich Wilhelm III. sich eben so wie der Kaiser von Oestreich auf die Seite Napoleons stellte, um so mehr, als es in dessen Macht stand, den Krieg gegen Rußland mit der Vernichtung Preußens zu eröffnen. „Erwägend (schreibt Graf Henckel), daß wir unfehlbar im

Ueberrennen vernichtet werden und unsere eigentlichen Operationen erst nach dem Verluste des ganzen Landes würden beginnen können, wenn wir es mit Rußland hielten, und da wir ferner nur 40,000 Mann unter den Waffen halten durften, Napoleon aber mit einer weit über eine halbe Million Menschen starken Armee heranrückte, wählte der König das Bessere und zu unserer Rettung einzig Mögliche: so sehr es auch seiner innern Gesinnung zuwider war, er bewarb sich um die französische Allianz."

Wohl hatte der König vorher an ein Bündniß mit Rußland gegen Frankreich gedacht und deshalb Scharnhorst im Herbst 1811 nach St. Petersburg gesandt. Man war dort Willens, sich auf die Vertheidigung innerhalb der Grenzen zu beschränken. Das schien für Rußland das Beste, aber für das sich selbst überlassene Preußen eine russische Allianz dann das Schlimmste. Auf Scharnhorsts Vorstellungen zeigte der Kaiser Alexander sich zum Vorrücken geneigt, und ein neuer Plan für den gemeinsam zu führenden Krieg wurde entworfen. Scharnhorst brachte ihn von St. Petersburg mit nach Berlin und legte ihn dem Könige vor. Dieser ließ sich seine klare, verständige Ansicht nicht von persönlichen Gefühlen und Wünschen trüben. Die Lage seines Landes im Auge, das er dadurch dem ersten wilden Anprall des riesigen feindlichen Heeres ausgesetzt sah, schrieb er eigenhändig seine Meinung über die neuen Pläne nieder in den Worten:

„Alle diese Arrangements hätten uns früher nützlich sein können; jetzt aber kann nur die Verzweiflung und die absolute Unmöglichkeit, von Napoleon erträgliche Bedingungen zu erlangen, uns noch bewegen, uns an Rußlands Seite zu stellen. Man sieht auch klar, daß man sich keines großen Beistandes der russischen Armeen versprechen darf, die baldmöglichst auf ihren früheren Feldzugsplan der Vertheidigung im eigenen Lande zurückkehren werden, den sie jetzt nur mit Widerstreben aufgeben, und bloß, um sich unserer zu versichern."

Wir lesen darin ein neues Zeugniß dessen, was der Prinz Louis Ferdinand sieben Jahre vorher (1805) über den König geäußert hat: „Ich kenne nur einen Mann im preußischen Staate, der durch seine Einsichten und seine Fähigkeiten denselben zu retten im Stande wäre, wenn er sich nur selbst

vertrauen wollte, und dieser Mann ist Friedrich Wilhelm III." Nicht anders urtheilt selbst der Oberst von Massenbach in seinen schonungslosen Memoiren, indem er schreibt: „So oft ich mich diesem Monarchen nähern durfte, habe ich die Sprache der reinen Vernunft und des unumwölkten Urtheils zu bewundern Gelegenheit gehabt."

Hat Friedrich Wilhelm III. um die Zeit, als Prinz Louis Ferdinand in den Tod ging, aus Mangel an Selbstvertrauen gefehlt, indem er seine eigene bessere Einsicht unweisem Rathe unterwarf, so ist dies nur der Fehler einer Tugend seltener Bescheidenheit auf dem Throne. — Man denke nur an jene charakteristischen Worte, welche der damalige Rittmeister, späterhin General-Lieutenant von der Marwitz im Jahre 1807 zu Memel aus Herz und Mund des Königs gehört hat. Der junge Rittmeister, sieben Jahre jünger als der Monarch, hatte in Folge seiner Denkschrift über die Errichtung eines Corps von Freiwilligen die Ehre, mit Sr. Majestät zu speisen. „Nach Tische (erzählt Marwitz) nahm der König mich in ein Fenster und sagte: ich hätte in meinem Aufsatze bemerkt, daß wir zu wenig leichte Truppen hätten und dadurch gegen den Feind im Nachtheil ständen; darin hätte ich Recht, und es würde nöthig sein, sie zu vermehren. Daraus entspann sich ein Gespräch über den Krieg im vorigen Herbst (1806), wie bald unsere Füsilier-Bataillons aufgerieben, und von den Husaren zu wenige gebraucht worden wären, von wo er sich denn dahin wendete, daß auch einige unserer Haupt-Operations- und politischen Fehler zur Sprache kamen. Ich weiß nicht, welches der allerauffallendsten der König erwähnte — ich erstarrte und fuhr heraus: „Mein Gott, das wissen Ew. Majestät?" — „Freilich! Müßte sonderbar zugehen, wenn ich es nicht wüßte! Warum verwundern sich so?" — Ich gewahrte, daß ich mich gewaltig versehen hatte, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie er aber in mich drang, bedachte ich, wie denn ein König die Wahrheit erfahren solle, wenn man sie, sogar aufgefordert, ihm verhehlen wolle? Ich antwortete: „Ew. Majestät befehlen es; also muß ich es sagen. Ich wundere mich darüber, daß, wenn Ew. Majestät die Sache so klar eingesehen, Sie es nicht besser gemacht haben." — Das war nun, um bei einem andern Könige sogleich fortgejagt zu werden, oder gar den Kopf vor die Füße gelegt zu bekommen; aber zu sei-

nem ewigen Ruhme muß ich es sagen, daß er auch nicht im Mindesten böse wurde, vielmehr stellte er mir vor: ob denn das zu verwundern wäre, wenn man sich selbst nicht für klüger hielte, als alle übrigen Menschen? wenn man so viele ältere und erfahrenere Leute um sich hätte, die doch auch schon ihren Ruhm bewährt hätten, wie der Herzog von Braunschweig, Möllendorf, Kalckreuth, Hohenlohe, daß man alsdann auf deren Rath höre und die eigene Einsicht und geringere Erfahrung der ihrigen unterwürfe? Aber leider hätten sie sich nicht so bewährt, wie er gehofft hatte. — Ich war bis zu Thränen gerührt." . . . .

Es waren dunkle Tage, in denen der König, damals von dem übermächtigen Eroberer bis in die nördlichste Stadt seines Reiches gedrängt, seine stillen Gedanken in vorstehenden Worten laut werden ließ. Es war in demselben Leidjahre 1807, als die Königin Luise an ihren Vater schrieb: „Mein Glauben soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Auf dem Wege des Rechts leben und, wenn es sein muß, Brod und Salz essen." . . . Aber vielleicht noch schwärzere Tage waren es jetzt, in denen Scharnhorst an York von der „Finsterniß der Zukunft" schrieb. Schon seit dem 8. Februar befand sich der General von Krusemark, vom König zum Abschlusse des Bündnisses dorthin gesandt, in Paris, und noch in den ersten Märztagen war der Courier, der den von Napoleon vollzogenen Allianz-Vertrag bringen sollte, nicht in Berlin eingetroffen. Die Forderungen, welche der Kaiser der Franzosen zur Bedingung dieser Allianz machte, waren so hart, „daß man (schreibt Müffling) unwillkürlich zu der Voraussetzung kommt: Preußen habe sollen zu dem Entschluß getrieben werden, sich Rußland in die Arme zu werfen." Denn sobald er es nicht als Verbündeten neben sich, sondern als Feind vor sich hatte, konnte der Eroberer ja hoffen, das geschwächte Preußen auf dem Wege nach Rußland mit den herkulischen Armen der großen Armee zu erdrücken und dem armen Lande, anstatt eines Hülfscorps, alle noch übrig gebliebenen Hülfsquellen abzupressen. Jedenfalls hatte er (das bezeugen Napoleons eigene, in der Folge von Chambray veröffentlichte geheime Cabinetsbefehle) im Sinne: „Preußen in die Unmöglichkeit zu versetzen, eine Bewegung zu machen, wenn etwa eine Landung (der Engländer zwischen Elbe und

Weser) stattfinden sollte oder ihm etwa eine Schlacht verloren ginge."

Geflissentlich spann er die Fäden der mit Preußen angeknüpften Unterhandlungen in die Länge, bis er, ein schlauer Jäger, König und Land von allen Seiten mit französischen Bajonetten umstellt hatte. Schon früher hatte Maret, Napoleons Staatssecretär, an Krusemark geschrieben: „Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß es sich für Preußen um Leben und Tod handelt. Sie wissen, welche strenge Absichten der Kaiser bereits zu Tilsit gehabt hat. Diese Absichten sind noch immer die nämlichen, und es läßt sich der Ausführung derselben nicht anders vorbeugen, als dadurch, daß Preußen unser Bundesgenosse und zwar unser ganz getreuer Bundesgenosse werde." Nun, während der König noch immer auf jenen Courier mit der Ratification des Allianz-Vertrages wartete, kam plötzlich die Nachricht nach Berlin: der Marschall Oudinot sei am 26. Februar mit einem Corps Franzosen und Sachsen aufgebrochen, er stehe bereits an der Grenze, nur etwa noch einen Tagemarsch von Potsdam und Berlin. Fast zu gleicher Zeit meldete ein Eilbote aus Pommern: der französische General Friant sei dort über die Grenze gegangen und in Anclam, Demmin, Swinemünde eingerückt, angeblich um daselbst auf eingeschmuggelte englische Waaren zu fahnden. Dazu gesellte sich die Schreckenspost: Davoust sei von Magdeburg her im Anmarsche, derselbe Davoust, der, wie Beguelin im vorigen Jahre aus Paris geschrieben, die Titel eines Herzogs von Auerstädt und Fürsten von Eckmühl nur als Vorstufen des zu raubenden preußischen Königsthrones ansah, und von dem Ségur (1812 Napoleons General-Quartiermeister) erzählt: „Der Fürst von Eckmühl hatte den Befehl, sich bereit zu halten, um sich des ganzen Landes und der Person des Königs von Preußen zu bemächtigen, wenn dieser Monarch acht Tage nach Davousts Empfang jener Ordre das von Frankreich vorgeschriebene Offensivbündniß nicht abgeschlossen hätte."

Altrömische Priester wollten aus dem Fluge der Vögel die Zukunft vorhersagen. So glaubten jetzt die Getreuen des Königs in dem Anschwarm der Adler des französischen Kaisers das Schrecklichste kommen zu sehen, was über Preußen hereinbrechen konnte. Es schwebte ihnen das furchtbare Loos vor, welches die eiserne Hand Napoleons über die spanische

Königsfamilie geworfen hatte. Angesichts dieser bösen Auspicien faßte Friedrich Wilhelm III. einen Entschluß, würdig eines Enkels des großen Kurfürsten und des großen Königs. Er wollte, wenn Preußen unter Napoleons Streich fallen sollte, nicht anders als mit dem Degen in der Hand erliegen. Einer der Augenzeugen, welche jene schwülen Tage am königlichen Hofe mit erlebt hat, der 1846 in Berlin verstorbene General-Lieutenant von Minutoli, damals Gouverneur des Prinzen Carl von Preußen, schreibt: „Er (der König) ließ durch den Minister Hardenberg dem damaligen französischen Gesandten, dem Marquis de St. Marsan erklären, wie er sich hintergangen glaube und daher gedrungen fühle, sich mit seinen Truppen durchzuschlagen, über die Oder zu gehen und sich jenseit jenes Stromes mit den übrigen Heeresabtheilungen zu vereinigen und den Russen zur Vertheidigung seines Staates die Hand zu bieten. St. Marsan, der ein durchaus bewährter rechtlicher Mann war, bot nunmehr seine ganze Ueberredungskunst auf, um den König von diesem gewagten Schritte, der über sein Geschick entschieden haben würde, abzuhalten; indem er, wie er sich ausdrückte, mit seinem Kopfe dafür hafte, daß die Ratification jenes fraglichen Vertrages stündlich, ja von Augenblick zu Augenblick eintreffen müsse. Der König gab, wiewohl nur ungern, nach und setzte nunmehr einen Termin von nur acht Stunden fest, während welcher er sich noch gedulden wolle; träfe aber während dieser Frist der erwartete Courier mit der Ratification des Vertrages nicht ein, dann würde er sofort Generalmarsch schlagen lassen und die Initiative ergreifen. Minutoli befand sich gerade während dieser kritischen Periode bei Sr. Majestät im Palais des Königs zum Thee, woselbst, wie gewöhnlich, dessen ganze Familie versammelt war; allein man gewahrte im Aeußern durchaus nichts, was eine ähnliche ernste Krisis hätte andeuten können; denn der König schien unbefangen zu sein und ging, nach üblicher Weise, ab und zu; nur schien er etwas mehr als gewöhnlich erhitzt zu sein, welcher Umstand aber ebenfalls nicht befremden durfte, da er damals stets viel zu thun und so manche eingegangene Depesche abzufertigen hatte. Endlich traf, glücklicher Weise noch vor dem Ablauf der festgesetzten acht Stunden, die so sehnlichst erwartete Ratification des Vertrages ein (am 3. März

Abends; der Courier war der Feldjäger Gärtner), so daß man vor der Hand den Staat und die königliche Familie als gerettet betrachten konnte. Denn hier konnte man mit Fug und Recht das Sprichwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen, in Anwendung bringen." — So erzählt Minutoli aus seiner eigenen Anschauung jenes Tages, an dem die Truppen in Berlin, der Alarmtrommel gewärtig, marschfertig, die Wagen des Königs gepackt standen.

Weil Friedrich Wilhelm III. in seinem Tacte für das Nothwendige und Mögliche nicht in raschen, heftigen Entschlüssen aufzuwallen pflegte, weil er es liebte, keimende Vorsätze ohne Hast und Hitze in sich reifen zu lassen, weil er in der Ruhe seines Gewissens abzuwarten verstand, bis daß „der Tag dem Edlen endlich komme"; so haben namentlich neuere Geschichtschreiber, bei denen die parteiische Absicht die historische Einsicht verdunkelt, seine zögernde, aber fest aushaltende Entschlossenheit in den falschen Schein der Unschlüssigkeit bringen wollen, als sei der König nicht der zur rechten Zeit selbstständig Vorangegangene, sondern der von patriotischen Heißspornen Vorangedrängte. Hier sehen wir, wie er in der Kraft des eigenen Willens seinen Degen in die Schale der Entscheidung wirft, bereit, nach acht Stunden selbst die Initiative zum Kampfe zu ergreifen. Und dies getrosten Muthes in einem Moment, wo er, nur von 6000 Mann Garden umgeben, schon ganz von dem ehernen Netz des starken Feindes umgarnt schien. — Was Napoleons Staats-Secretär Maret an den preußischen Gesandten Krusemark geschrieben: es handle sich für Preußen um Leben und Tod; was Ségur von Napoleons Befehlen an Davoust mitgetheilt hat: das bekunden auch die Aufzeichnungen des damaligen französischen Gouverneurs von Danzig, des Grafen von Rapp. Er schrieb in seinem Tagebuche:

„Möglich, daß der König von Preußen die Gefahr, in welcher er schwebte, nie ganz durchschaut hat; ich kannte sie in ihrem vollen Umfange — mich dauerte der König, mich dauerte das Volk, und ich that, was ich konnte, zur Verhütung des Anschlages."

Rapp zählte, seines Freimuths wegen, bekanntlich nicht zu den Günstlingen Napoleons, zumal seitdem er bei dessen Vermählung mit Marie Louise in Paris offen zu Gunsten

Josephinens gesprochen hatte. Er hat oft von Napoleon hören müssen, daß er in Danzig nicht streng genug verfahre und gnädiger erscheinen wolle, als der Kaiser. Es wird wohl wahr sein, was von ihm in jenen nach seinem Tode erschienenen Aufzeichnungen geschrieben steht.

Endlich also hatte Napoleon das Schutz- und Trutz-Bündniß mit Preußen besiegelt; aber nur, wie sich bald zeigte, um sein Kaiserwort tückisch zu drehen und zu deuteln. Einer aus seinem nächsten Gefolge, der schon angeführte General Graf von Ségur schreibt: „Zum Helfershelfer der Gewalt machte er Verstellung und Hinterlist. Sein Mangel an Zutrauen entzündete in ihm die Habgier nach den Festungen, welche er dem König von Preußen aus einem Gefühl von Scham gelassen hatte. Er verlangte, dieser Monarch solle nur eine Besatzung von vier- oder gar nur dreitausend Invaliden in der einen halten und in den andern die Gegenwart französischer Offiziere dulden, welche dort auf der Lauer und zu seinem (des Kaisers) Befehl stehen sollen. Spandau soll die Citadelle von Berlin, wie Pillau die von Königsberg sein. — Er will, französische Offiziere sollen häufig in Potsdam spazieren gehen, damit die Bevölkerung dieser Stadt, die dem König vertragsmäßig vorbehalten und vom Durchmarsch der kaiserlichen Truppen ausgenommen ist, sich an den Anblick französischer Uniformen gewöhne. Er will, man soll den Schein der Höflichkeit gegen den König und dessen Unterthanen bis zum Aeußersten treiben, aber ihnen alle Mittel nehmen, sich irgend gegen ihn zu erheben; er weist sogar auf die unwichtigsten Waffen hin. Er denkt an die Möglichkeit, eine Schlacht zu verlieren, und befiehlt, seine Truppen sollten dann zusammen in Kasernen oder im Freien lagern. Er stellt sich eine Landung der Engländer vor Augen und sichert sich die Hülfe von 10,000 Dänen; seine 50,000 Mann, womit erst Victor, dann Augereau Preußen im Zaume halten sollen, sind ihm nicht genug. Und sein Mißtrauen bleibt immer noch größer, als alle diese Vorsichts-Maßregeln, die bei ihm bis in das Kleinste gehen. Als der Fürst von Hatzfeld ihn um 25 Millionen Zuschuß zur Bestreitung der preußischen Kriegskosten gebeten hat, da sagt er zu Daru (dem General-Intendanten seiner Armee): er werde sich wohl hüten, einem Feinde Waffen in die Hand zu geben."

Ist auch Ségur, der Epiker der großen Armee, der Gefährte des französischen Caesars von dessen stolzer Ausfahrt an bis zu dem furchtbaren Schiffbruche zwischen den Eisschollen des russischen Winters — ist auch Ségur in vielen Punkten unrichtig: in Ansehung der Stellung Napoleons zu Preußen ist er völlig im Einklange mit den jetzt offenkundigen Papieren aus dem geheimen Cabinet des Kaisers.

2.

Stägemann und Schenkendorf.

Stägemann, der preußische Dichter, der in jener trüben Zeit mit kühner Hand seine Klagelieder bald wie trauernde Cypressen, bald wie hoffnungsgrünes Epheu um die Trümmer der Monarchie Friedrichs pflanzte, wie nachher seinen Siegesjubel als frohlockenden Lorbeer, sang im April 1812 „an das preußische Heer, welches, mit den französischen Truppen vereinigt, gegen Rußland in's Feld rückte“:

Zieht, zu siegen, ziehet hin, zu sterben!
Mit euch zieht des Weltenfluchs Verderben,
Möget ihr zum alten Lorbeerkranze
Narbenvoll ein frisches Reis erwerben,
Möget, fluchtereilt von Platows Lanze,*)
Ruriks Thal mit Brennenblute färben!
Denn die Rosse nur am Donnerwagen,
Unter dem die Erd' in Wehen wimmert,
Müßt ihr blutbespritzt den Caesar tragen,
Den die finstern Höllengeister jagen,
Deren flammenfunkelnd Haar den Tagen
Unsrer Welt, statt Sonnenlichtes, schimmert.
Aber kämpft, von edlem Zorn durchlodert!
Muthig kämpft für eurer Waffen Ehre,
Die, verwundet von des Schimpfes Speere,
Rache für der Tag' Entsetzen fodert,
Seit die unberührten Landeswehre
Feigem Hochverrath bestürzt erlagen,
Seit der Uker Schilfe mit dem Heere,
Das der eigne blinde Stab erschlagen,
Ihren Schmerz der Weltgeschichte klagen.**)

---

*) Platow, der damalige Hetman der donschen Kosaken.

**) Es ist — merkt der Dichter an — die Capitulation von Prenzlau gemeint, die am 28. October 1806 einen Theil des preußischen Heeres in Kriegsgefangenschaft gebracht hatte. Die Uker fließt durch Prenzlau.

Tapfre Söhne, die den Vätern gleichen,
Kämpft! und auf der Waffenbrüder Leichen,
In dem Rauch der gastverwandten Städte,
Schreitet eure Bahn, die sternbesä'te,
Eingedenk des Stamms, des thatenreichen,
Dessen Aar die Siegesschwingen wehte,*)
Wo die schwüle Luft, voll Friedensseuchen,
Sich des Kriegs hülfreichen Sturm erflehte!
Kämpft! Und habt ihr dann von Preußens Schilde
Weggetilgt des Vorwurfs frische Flecken
Mit der Purpurfarb' im Schlachtgefilde,
Dann, Napoleons wahrsagend Schrecken,
Dann geweiht den stillgereiften Zwecken,
Dann, vom alten Fahnenmarsch umschlagen,
Unter Bannern, wie in großen Tagen
Friedrichs grauer Held vorangetragen,
Dann zerreißt die Schmach der fremden Kette,
Dann im Sausen neugeschliffner Klingen,
Auf dem Wetterstrahl der Speeresschwingen,
Unter Pulvers Dampf und Flammenregen
Schreitend dann mit Donners hohlen Schlägen
Durch der Todeswogen blutig Bette,
Stürzt in Schlacht der Wälschenschlacht entgegen,
Und hinab, sammt seinen Geierbruten,
Stürzt den Todfeind in der Oder Fluthen,
Daß sie, brausend von der Rache Gluthen,
Auch der Elb' entweihten Schooß erhitze
Und im Sturm, aufsiedend von dem Blitze
Deutschen Muths, in rothgefärbten Bogen
An des Rheins verwaiste Fürstensitze,
In die Adern, voll von Haß gesogen,
Hoch hinan den Schaum der Schlachten sprütze,
Daß die Runenschrift am Felsgewölbe
Duftumzogner Zeiten nie erbleiche:
Nordens tapfre Jugend ist dieselbe,
Die mit starkem Arm des Südens Reiche
Siegerrang und in dem Weltenstreite
Theilend nur der Freiheit goldne Beute,
Mit dem Demant, den ihr Schwert zerstückte,
Ihrer Fürsten edle Stirnen schmückte.

Stägemann selber wünscht seine vaterländischen Gedichte aus den Jahren 1806 bis 1815 „gleichsam als eine historische Gemälde-Gallerie angesehen, da sie der Geschichte einer für uns und unsere Nachkommen unvergeßlichen Zeit ange-

*) Auch ehe der Name der Preußen weltgeschichtlich wurde, kämpften Preußen und Brandenburger wider die damals sogenannten Erbfeinde des christlichen und deutschen Namens.

hören.“ Er hatte sie seit 1807 theils in fliegenden Blättern, theils in kleineren Sammlungen durch Land und Leute gehen lassen. Es war ein kühnes Wachet auf! welches er darin, wie von der Thurmzinne der Fürstenburg Friedrichs herab, mit hellem Munde dem daniederliegenden Preußen zurief, ungeschreckt von dem warnenden Beispiele Palms, der (sagt ein Zeitgenosse) „um Geringeres von den Franzosen erschossen worden.“

Nie, Sterne Friedrichs, nie verlöscht ihr!

Dies der Grundton seiner mannhaften Weckstimme, die Stägemann in der langen Schmerzensnacht Preußens nicht müde ward immer und immer von Neuem erklingen zu lassen. In aller Finsterniß der harten Prüfungszeit, die er treu mit überstanden, blieb ihm die Erinnerung an Friedrich der Morgenstern einer hellern Zukunft. Er hatte ihn ja noch erlebt, den großen König, von dem Goethe schrieb: „Blickten wir nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien.“ Er hatte ihn ja noch mit Augen gesehen, wenn Friedrich im Gefolge seines Waffenhofes einher ritt zur Heerschau über seine unter den zerschossenen Fahnen stehenden Helden, und dann der Anblick des „alten Fritz“ ein Fest ward auch für die Knaben des Schindler'schen Waisenhauses, wo der früh verwaiste Stägemann eine Freistatt in Berlin gefunden.

Geboren im Jahre des Hubertsburger Friedens, eines Landpredigers Sohn aus Vierraden in der Ukermark, hatte unser Dichter schon im Sterbejahre Friedrichs, ein Jüngling von kaum dreiundzwanzig Jahren, zur Feier des großen Todten gesungen:

Des Helden Schwert entsinkt der gewelkten Hand,
Dem müden Haupt die Krone des Königes.
Doch keines senkt sich, je gemißbraucht,
Drückend hinab in des Todten Ruhestatt.

Und zwanzig Jahre nachher, im October 1806, als ihrer Viele verzagten, da — in seinem Liede: „Nach der Schlacht von Jena“ — wies der Dichter die Kleinmüthigen, gegenüber dem Stern Napoleons, auf Friedrichs Stern hin, der, ob auch in der Niederlage von Kunersdorf verdunkelt, doch desto lichter wieder aufgegangen!

Kunersdorf, wie feuerfarben
Ehemals zur Zeit der Garben!
Roth jedoch, wie du, entbrannte,
Was sich Brandenburger nannte.
Und von Solchen hinterlassen
Wären Enkel, die erblassen?

Friedrichs Ehre, die du droben
Hohen Sonnen eingewoben!
Leuchte durch die Wetterwolke,
Schild und Schwert, dem treuen Volke!
Geisterstimmen laß erschallen,
Wenn die alten Burgen fallen!

Wähnet nicht, die Sterne lügen,
Die den Schmuck zusammenfügen,
Weil, dem Höllenstrom entquollen,
Eure Donner um uns rollen;
Wähnt es nicht, Napoleone!
Unser Stern heißt: Preußens Krone.

Als der Herzog Karl von Braunschweig, an dem Unglückstage von Auerstädt durch beide Augen geschossen, am 10. November 1806 in Ottensen gestorben war, da schmähten Viele, wie das geschlagene Heer, so den unterlegenen Feldherrn aus Friedrichs Zeit. Anders und edler unser Dichter. Er wand den Todtenkranz aus den Lorbeern, die der greise Herzog, jetzt heimgesucht vom „falschen Gott der Schlachten", ehemals auf den Siegesfeldern Friedrichs mit junger Hand gepflückt hatte:

Tapfrer Welf! die Hand am Schwerte
Bist du auf den Schild gesunken,
Als des Lichtes treuer Funken
Dir erlosch, dein Siegsgefährte,
Und den Pfad, von Glanz umflossen,
Hat ein blutig Ziel beschlossen.

Siegesfürst aus Krefelds Tagen! *)
Geh' und sag' ihm, dessen Schlachten
Unsers Thrones Wehr und Wachten,
Sag' ihm: daß wir nicht verzagen.
In der Glut, die um uns siedet,
Wird ein bess'rer Stahl geschmiedet.

Auch den Heldengeist des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, dessen Andenken in den

---

*) Der Herzog — merkt der Dichter an — damals Erbprinz von Braunschweig, zeichnete sich im siebenjährigen Kriege vorzüglich in der Schlacht bei Krefeld aus, wo sein Oheim, der Herzog Ferdinand, am 23. Juni 1758 das französische Heer besiegte.

Bulletins des Siegers unedel verunglimpft ward, beschwor Stägemann herauf, als er im März 1811 dessen Leichenbegängniß im Dome zu Berlin mit feierte:

Laßt die Fahnen herrlich wehn, Soldaten!
Laßt den Marsch der Trommel muthig schallen!
Und der Mund von donnernden Metallen
Thu' es kund, ein Herold tapfrer Thaten,
Daß ein Held für's Vaterland gefallen!
— — — — — — — — —

Und die Helden-Antwort tönt hernieder,
Und der graue Dom ertönt sie wieder:
„Euch geleiten, junge Waffenbrüder,
Euch geleiten werd' ich zu den Toden
Für des Vaterlandes werthen Boden.
Eure Fahne, wenn die Schlacht sich faltet,
Euer Stern, wenn ihr Gewitter waltet,
Werd' ich hell um eure Stirnen schweben,
Euch zum Schilde vor der Ehre Wunden
Werd' ich männlich eure Brust umgeben,
Und der Tod, den ich im Kampf gefunden,
Wird, ein Siegesgott auf Sonnenrossen,
Von des Volks Frohlockenwog' umflossen,
Euch in Tagen Sorrs, in Roßbachs Tagen
Hoch hinauf zur Heimath Friedrichs tragen."

In demselben Jahre, am 3. August 1811, ließ der Dichter zum Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm III. ein geharnischtes Lied erklingen:

Noch im Eisenschimpf des Frohnes,
Könnt ihr nicht das Fest des Thrones
Bei dem Klang der Becher froh begeh'n.
Schallen muß der Klang der Klingen,
Kriegsgesänge müßt ihr singen,
Und die Fahnen müssen muthig weh'n!

Wischt den Schlaf von euren Stirnen!
Hört die Oder brausend zürnen!
Waffnet sich kein kühner Thrasybul?
Waffnet euch, so Knecht als Ritter!
Seht die Axt! sie blinkt; in Splitter
Will sie schlagen eures Königs Stuhl.

Wenn die Lanzen erst entsprossen,
Wenn die That beherzt beschlossen
Und ermessen wild verwachs'ne Bahn;
Wenn die Schwerter heiß vollzogen,
Was die Busen kühl erwogen,
Und ein blutig Tagewerk gethan:

Dann, des Vaterlandes Rächer,
Fülle Weinesgluth die Becher,
Siegesgluth den Athem freier Brust,
Und ein gold'ner Tag beginne
An des Jahres Strahlenzinne
Mit dem dritten Morgen im August!

In demselben Kometenjahre wurde es ein Vierteljahrhundert, seit er in Sanssouci ausgeathmet hatte, der große König, der, nur für sein Reich und sein Volk lebend, noch am Spätabend vor seinem Todestage gesprochen: „Um vier Uhr will ich aufstehen!" und von dem ein anderer deutscher Dichter sagt:

Einst rief dem Könige der Brennen
Das Schicksal ernst und tröstend zu:
„Es wird kein Sohn sich nach Dir nennen,
Doch dein Jahrhundert heißt wie Du!"

Am 17. August 1811 feierten sie in Berlin seinen fünfundzwanzigjährigen Todestag. Und abermals war es Stägemann, der den Heldengeist des alten Preußens anrief:

Schweb' herab zu uns'rer Todtenfeier
Mit den Flammen, die dein Auge zückt!
Und der Lorbeer, den du viel gepflückt,
Ueberwebe diesen düstern Schleier,
Der das Schwert umwindet und die Leier,
Schwert und Leier, die der Schmerz zerstückt!

Fünfundzwanzig Todesjahre strecken,
Wie der Giftbaum seiner Zweige Graus,
Ihre schicksalschweren Wipfel aus,
Seit Cypressen deine Gruft umstecken,
Und es rollt von Donnern; bis zur Decken,
Blitzgetroffen, flammt dein hohes Haus.

Brennen, die in Waffen früh ergrauten!
Hört des Hüters warnend Wort und wacht!
Mann an Mann bewaffnet euch zur Schlacht!
Die dem Schutz der Götter kühn vertrauten,
Führt ihr ewig Licht, gleich Argonauten,
Auf erzürnten Wogen durch die Nacht!

Mitten in der Trauer um den Frieden von Tilsit, der 1807 „die beginnende Jahrzahl des Elends, gleich babylonischer Gefangenschaft, dem keuschen Palmenblatte Brennischer Geschichten einätzt," hat der unverwandte Blick auf Friedrichs Stern den Dichter zum Seher gemacht. Die goldene Leier in seinem Arm wird wie zu einer Armbrust „aus des Welten=

hasses Waffenhaus;" die erzürnten Saiten spannen sich wie zur Bogensehne, und wie ein lichter Pfeil, der aus der Gegenwart in die Zukunft trifft, rauscht das weissagende Lied des Sängers. Die Geisterstimme des sieggekrönten Eroberers selber ist es, durch die der Dichter verkündet:

Kronen riß ich von dem Fürstenstamme,
Rosseshuf zertrat der Länder Glück;
Statt des Lichts und Rechtes Schwesterflamme
Brannten meine Fackeln: Schwert und Stück.

Siebenfach in Erz vor allem Edeln,
Schritt ich götterlos von Blut in Blut;
Um die hohe Säulenpracht aus Schädeln
Flog der Geier leichensatte Brut.

Ernst erschienen ist der Tag der Kelter,
Ernst des Fluchs weissagend Wort erfüllt,
Und das Recht, der bösen That Vergelter,
Hat sein richtend Angesicht enthüllt.

Wohl sind es grelle, grimme Töne, welche Stägemann aus seinen, nach der Leier der Alten gestimmten Saiten schlägt. Ihn, den kühnen Sänger des unterjochten Vaterlandes, darum schelten, weil er seinen Zorn und Schmerz in ungestümen Klängen ausruft; seine in antike Formen gegossenen Lieder altmodisch finden, das Pathetische seiner Zeitgedichte tadeln — nichts leichter, als das, zumal für Leute, welche damals, als die Heldenväter unter dem Feldrufe: „Mit Gott für König und Vaterland" bluteten und starben, noch in den Windeln schrieen. Jenen harten Druck der Fremdherrschaft, welchen weichliche Epigonen nur vom Hörensagen oder aus gemächlichen Lesebüchern kennen, Stägemann hatte ihn aus erster „eherner Hand" mit gefühlt. Auch in hausbackener Prosa weiß der Dichter davon zu erzählen. So hat er zu seinem, im October 1808 in Erfurt entstandenen Gedichte: „Bonaparte und die Fürsten des Rheinbundes zu Erfurt" angemerkt: „Der Verfasser" (Stein hatte ihn damals dahin gesandt) „befand sich zu Erfurt in einem amtlichen Auftrage, den die Bonapartische Verletzung des Friedens, besonders in Beziehung auf die doppelt liquidirte Kriegs-Contribution, veranlaßt hatte. Die Freunde und Mitarbeiter des Verfassers werden sich erinnern, daß, als wir in einer Liquidation der französischen Verwaltung einen sehr erheblichen Rechnungs-

fehler zu unsern Ungunsten entdeckten und dessen Berichtigung forderten, der Bonapartische Oberbeamte uns erwiderte: die Abänderung führe zu nichts, weil er dieselbe Summe auf der folgenden Seite unter anderm Titel wieder hinzufüge; die Verhandlung sei nicht eine Sache des Calculs, sondern der Politik. Derselbe Beamte sagte zu dem Verfasser, als nach dem Abschluß der Erfurtschen Verhandlungen eine Convention wegen definitiver Räumung der preußischen Provinzen von den französischen Truppen unterzeichnet wurde: „Was nützen diese Unterschriften! Nach Jahr und Tag bin ich wieder hier, um eine andere Convention zu schließen." —

Freilich, das nachgeborene Geschlecht, unter den Palmen eines glorreichen Friedens aufgewachsen, hat es sich gefallen lassen, daß deutsche Dichter Kaiserlieder zur Feier des Unterdrückers ihres Vaterlandes singen, daß ihr Sängermund die fremde Fürsten- und Volksgeißel küßt, wenn gleich in dem französischen Dichterwalde kein Loblied auf den Marschall Vorwärts des Preußenlandes oder auf den eisernen Herzog der britischen Inseln erklingt. Aber welcher gesunde deutsche Sinn kann sich daran stoßen, daß Stägemann in seinen Zeitgedichten den verbissenen Nothschrei der Patrioten in herben und oft gellenden Tönen äußert, daß er im frischen Mitgefühle des damaligen Volkshasses eben so wie Arndt, Theodor Körner, Friedrich Rückert, Max von Schenkendorf und noch Andere der Kriegsmuse dient, „die einst Tyrtäos Lipp' zu Schwertern schliff und Wetterstrahl aus muthigen Tönen schlug"? — Stägemann, als er sieben Jahre nach dem Tode des Gefangenen auf St. Helena seine zerstreuten Gedichte gesammelt herausgab, sagte selber in der Vorrede, daß, weil sie als ein Beitrag zur Geschichte des Vaterlandes anzusehen, „nicht weggewischt worden, was die Farbe der Zeit, die sich ein verständiger Leser billig zurückrufen wird, vielleicht zu lebhaft erkennen läßt."

Und wie er damals, als der große Feind die Monarchie Friedrichs für immer unter seinem Gigantenfuße zertreten wähnte, unerschrocken die stürmende Harfe als Schild gegen ihn erhoben hatte, so ließ er 1821 die Todtenhand Napoleons die Saiten rühren. Des Dichters Auge sah nun „drunten, zerschmettert am Fels, den Caesar," und in seinem Gedichte auf „Bonapartes Tod" lautete es:

Sein ruhig Bett umrollen die Wogen, er
Vernimmt sie nicht. Von Rasen ein Teppich hält
Den Busen überwältigt, der einst
Athmend die Reiche der Welt zersprengt hat.

Dann, von des todten Caesars einsamem Felsengrab im Weltmeere, wendet sich der Dichter zu Friedrichs Fürstengruft, an der Jener einst als glücktrunkener Triumphator gestanden:

...... Es schläft auch hier,
Beim Wellenschlag der Havel, dem leisen, schläft
Ein Kriegesheld.

In den Augen des Dichters leuchtet nach wie vor über der Königsgruft in der Soldatenkirche zu Potsdam der Stern Friedrichs, das „Siebengestirn" seiner Schlachten von Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz und Torgau, wo er die Seinen selbst in den Sieg geführt. Uns führt des Helden Stern, ruft er:

Er führt; Ihr folgt ihm, Jünglinge Preußens! Ihr,
Die selben Preußen, welche den Kriegesgott
Entwaffnet, den, desgleichen niemals
Unter den Wehen der Welt zurückkehrt.

Es lebt in den schwungvollen Gesängen Stägemanns, mögen jetzige Kunstrichter auch noch so viel daran mäkeln, doch immer etwas von dem metallenen Klange des Heerhornes, dem Trommelschlag des Sturmmarsches, dem Waffengeklirr und Fahnenrauschen jener eisernen Zeit. Gleich wie einst Tyrtäos durch seine Kriegslieder die Spartaner zum Siege über die Messenier entflammte, so halfen Stägemann und die andern patriotischen Dichter das Kriegsfeuer der Befreiung von der Fremdherrschaft schüren. Ihre Gedichte sind ein frischer Abdruck der Gedanken und Gefühle, welche die Napoleonische, die schreckliche Zeit in patriotischen Gemüthern erzeugt hat. Ihre Lieder, zu Thaten geworden, sind fortlebende Mitzeugen, bleibende Urkunden jener Zeit, zum Theil, wie die Theodor Körners, mit dem Herzblute des tapfern Sängers besiegelt. Aus den Leidens- und Freudenquellen der werdenden Geschichte entsprungen, offenbaren sie oft reiner, als die von den Nachkommen nachgeschriebenen Historien, den vollführenden Geist, wie er damals in den Gemüthern mächtig gewesen.

Der Eine der preußischen Dichter, Schenkendorf, läßt in der schlichten, frommen Weise altdeutscher Gesänge „die Christenbanner wehen“, sein romantischer Sinn zieht ihn zu dem heimathlichen „Schloß im Preußenland auf der Nogat grünen Wiesen“, er sieht in dem eisernen Kreuz das wieder aus der Gruft erstandene heilige Zeichen der gefallenen Ritter von Marienburg, und in ihrem Geiste weiht er den weltlichen Kampf zu einem Kreuzzug. Das Kirchenlied, dieses auf Gotteswort gebaute Volkslied der Christengemeinde, ist der Grundklang seiner inbrünstigen Marsch- und Schlachtgesänge. Sein „Soldaten-Abendlied“ aus dem Jahre 1813 erklingt ganz in der Weise von Paul Gerhardts „Befiehl Du Deine Wege“:

So ruht, ihr müden Glieder,
Vielleicht zum letzten Mal;
Wie bald, so sinkt ihr nieder,
Verletzt von Blei und Stahl!
Wir haben uns ergeben,
Herr Gott, in Deine Hand,
Nimm hin den Leib, das Leben
Für unser Vaterland.

In der Kraft der alten Treue und des alten Glaubens will er einen guten, ehrlichen Kampf gekämpft wissen gegen den äußeren wie gegen den inneren Feind:

Auch du im Lager drüben
Magst ruhig schlafen, Feind;
Wir ha'n mit Schuß und Hieben
Es ehrlich stets gemeint.
Mit Einem aber ringen
Wir Morgens wie zu Nacht,
Er möcht' uns gern verschlingen,
Der Löwe brüllt und wacht.

Wie die Kriegsgesänge Schenkendorfs Gebete, ebenso sind seine Siegeslieder zugleich Buß-Psalmen. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig, der er selber in ihren vier großen Kämpfen von dem Reiter-Gefechte bei Liebert-Wolkwitz an bis zum 19. October beigewohnt, hat er gesungen:

Wir haben an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauscht
Und ihrem frechen Lustgesange
Mit keuschem deutschen Ohr gelauscht.
Die Kraft entschwand uns vor dem Klange,
Im Taumel haben wir vertauscht
Mit eklem Rothwelsch der Garonne
Die Sprache Teuts, des Helden Wonne.

In demselben Liede, welches der Dichter selber „Beichte" überschreibt, heißt es: „So Fürst als Bürger, so der Adel, hier ist nicht Einer ohne Tadel." — Und in keinem andern Stande sieht er deutsche Sitte, deutsches Recht und deutsche Freiheit noch so lebendig, wie in dem Bauernstande. Er ist ihm der liebste von allen. Ihm zu Ehren erklingt 1813 sein Lied:

Die Hoffart zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost an Ritterschilden;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

Du aber bau'st ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest gold'nen Samen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde.

Hast Gotteslust und Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen,
Wenn sich in deine Hürd' einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

Die Demuth und die Dienstbarkeit
Der Schönheit und der Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke.

Des Jünglings frühe Tüchtigkeit
In würdigen Geschäften,
Der alten Männer Trefflichkeit,
Bescheiden in den Kräften.

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauernring
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus
Ein frischer Quell erheben. —

Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, vom Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen.

Und bei all' seiner treuherzigen Begeisterung für das alte fromme, tapfere, ehrenfeste Deutschland, das sich als eine feste Burg der Christenheit wieder aufbauen soll; bei all' dem tiefen Heimweh nach dessen versunkener Herrlichkeit, welches aus seinen Liedern klagt, ist unser Dichter aus Tilsit gleichwohl,

wie Eichendorff von ihm sagt, „mit Leib und Seele ein Preuße." Und auch das ist preußische Art, daß er in der Furcht Gottes die Schrecken der Schlachten überwindet. Ist denn nicht von den Soldaten Friedrichs bekannt, daß sie Kirchenlieder als Schlachtlieder gesungen? Ja, als sie dort bei Leuthen am 5. December 1757 zur Feldmusik einen Vers aus dem alten, von Johann Heermann in der Zeit des dreißigjährigen Krieges gedichteten Liede: „O Gott, du frommer Gott" anstimmten, und ein Befehlshaber fragte, ob er den Soldaten das Singen wehren sollte, was antwortete da der König, auf den sich die Freigeister so gern berufen? „Nein, lasse Er das," war Friedrichs Antwort; „mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen." —

So ergänzt der eine der preußischen Sänger den andern, wenn auch jeder, gleichwie der Vogel seinen eigenen Flug, so seinen besondern Zug hat. Den Zwiegesang Beider muß man hören, wenn man den Vollklang der Gemüthsstimmung am Vorabend und am Morgen der Befreiung des Vaterlandes, den Urton jener dunklen und hellen Tage in seiner Tiefe und Höhe vernehmen will. Zieht den Einen sein Heimathsgefühl nach Marienburg, so fühlt dagegen der Andere sich nur in Brandenburg, in dem Stammlande des Königreichs daheim. Singt Schenkendorf von der deutschen Ritterburg an der Nogat, so singt Stägemann dafür von dem preußischen Königsschlosse an der Havel:

Stillbewegt von gleitenden Schwanen, rauscht
Die Silberfluth der Havel zu Liedesgruß.

Klagt Schenkendorf um die versunkene Herrlichkeit des „heil'gen deutschen Reichs" und sehnt sich wehmüthig nach ihrer Wiederkunft, so trauert Stägemann um die gefallene Monarchie Friedrichs, ruft aber getrost: „Der Völker Zukunft ruht in der Könige Vergangenheit;" er wappnet „der Saiten Gold" aus dem Rüsthause des alten preußischen Waffenruhms und athmet frisch auf in der Luft, wo Friedrichs Adler zur Sonne fliegt. Schließt Schenkendorf sich mit seinen romantischen Gedichten an den seelenverwandten Novalis, so reiht Stägemann sich dagegen mit seinen antik gegliederten Versen an die älteren Sänger Friedrichs, an Ewald von Kleist, den bei Kunersdorf verbluteten Odendichter der preußischen Armee; an Ramler, der das für Friedrich sein wollte, was

Horaz für Augustus war; an Vater Gleim, den Sänger der Kriegslieder eines preußischen Grenadiers; an Lessing, der gleichfalls „ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet," im Aufschwung und Tonfall der Alten besang und dazu in seinem preußischen Soldatenstücke „Minna von Barnhelm" der deutschen dramatischen Dichtung ihr bestes Lustspiel schuf. — Zwar: neudeutsche Geschichtschreiber der National-Literatur sind heut zu Tage schnell fertig mit dem absprechenden Worte über jenen älteren preußischen Dichterkreis, der sich um Gleim gesammelt, und dem sich in der Folge Stägemann beigesellt hat. Aber sie vergessen dabei das, was Goethe, der doch wohl auch etwas von deutscher Dichtung verstanden, aus den Erinnerungen seiner Jugend-, Jünglings- und Mannesjahre darüber aufgezeichnet hat:

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen. — Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt. Ramler singt auf eine andere höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth. Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. — Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können."

Jene ältere preußische Dichtergruppe, welche in ihren streng an den antiken Versbau gebundenen Strophen das straffe soldatische Zeitalter Friedrichs gern mit der mythologischen Griechen- und Römerwelt paart, hat an Stägemann einen eben so getreuen Nachfolger, wie die gleichfalls von

norddeutschen Protestanten entsprossenen Romantiker, welche die Flamme ihrer Begeisterung an dem in die Finsterniß scheinenden Glaubenslichte der alten deutschen Christenwelt entzünden, solchen an Schenkendorf besitzen. Und gleichwie Schenkendorf, der schlichte, herzinnigliche Meistersänger der lebendigen Romantik des Befreiungskrieges, wie sie zuerst in der schwarzen Racheschaar des Herzogs von Braunschweig, in Ferdinand von Schill und Andreas Hofer vorgeleuchtet hat, eben so ist Stägemann, der preußische Tyrtäos, ein Merkmal jener Zeit. Denn — so schrieb Arndt, der Sängerheld von der Insel Rügen, 1813, im ersten Jahre der Befreiung — „Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Uebungsplatz und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse ward eine Waffenschmiede."

Wie ein frischer Wellenschlag aus dieser kriegerischen Strömung, die damals das Preußenvolk zu den alten Adlerfahnen riß, klingt es zu uns herüber, wenn Stägemann im Januar 1813 bei des Königs Aufbruch von Berlin nach Breslau singt:

Auf, Kriegeslied! nicht bloß die Eisenklinge
Bewahrt des Brandenburgers treuen Muth.
Auch du, Gesang, du Waffe Gottes, schwinge
Dein flammend Schwert und setz' in helle Glut.

Ein deutscher Geschichtschreiber, eben damals Schüler des Elisabeth-Gymnasiums in Breslau, Wolfgang Menzel, schreibt aus den Tagen, da das Preußenvolk sich auf seines Königs Ruf wie Ein Mann erhoben hat:

„Jünglinge und Männer drängten sich überall mit dem besten Willen und dem feurigsten Kriegsmuth herbei; nur an Uniformen, Lederwerk und anderem nöthigen Material, so wie an Geld, war entsetzlicher Mangel, und man sah noch lange ganze Bataillone ohne Tornister nur mit Leinwandsäcken auf dem Rücken und ohne Mäntel, die sie erst vom Feind erbeuten mußten. In der Genügsamkeit, Nüchternheit und zähen Ausdauer wie in der Tapferkeit kamen diese Preußen von 1813 den Spaniern gleich, übertrafen sie aber bei Weitem in der Disciplin und in dem Geschick, taktische Körper zu bilden. Die Schnelligkeit, mit welcher aus rohen Bauern-

jungen und eleganten Commis und Studenten, die nie Pulver gerochen hatten, die gewandtesten, schlagfertigsten und Napoleons alter Garde ebenbürtigen Divisionen erwuchsen, wird immer wunderbar bleiben und ist nicht bloß aus der Begeisterung der Zeit, sondern aus dem Stammescharakter überhaupt und aus der Schule Friedrichs des Großen, aus den ruhmvollen Traditionen der preußischen Armee zu erklären."

Ehre darum dem Andenken auch des Dichters, der schon zuvor, als die Monarchie Friedrichs noch in „babylonischer Gefangenschaft" geschmachtet, kühn wie Wenige die Traditionen des brandenburgischen Stammescharakters, des großen Königs und des alten preußischen Waffenruhmes in heroischen Gesängen fortgepflanzt hat. Ja, Ehre dem Andenken des einen wie des andern unserer preußischen Dichter!

Der eine, der Schwan von der Memel, hat bald nach dem Befreiungskriege, den er mitgestritten, ausgesungen: Schenkendorf, nach dem zweiten Pariser Frieden auf seinen Wunsch vom König als Regierungsrath in Koblenz angestellt, ist dort in einem Hause am Rhein (dem heutigen Gasthause Bellevue) am 11. December 1817 heimgegangen mitten unter den Kränzen und Blumen seines dreißigjährigen Geburtstages; der andere, Stägemann, erst vortragender Rath bei Stein, dann bei Hardenberg und 1816 von seinem König geadelt, hat 1837 als Staatsrath im Ministerium des königlichen Hauses sein funfzigjähriges Jubiläum im preußischen Staatsdienst erlebt und ist Ende 1840 in dem hohen Alter von 77 Jahren gestorben. Die letzte seiner im Jahre 1828 gesammelten „historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" ist ein Trauergesang auf den Tod des Kaisers Alexander I. von Rußland. Er gedenkt darin eines entscheidenden Momentes in dem weltgeschichtlichen Kampfe:

Jenseit des Rheins aufjauchzendem Wogentanz,
Als Blüchers Schwert sich auf ein bezeichnet Haupt
Bald blitzentlud in heißer Kampfgier,
Bald von bezauberten Erzen abglitt:

Da traf ein Pfeil aus hohen Erleuchtungen,
Der Todesweihe Flammengedanke traf
Den tapfern Zar. „Austilg' ich, aus ihn
Oder verwes' in dem Boden Frankreichs.

Ihn tilg' ich aus, der dieses gemarterte
Jahrhundert grausam, gleich dem gequälten Hirsch,
Zum Untergange jagt, und blutig-
Schnaubender Meute zerfleischt es hinwirft.

Zur Erklärung des in seinem Liede Erzählten merkt Stägemann an: „Es war im Anfange des Feldzuges von 1814 in Frankreich, als der Kaiser Alexander eine verderbliche Lauheit in den Kriegsunternehmungen wider Bonaparte wahrzunehmen glaubte und die Entschließung äußerte, die der Gegenstand der obigen Strophen und durch Bonapartes Vernichtung das Heil der Welt geworden ist."

3.

Kaiser Alexander I. und Knesebeck.

Als Napoleon am 17. April 1813 von Paris in Mainz angekommen war, um, wie er mit einem Schlag an den Degen äußerte, „diesen neuen Krieg nicht als Kaiser, sondern als General Bonaparte zu führen“ — eine Drohung, welche zur verhängnißvollen Weissagung seines Endes werden sollte — da sprach er dort auch seinen bisherigen Gesandten am preußischen Hofe, den Grafen von St. Marsan, der bei des Königs Aufruf an sein Volk von Breslau abgereist war. Eine der ersten Fragen, welche Napoleon an ihn that, war die:

„Entsinnen Sie sich wohl noch jenes Berichtes, den Sie mir vorm Jahr, beim Ausbruch des russischen Krieges, von einem preußischen Offizier aus Berlin nach Paris geschickt haben?“

„Ja, Sire“, antwortete St. Marsan, dem augenblicklich der Bericht wieder einfiel, den dieser preußische Offizier aufgesetzt, als er von St. Petersburg, wohin ihn Friedrich Wilhelm III. an Alexander gesandt hatte, nach Berlin zurückgekehrt war.

„Jener Rapport, war er nicht von einem gewissen Herrn von Knesebeck?“

„Ja, Sire.“

„Was glauben Sie, wird er wohl in diesem Kriege angestellt sein?“

„Das glaube ich wohl, Sire, denn ich habe ihn vor meiner Abreise aus Breslau dort bemerkt.“

„Dieser Mensch“, sprach Napoleon weiter, „hat richtig vorausgesagt, wie es in Rußland kommen werde, man muß ihn nicht aus den Augen lassen.“

„Dieser Mensch“ — hätte der bisherige französische Ge-

sandte weiter bemerken können — „seit dem Tilsiter Frieden Oberstlieutenant a. D. und auf seinem Landgute Carwe bei Neu-Ruppin anscheinend nur mit Ackerbau beschäftigt, steht seit dem 6. März 1813 seinem König in Breslau als General-Adjutant zur Seite.“

„Dieser Mensch“ ist es auch, von dem der damalige erste General-Stabsoffizier Blüchers, späterhin General-Feldmarschall Freiherr von Müffling in seinen hinterlassenen Papieren schreibt: „Er entfaltete neben dem gereiften Urtheil und dem klaren Verstande eines der größten Strategen ein reiches ausgestattetes Gemüth.“

„Dieser Mensch“ ist es ferner, von dem E. M. Arndt, der ihn im Februar 1813 als Gesandten Friedrich Wilhelms III. im Hauptquartiere Alexanders zu Kalisch sah, unter Anderm schreibt: „Weil der Charakter und die Wirksamkeit dieses Mannes oft sehr falsch und mit einseitiger Gehässigkeit dargestellt ist, weil er besonders von den sogenannten Liberalen oft als ein schlimmer eingerosteter Ultra-Junker-Aristokrat geschildert ist, so soll hier zur Berichtigung und auch zur Rechtfertigung des Ehrenmannes ein Wort stehen. — Knesebeck war keineswegs ein von kurbrandenburgischen Junkervorurtheilen tief eingerosteter Mann, umgekehrt — als junger Hauptmann und Major in den Feldzügen von 1792—95 gegen die Pariser Republikaner neigte er sich ihren Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit zu, die aber von vielen der ersten Bekenner sehr entweiht werden sollten. Er blieb sein Leben lang ein freisinniger Mann, war überhaupt ein sehr unterrichteter und gebildeter Soldat. — Bei seinen Sendungen zum russischen Kaiser, jetzt bei der Sendung in's kaiserliche Hauptquartier hat er treue und gute Dienste geleistet, hat über Preußens geographische und militärische Stellung zu Rußland und Polen und über Preußens künftige Grenzen viele nöthigste und nützlichste Winke gegeben. Wenn man diese Winke bei den Unterhandlungen nur befolgt hätte oder bei dem hastigen Sturz und Ueberstürz der Dinge, worin später die ganze europäische diplomatische Kunst mitspielte, nur hätte befolgen können!“

„Dieser Mensch“, dieser Ehrenmann, für den der doch gewiß freisinnige Arndt gegen die sogenannten Liberalen in die Schranken tritt, ist es endlich, an den König Friedrich Wilhelm IV. am 7. October 1847 aus Sanssouci geschrieben

hat: „Theurer, verehrter Freund! Es ist eine fulminante Cabinets=Ordre an Sie unterwegs, in welcher ich Sie wegen Ihres Betragens vor dem Feinde und im Rathe Ihrer Könige mit der höchsten Würde des Heeres bekleide, d. h. Sie zum General=Feldmarschall ernenne. Eine kühle Cabinets=Ordre paßt nicht zu unserem alten Freundschaftsverhältniß. Ich muß etwas Warmes darauf gießen, ein kleines Bächlein eigener Tinte fließen lassen. Ich muß Ihnen sagen, daß ich mich glücklich fühle, endlich zur Erfüllung eines langgehegten Wunsches zu gelangen. Es war mir eine Angelegenheit — wie soll ich sagen — der Ambition? der Dankbarkeit? der Anerkennung glorreicher Erinnerung? Nun Sie, theuerster Knesebeck, sind ein Dichter in schönster Bedeutung des Wortes, d. h. ein Mann, der das Privilegium hat, für gute und große Dinge das schönste und richtigste Wort zu finden. Geben Sie selbst meinem Gefühle den Namen. Zwei unauslöschliche Bilder aus Ihrem Leben, die ich mit meinen Augen schaute, zwangen mir gebieterisch das Verlangen auf, Sie einst den Marschallstab in Ihrer Hand zu sehen: 1) Wie Sie trotz des Dreinredens zweier Monarchen und zahlloser Unberufener das Abbrechen der Schlacht von Bautzen dictirten und den glorreichsten Rückzug, den siegesschwangersten der neuen Kriegsgeschichte durchsetzten; 2) wie wir „siegesselig" auf dem Markte von Leipzig dem gekrönten Gascogner begegneten, und derselbe mit einem Wonneruf die Wahrheit besiegelte, die Wirklichkeit aussprach: daß Ihr Feldzugsplan allein uns dahin geführt. Wenn Sie meinen Stolz, Sie meinen Freund nennen zu dürfen, und so manche herrliche gemeinschaftliche Erlebnisse der spätern schönen Friedenszeit und die traulichen Abende in der „grünen Ecke" addiren wollen, so wird Ihnen mein Gefühl klar werden und Sie werden das mir fehlende Dichterwort der Bezeichnung finden. Gott erhalte den General=Feldmarschall Freiherrn von dem Knesebeck viele Jahre der Menschheit, dem preußischen Heere und dem Herzen seines treuesten Freundes und Verehrers!"

So der König an Knesebeck, der König, der als Kronprinz der tapfere Waffenbruder jener Streiter für König und Vaterland gewesen, und von dem Schenkendorf im Frühjahre 1813 aus eigener Anschauung in der Schlacht bei Lützen oder Groß=Görschen gesungen hat:

Wer sprenget auf dem stolzen Roß
Bis in die vordern Reihen
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das muntre Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron.

Drob zürnet ihm des Königs Muth
Und straft mit mildem Worte:
Zurück, Du junges Zollernblut,
Zum angewies'nen Orte.
Du rascher, junger Königssohn
Mußt erben ja den hohen Thron.

Und Knesebeck, aus dessen Leben des Königs Hand die obigen zwei Bilder aufgezeichnet: was that er? Er lehnte die ihm von seinem dankbaren König zugedachte höchste Würde des Heeres ab. Er schrieb am 8. October 1847 an Friedrich Wilhelm IV.: „Mein gnädigster lieber König und Herr! Nein! — Nein! — Das geht nicht. — Ew. Königliche Majestät sind zu gnädig gegen mich, das kann, das darf ich nicht annehmen. Achtzig Jahre drücken mein Haupt — ich kann nicht mehr reiten und nicht mehr hundert Schritte gehen, ohne außer Athem zu sein — das wäre eine Satyre auf alle Feldmarschälle der jetzigen Zeit! — Ich würde selbst über mich lachen und der Welt eine Zielscheibe des Witzes werden. Mein Abschied allein kann hier den Ausweg geben — meine Zeit ist gekommen. — Ich wollte Ew. Majestät schon im Anfange dieses Jahres darum ersuchen. — Ew. Majestät Gabe der allgemeinen Landstände hielt mich ab; es hätte aussehen können, als wäre ich nicht einverstanden mit diesem hohen Geschenk. — Jetzt ist der Zeitpunkt dazu da. Das umliegende Schreiben enthält dazu mein officielles Gesuch! — Ich hoffe, Ew. Majestät werden es mir in Gnaden gewähren, und wenn Allerhöchstdieselben mir das in Ihrem so gnädigen Schreiben vom gestrigen Tage bezeichnete Wohlwollen in der darin ausgesprochenen Weise öffentlich bezeigen wollen, so ist Gelegenheit dazu meiner Seits dann geboten, wenn ich auch wohl fühle, daß ich mehr Ew. Majestät Gnade, als meinen geringen Leistungen diese Auszeichnung verdanken werde. Gestatten es meine Kräfte und Gesundheit, so komme ich mit Ew. Majestät gnädiger Erlaubniß dann im Frack auf einige Tage nach Sanssouci, um Ew. Majestät meinen unter-

thänigsten Dank für alle mir in meinem Leben so vielfach bewiesene Gnade und Wohlwollen zu Füßen zu legen und Sanssouci in Ew. Majestät und Ihrer Majestät der Königin so wohlthuender Nähe zu verleben, indem ich im Vertrauen auf Gottes weise Fügung und in tiefer Ehrfurcht und Liebe zu Ew. Majestät ersterbe Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster, treu gehorsamster Carl von dem Knesebeck."

„Le style c'est l'homme" lautet ein bekannter, als Sprüchwort eingebürgerter Satz des berühmten französischen Naturforschers Buffon. Und wenn man auch nicht immer sagen kann: wie der Styl so der Mensch; bei einem wahrhaften Mann wird das Wort doch immer eine Offenbarung seines Geistes und Herzens sein, jede Aeußerung ein Ebenbild seines inneren Menschen, seine Schreibart ein Abdruck seines Charakters.

Am 8. October 1847 hatte Knesebeck den ablehnenden Brief an den König geschrieben. Am 9. October schrieb Friedrich Wilhelm IV. aus Sanssouci an Knesebeck zurück: „Es ist mir so weh um's Herz, geliebter, hochgeehrter Freund! aber Ihr Edelmuth, ächt preußisch, ächt patriotisch, Ihr antik großartiger Edelmuth siegt und überwindet, nach entsetzlich schwerem Kampfe, meinen Widerstand. Gott lohne Ihnen tausendfach das herrliche, vorleuchtende Beispiel, welches Sie dem Heere, dem Adel, dem Volke von je her bis zum 6. October 1847 gegeben haben. Das kann kein König belohnen, ich sage es, die Thräne im Auge! Zerstören Sie die Cabinets-Ordre, die Ihre Marschalls-Würde enthält, ja nicht. Ich will, daß Sie dieselbe Ihrem Sohne, Ihrem Geschlecht vermachen. Schreiben Sie aber sogleich eigenhändig darauf: „Auf meine Bitte hat der König die Kraft dieser Ernennung aufgehoben", und legen die Abschrift Ihres „Nein! Nein!" dabei. — Müffling hat den Marschall-Charakter beim Abschied mit großem wohlthuenden Danke angenommen. Ich will und erwarte keinen Dank von Ihnen, allertheuerster Knesebeck; aber dem Unvermeidlichen müssen Sie sich fügen. Ist Müffling beim Abschied mit dieser Würde bekleidet, so muß Knesebeck Marschall heißen, er wolle, oder wolle nicht; das erfordert die Ehre des Heeres, des preußischen Rockes, meine eigne Ehre! Der Abschied — das ist ein häßliches Wort! — aber Sie wollen es ja!!! — Der

Abschied!!! giebt Ihnen das Recht, den Frack zu tragen. Und so kommen Sie zu uns, treuester und bester der Freunde, je eher, je lieber, ehe denn alles Laub gelb und gefallen ist. Sie sollen hier in Sanssouci ein gutes, comfortables, warmes Zimmer finden, wo Sie sich ein paar Tage ruhen können. Elise freut sich herzlich, Sie zu begrüßen; sie hustet zwar etwas, aber ihre Kräfte und ihr Aussehen hat „Gottlob" ungemein zugenommen. Ich soll Sie freundlichst von ihr grüßen. Leben Sie wohl, theuerster Knesebeck! und beruhigen Sie sich und gehen Sie im Sturm edelster Gefühle nicht zu weit, denn Sie haben „bei Gott" keinen wärmeren, treuern und hingebenderen Freund, als Ihren alten Verehrer Friedrich Wilhelm IV."

„P. S. Ihre Wohnung, versteht sich von selbst, bleibt Ihnen vorbehalten." —

Bautzen und Leipzig nennt der König als die blutigen Felder der Ehre, wo er als Augenzeuge den dereinstigen Marschallstab für Knesebeck hat hervorsprießen sehen.

Von jener entscheidenden Stunde der zweitägigen Bautzener Schlacht erzählt der Graf Henckel von Donnersmark ebenfalls als Augenzeuge: „Dem Verdienste seine Kronen, und wenn es selbst das eines nahen Verwandten ist. Der General von dem Knesebeck trat mit den beiden Monarchen bei Seite und stellte ihnen die hohe Wichtigkeit des Augenblicks vor. Er gab ihnen zu bedenken: „ob sie es auf die Entscheidung des Tages ankommen lassen wollten, alle die schönen Pläne scheitern zu sehen, oder lieber den günstigen Augenblick auffassen, um das Gefecht abzubrechen. Es wäre aber dabei kein Augenblick zu versäumen, wenn wir nicht in die Gebirge hineingeworfen sein wollten. Man könne zwar noch einmal Alles auf's Spiel setzen, aber für den zweifelhaften Erfolg könne er nicht stehen." Die Monarchen stimmten sogleich ihm bei, der Rückzug wurde beschlossen, und Knesebeck nahm die Ordonnanzoffiziere zusammen und dictirte ihnen die nothwendige Disposition. Sie bestand in einer Rechtsrückwärtsschiebung des Ganzen mit Festhaltung des linken Flügels, so daß der Feind eine ganze Weile in der Täuschung blieb, diese Bewegung geschehe nur, um uns nach unserm rechten Flügel zu concentriren. Um fünf Uhr war Alles in voller Bewegung, die wie auf dem Exercierplatze ausgeführt

wurde. Der Feind selbst hat diesem wahrhaften Abbrechen des Gefechts seine Bewunderung gezollt, denn es ist auch nicht das Geringste dabei eingebüßt worden."

Napoleon hatte dort mit einem Verlust von 20,000 Mann zwar Terrain gewonnen, aber keine Schlacht. Denn keine Fahne, keine Batterie, keine Gefangenen, außer einigen schwer Verwundeten, waren als Siegeszeichen erbeutet. Sonst, wenn er sich nach einem so mörderischen Kampfe als Herrn des Schlachtfeldes gesehen hatte, war alles feindliche Geschütz, waren Tausende von Kriegsgefangenen als Trophäen in seiner Hand geblieben. Hier fand er nur wenige in den geräumten Schanzen zurückgelassene Kanonen und diese demolirt. „Diese Menschen", entfuhr es ihm da, „selbst nach solcher Schlächterei lassen sie mir kaum einen Nagel liegen!"

Auf jenem Markte von Leipzig, dessen Friedrich Wilhelm IV. „siegesselig" gedenkt — auf demselben Markt, wo König Friedrich Wilhelm III. seinem am 19. October 1813 Mittags zuerst in Leipzig eingedrungenen Feldherrn zuruft: „Willkommen, Feldmarschall Blücher!" und Kaiser Alexander den von nun an also genanten Marschall Vorwärts als den „Befreier Deutschlands" umarmt, und Kaiser Franz ihm die Hand schüttelt — hier hat auch Müffling mit Knesebeck über die Verfolgung des Feindes gesprochen. „Wir waren beide der gleichen Ansicht", schreibt Müffling, „daß wir uns nicht allein an Napoleon anhängen müßten, um ihn über den Rhein zu treiben, sondern mit ihm zugleich überzugehen und auf Paris zu folgen, um dort den Frieden zu schließen. Knesebeck zweifelte zwar nicht an der Zustimmung des Kaisers Alexander und unsers Königs, sah aber einigen Widerstand von Seiten Oestreichs voraus, welcher durch seinen Krieg in Italien veranlaßt werden konnte; die Hauptschwierigkeit aber sah er in den Klageliedern der commandirenden Generale, ihren Armee-Corps doch endlich einmal eine Ruhezeit zur Ausrüstung für ein so weit führendes Object, zur Bekleidung, Versehen mit Munition und Herstellung der Waffen zu gönnen. Die schnelle Verfolgung bis zum Rhein war ganz unerläßlich zur Sprengung des Rheinbundes und Befreiung der Rheinbunds-Truppen aus den französischen Divisionen, in welche sie noch eingeschachtelt waren. Knesebeck hoffte, daß, wenn Blücher es übernähme, Napoleon auf dem Fuß zu folgen, es gelingen werde,

die große Armee über Würzburg und die Nord-Armee über Kassel und Preußisch-Minden an den Rhein zu dirigiren. Er übernahm alles Weitere, im Conseil der Souveräne durchzusetzen. Gneisenau, mit dem ich gleich darauf noch auf dem Markte sprach, während unser General en Chef (Blücher) von den Kaisern cajolirt wurde, war vollständig einverstanden."

Ja, „dieser Mensch", von dem Napoleon vor einem halben Jahre in Mainz gesagt, man müsse ihn nicht aus den Augen lassen: er war wirklich nicht nur in diesem Kriege angestellt, er war als General-Adjutant auch, wie Graf Henckel berichtet — „im Besitze des vollen Vertrauens seines königlichen Herrn und mit der Freundschaft des Kaisers Alexander beehrt. Nicht selten mit vielfachem Widerspruch kämpfend, ward ihm dennoch am Ende immer die Genugthuung zu Theil, die Monarchen für seine überwiegenden Gründe zu gewinnen. Das Vertrauen der Monarchen zu ihm war so groß, daß in Frankreich, als er von der Gicht heftig ergriffen war, der Kriegsrath vor seinem Schmerzenslager gehalten ward."

Das Vertrauen Friedrich Wilhelms III. besaß Knesebeck seit dem Abend des Schlachttages bei Auerstädt, wo er (damals Quartiermeister im Generalstab) den König vor drohender Kriegsgefangenschaft bewahrt hatte; das des Kaisers von Rußland erwarb er sich zuerst während des Winterfeldzuges von 1806 bis 1807 durch seinen Plan zur Schlacht bei Pultusk. Nach dem Tilsiter Frieden zog er sich in tiefer Trauer um Preußens Fall auf sein Landgut Carwe zurück. Hier verfolgte er, anscheinend außer Dienst und nur Landwirth, scharfen Blickes den Gang des Eroberers.

Als Napoleon gegen Rußland rüstete, da saß Knesebeck über den Karten, suchte sich ein Bild von dem muthmaßlichen Kriegsschauplatze zu machen und fand, daß Alexander an den weiten Steppen seines Riesenreiches den mächtigsten Bundesgenossen habe; ja, einen unüberwindlichen, wenn er anfänglich jeder entscheidenden Schlacht mit dem an rasche Schläge und einen hastigen Siegeslauf gewöhnten Eroberer ausweiche, ihn dadurch in's innere Rußland hineinziehe, den Feldzug in die Länge spinne und den Gewaltigen, bei dem der Krieg bisher den Krieg ernährt, in einen aufreibenden Kampf mit Raum und Zeit verwickele. Sehen wir, was Knesebeck selbst darüber schreibt in den eigenhändigen Aufzeichnungen, welche ein

halbes Jahr nach seinem Tode aus den hinterlassenen Papieren des Feldmarschalls im Druck erschienen, und zwar zuerst in einem der kriegswissenschaftlichen Beihefte zum „Militär-Wochenblatt" vom Juli und August 1848. Es erhellt daraus zugleich der Hergang jenes Berichts, an den Napoleon ein Jahr nachher dachte, als das ihm von „Monsieur de Knesebeck" vorher gesagte Schicksal in Rußland wirklich über ihn und die große Armee gekommen war.

„Die Karte von Rußland" — schreibt Knesebeck — „kam nicht von meinem Pulte; ich sah den unermeßlichen Raum, berechnete die möglichen Märsche des Eroberers, der von der Seine her über Rhein, Elbe, Oder und Weichsel in Rußland einzudringen hatte, und die beiden großen Alliirten, die Rußland, und zwar Rußland von allen Staaten Europas allein, hatte — Raum und Zeit — traten mit einer Lebendigkeit vor meine Seele, die mir keine Ruhe mehr ließ. Zur Gewißheit wurde es mir: so ist Er zu besiegen und muß Er besiegt werden! Zum Kaiser Alexander mußt du hin! Ich rechnete dabei auf Pfull, der in Petersburg war, und noch mehr auf des Kaisers mir bekannte hochherzige Gesinnung und seine mir 1806 und 1807 mehrfach bewiesene Gewogenheit und Vertrauen.

Wie aber nach Petersburg kommen? Um in Berlin zu jeder Zeit unbemerkbarer zu sein, hatte ich seit 1809 dort eine Chambre garnie. Mein Koffer hier mit den nöthigen Karten war immer gepackt! Also auf und nach Berlin! Mit Scharnhorst fortwährend auf dem vertrautesten Fuß, war gewöhnlich mein erster Gang zu ihm, so auch jetzt. Der Abend meiner Ankunft fand mich in seinem Hause. Auf der Treppe begegnete mir der russische Gesandte Graf Lieven mit einem Portefeuille unter dem Arm. Von dem Kriege 1806 her ihm bekannt, hieß er mich freundlich willkommen und lud mich ein, morgenden Tages im Familienzirkel bei ihm zu essen und etwas vor Tische zu kommen. Scharnhorst — sonst immer sehr offen gegen mich — war den ganzen Tag höchst verschlossen, und so oft ich das Gespräch darauf brachte, was man in dem bevorstehenden Kampfe unsererseits thun würde? brach er es ab. Ich combinirte: Lieven am finstern Abend zu Fuß mit einem Portefeuille bei Scharnhorst — Scharnhorst stumm

und verschlossen — hier trieben sich geheime Sachen zwischen Beiden!

Am andern Morgen, während Scharnhorst den Vortrag beim Könige hatte, ging ich zu Lieven. Dieser, meine Gesinnungen kennend und nicht zweifelnd, daß für meine Person ich in dem bevorstehenden Kampfe nur auf russischer Seite sein könne, war etwas offener gegen mich. Ich ahnte, daß man etwas trieb, wodurch Preußen keine Wahl mehr geblieben sein würde, welche Partei es ergreifen könne. Ein schnelles Vorrücken der russischen Truppen, so weit es gehen würde, schien der Kriegsplan Rußlands zu sein! Dies war dem meinigen gerade entgegen. Ich sah, es war keine Zeit zu verlieren, und forderte beim Könige eine Audienz. Durch den Flügel-Adjutanten, der den Tagesdienst hatte (mich dünkt, es war Natzmer), ließ er mir sagen: bei seiner gewöhnlichen Mittagsspazierfahrt nach Charlottenburg möchte ich in dem dortigen Schloßgarten mich einfinden, dort würde er mit mir sprechen.

Dies geschah. Ich setzte nun hier auseinander, wie ich vermuthete, was im Werke und der Plan Rußlands in dem bevorstehenden Kriege sei, wie unfehlbar die Staaten Sr. Majestät der Kriegsschauplatz hierdurch werden und gänzlich zu Grunde gehen müßten; andererseits meine Ueberzeugung aber dahin ginge, daß der Kaiser Alexander seinen Zweck, den Eroberer zu besiegen und Europa von seinem Joche zu befreien, hierdurch nicht erreichen, sondern gerade die Vortheile aus der Hand geben würde, welche ihm die Lage, Beschaffenheit, Entfernung und der Raum seiner Staaten über seinen Gegner gewährten. Nach meiner in der Stille reiflich durchdachten Idee müsse Rußland vielmehr seinen Gegner nicht allein kommen lassen, sondern ihn immer tiefer in das Land hineinziehen, durch partielle Gefechte ihn täglich schwächen, jede Hauptschlacht aber vermeiden und dadurch des Feindes Communicationslinie so viel als möglich verlängern, wodurch seine Ersatzmannschaften und Verstärkungen ihn nicht erreichen, er täglich schwächer werden und zuletzt untergehen müsse, wie das Beispiel Karl's XII. schon einmal Rußland gezeigt habe. Um dies zu erreichen, müsse Se. Majestät sich daher in die traurige Nothwendigkeit fügen, für den Moment mit Frankreich und gegen Rußland zu gehen. Auf 20,000 Preußen mehr in der Waagschale Frankreichs käme es hier für den Augenblick

wohl nicht an; nur Festungen müßten Napoleon in Preußen durchaus nicht mehr eingeräumt und möglichst dahin gewirkt werden, daß das preußische Corps zusammenbliebe und eine selbstständige Stellung erhielte, um, wenn das Glück sich wende, zur rechten Zeit umkehren und sich der Fesseln entschlagen zu können, in denen Frankreich jetzt Preußen geknebelt hielte. — Sorgfältig hätte ich die Märsche berechnet; wahrscheinlich würde Napoleon nicht eher in Rußland einbrechen, als bis die grüne Fourage ihm erlauben würde, seine Cavallerie, Artillerie und Trainpferde dort zu ernähren; zöge der Krieg sich durch das vorgeschlagene System aber dann in die Länge, so könnten Evenements nicht ausbleiben, und der Winter in diesen wenig bevölkerten Landstrichen neue Schwierigkeiten hervorbringen, je zahlreicher die Truppenmasse gewesen sein würde, mit der er in Rußland eingebrochen sei!

Wie ein inspirirter Apostel hatte ich mit der größesten Lebhaftigkeit und Enthusiasmus gesprochen. Der König, der dies sonst nicht gut leiden konnte, und dessen kalter und ruhiger Beurtheilungsgeist dieser Art des Vortrages gewöhnlich zuwider war, hatte mich ohne Unterbrechung über eine halbe Stunde ruhig angehört und erwiderte dann kalt:

„Ist mir Alles wohl schon beigefallen; die Herren hier aber wollen alle das Gegentheil, soll mich gleich mit Rußland vereinigen; sehe aber wohl ein, daß dabei nichts Gutes herauskommen wird. Mit Kaiser Alexander will ich auch nicht gerne ganz brechen, wissen ja, wie wir stehen, und wird sich schön bedanken, die Franzosen in sein Land zu lassen, wie Sie wollen!"

Auf meine Erwiderung, daß es doch darauf ankäme, wenn dem Kaiser Alexander vorgestellt würde, wie dies der einzige sichere Weg wäre, seinen Zweck zu erreichen, Europa von dem Joche Napoleons zu befreien, ob derselbe nicht darauf eingehen würde; Kaiser Alexander habe so großartige Ideen, daß es doch wohl zu versuchen sein möchte, ihm dieses vorzutragen — ward der König still, besann sich eine Weile und sagte:

„Werde Sie am Ende hinschicken; der Kaiser hat ja immer sehr großes Vertrauen zu Ihnen gehabt und Ihnen wohlgewollt, dann können ihm ja Ihren Gedanken vortragen" (auf das Ihren den Accent legend).

Ich begriff, was dieser Accent bedeutete, gab solches durch eine Verbeugung zu erkennen und bat nur, daß ich denn mög-

lichst bald und unter irgend einem Vorwande, doch so abgeschickt würde, daß ich nicht ganz unofficiell dastände und sicher wäre, vom Kaiser gehört zu werden. Der König sagte mir nun, er werde mit dem Staatskanzler darüber sprechen, wie sich die Sache wohl machen lassen würde, und er habe darüber eine Idee — der Staatskanzler würde mir das Weitere sagen.

Den Tag darauf wurde ich beim Kanzler zu Mittag geladen. Nach Tische nahm er mich in sein Zimmer und eröffnete mir: auf den Wunsch Napoleons habe der König sich entschlossen, noch einen Versuch beim Kaiser Alexander zu machen, den Krieg zu vermeiden, und demselben im Namen des Königs vorzustellen, wie der König, wenn der Krieg ausbrechen sollte, gezwungen sein würde, gegen ihn, den Kaiser Alexander, seine Truppen marschiren zu lassen; wie schwer dies aber seinem Herzen würde u. s. w. und wie sehr er deshalb wünsche, der Kaiser Alexander möge Alles thun, was möglich wäre, um den Frieden zu erhalten. Bei dem großen Vertrauen, das Kaiser Alexander mir in Bartenstein bezeigt, und dem Wohlwollen, mit dem derselbe mich beehrt, hätte Se. Majestät mich zu dieser Mission bestimmt. Ich würde dazu auch Empfehlungen vom Grafen St. Marsan an den französischen Gesandten in Petersburg erhalten, möchte mich hier bei St. Marsan deshalb präsentiren und bereit halten, baldigst abzugehen.

Den Nachmittag darauf bekam ich das Beglaubigungsschreiben des Königs an den Kaiser Alexander, so wie ein großes Pack Depeschen von St. Marsan an Lauriston, und aß noch einmal bei Hardenberg; am Abend aber waren die Courierpferde vor meinem Wagen, und ich flog, Berlin und die Welt dort, die mir fluchte, hinter mir in dem Glauben lassend, ich wäre der guten Sache untreu geworden und ginge nach Petersburg, um im Namen Preußens noch einmal einen Friedensversuch zu machen, bei welchem Glauben die Welt auch bis jetzt noch verblieben ist. Ich aber eilte so schnell als möglich hin, um dort ganz andere Gedanken privatim vorzutragen und zur Erwägung des Kaisers zu bringen.

In Landsberg an der Wartha holte ein russischer Courier mich ein, der es sehr eilig zu haben schien; ich gab ihm einen Laufzettel mit, worin jeder preußische Postmeister bis Memel

verpflichtet wurde, ihn jedesmal so lange aufzuhalten, daß ich den Courier auf jeder Station noch vorfände und er mir die Pferde bestellte. Das Letztere geschah auch noch bis Petersburg, nur daß er in Rußland, wo er auf den Stationen nicht mehr aufgehalten wurde, natürlich mir vorankam.

In Königsberg etwa 2 Uhr Nachts angekommen, eilte ich zu York, bat, mich sogleich vor seinem Bette anzunehmen, welches auch geschah, erfuhr von ihm im Vertrauen, wie er eigentlich zwei Weisungen habe, die eine privatim, nach welcher er den Russen, wenn sie in Preußen einrücken sollten, keine Schwierigkeit in den Weg legen sollte; die andere Weisung aber (die er officieller und mehr direct vom Könige ausgehend glaube) gehe dahin, dies Einrücken der Russen möglichst hinzuhalten. Ich bat ihn, mit der ersten Weisung bis nach meiner Rückkehr zu zögern; er erwiderte bloß: „verstanden", wünschte mir glückliche Reise, und wir schieden.

Bis Memel gelang es mir, den Courier festzuhalten; dann aber konnte ich nur noch so viel bewirken, daß er nicht früher als 6 bis 8 Stunden vor mir in Petersburg eintraf. Weg und Wetter hatten mich gezwungen, meinen Wagen in Riga stehen zu lassen, und ich verhehlte mir nicht, daß wahrscheinlich mein Empfang beim Kaiser nicht besonders freundlich sein würde.

Um 8 Uhr Morgens (am 17. Februar 1812) in Petersburg angekommen, wurde mir schon gegen 11 Uhr durch einen Adjutanten des Kaisers der Befehl, in den Palast zu kommen. In den kaiserlichen Vorzimmern zeigten mir schon die kalten abstoßenden Blicke meiner alten Bekannten aus dem Feldzuge in Preußen 1807, wie richtig meine Vermuthungen über den wahrscheinlichen Empfang des Kaisers waren. Sogleich bei meinem Eintritte fragte er in ziemlich barschem Tone:

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Nichts Gutes, Ew. Majestät," erwiderte ich gelassen, „ich bringe den Krieg!"

Der Kaiser fragte: „Sie bringen mir das?"

„Ja, Ew. Majestät, 20,000 Preußen marschiren gegen Sie."

Diese Unterhaltung wurde nun abgebrochen; ich erwähnte meines officiellen Auftrages, zugleich aber auch meines Privatvortrages, überreichte das Schreiben meines Königs vom 31. Januar 1812, worin er meine Ansichten als die seinigen

anerkannte, die Hochherzigkeit des Kaisers anrief und mich seinem Vertrauen empfahl. Ich bat um ferneres Gehör, wollte mich entfernen, als der Kaiser sein Adieu ausgesprochen hatte, ward aber zurückgerufen und gefragt, was ich zu sagen hätte?

„Kurz geht das nicht," erwiderte ich, „aber hören Sie mich!"

„Gut," sagte der Kaiser, „ich gehe täglich auf dem Quai an der Newa spazieren und spreche dort mit vielen Personen. Finden Sie sich in Civilkleidung ein; wenn Sie dort mit mir sprechen, macht dies kein Aufsehen."

Ich empfahl mich, erschien am bestimmten Orte, brachte mein Anliegen um eine geheime Audienz vor und erhielt die bedingte Zusicherung derselben, weil Späher alle Schritte des Kaisers bewachten. Er bezeichnete mir einen Kosaken und diesem meine Person und sagte: „daß wenn ich diesen Kosaken am bestimmten Audienztage im Thore des Winterpalastes stehen sähe, ich Abends nach 11 Uhr zu ihm kommen möchte."

Der Kosak stand an der bezeichneten Stelle, und ich verfügte mich zum Kaiser. Erfüllt von dem Zweck meiner Sendung, trug ich mit Lebhaftigkeit und steigender Wärme meine Ansicht vor.

Wir befanden uns im Geschäftslocale des Kaisers, einem großen Saale, in der Mitte mit einem sechs bis acht Fuß breiten Gange, zu dessen beiden Seiten abgegitterte Bureaux waren, in deren jedem die zu den einzelnen Departements des Auswärtigen, des Innern, der Marine, des Krieges u. s. w. gehörigen Documente, Acten, Karten, Pläne in musterhafter Ordnung lagen; nur der Kaiser besitzt den Schlüssel dazu. Mit schrankenlosem Vertrauen öffnete er die für mich besonders wichtigen Bureaux, um mir die nöthigen Aufschlüsse selbst entnehmen zu können. Unter den vielen Plänen befanden sich auch drei, den bevorstehenden Krieg betreffend, welche der Kaiser selbst besonders beachtet hatte: erstens des Fürsten Bagration, der über die Weichsel gehen und den Kriegsschauplatz in die größtmöglichste Entfernung vom russischen Reiche verlegen; zweitens des Generals Barclay de Tolly, der nur bis zur Weichsel vorgehen und daselbst Stellung nehmen; drittens des Generals Pfull, der ein Lager bei Drissa beziehen und von da aus mit der Hauptmacht dem Marsche Napoleons in die Flanke fallen wollte. — Ich bemerkte nun dem Kaiser, daß die Pläne, die er vertheidigte, nicht die meinigen wären, indem sie Rußland

zu weit von seinen Hülfsquellen entfernten, Preußens Vernichtung herbeiführten; auch die nur aus 250,000 Mann regulärer Truppen bestehenden russischen Heere zu schwach wären, um Erfolg verheißen zu können.

„Wie?“ rief der Kaiser zornig aus, „das rechnen Sie für nichts? Wie viel Truppen wird denn Bonaparte haben?“

„Wenigstens 600,000 Mann,“ antwortete ich, „denn ohne die würde er sich nicht in die Gefahr dieser Unternehmung begeben.“

Ich wiederholte nun dem Kaiser, was ich schon dem Könige auseinandergesetzt hatte, daß man Napoleon nach Rußland hineinlassen, das nur dünn bevölkerte, zum Theil unwirthbare Gauen enthaltende Land dem Feinde preisgeben, die Dörfer zerstören, die Lebensmittel vernichten, jedes Gefecht annehmen, auf keine Bataille rangée sich einlassen, beliebig das Gefecht abbrechen und den Rückzug antreten, durch irreguläre und reguläre leichte russische Truppen Flanke und Rücken des Feindes unaufhörlich beunruhigen, durch diese fortgesetzten Neckereien das Blut des Corsen noch mehr erhitzen und ihn dahin bringen müsse, sich mit der größten Eilfertigkeit von seinen Hülfsquellen stets weiter zu entfernen, um dann ihn desto sicherer ins Verderben zu stürzen. Nicht sofort war der Kaiser zu überzeugen; in der Abschiedsaudienz sagte er aber, mir die Hand reichend:

„Sagen Sie dem Könige, ich würde keinen Frieden schließen, und wenn ich bis Kasan weichen müßte.“

Ich ergriff die Hand, hielt sie lange fest, dankte mit bewegter Stimme dem Kaiser für diesen hochherzigen Entschluß, der Europas Freiheit zur Folge haben und ihm die Segnungen der Nachwelt gewinnen, dadurch aber seinen Ruhm unvergänglich befestigen werde. Er umarmte mich herzlich, wünschte mir glückliche Reise und hat sein Wort männlich gelöst. Späterhin gestand mir der Kaiser selbst, daß die Wärme und Begeisterung meines Vortrages ihn hauptsächlich für meine Ansichten gewonnen hätten, und wenn nun die Bitten und Trauerbotschaften aus den verwüsteten Ortschaften eingelaufen und er von allen Seiten um den Friedensabschluß gedrängt worden sei, er oft des Nachts auf den Knieen um die Kraft und Ausdauer gebeten, das ritterlich gegebene Wort mit Ehren zu halten.

Auf meiner Rückreise, die ich so viel als thunlich beschleunigte, fuhr ich einst in der Nacht aus dem Schlaf empor, weil mein Wagen hielt. Ich bemerkte, daß mir entgegen ein anderes Fuhrwerk gleichfalls hielt, und die beiden Postillone im Begriff waren, mit den Pferden zu tauschen. Laut protestirte ich dagegen, und eine laute Stimme in dem andern Wagen ebenfalls. Sie schien mir bekannt, aber auch meine Stimme mußte dem mir entgegen gekommenen Reisenden nicht unbekannt sein, wie ich aus seinen Aeußerungen abnahm. Ich glaubte den Grafen Tschernitscheff zu erkennen; er war es, befand sich auf dem Rückwege von Paris, hatte sich durch Bestechung französischer Unterbehörden sichere Kenntniß von den Operationsplänen und der Stärke der französischen Streitkräfte verschafft und sagte mir, daß letztere 600,000 Mann betrügen. „Sagen Sie das dem Kaiser!" rief ich ihm zu. Er versprach es, und wir trennten uns.

Auf dem weitern Heimwege überlegte ich, wie wohl der Bericht über meine Sendung abzufassen wäre, und kam zu dem Entschluß, rein mit der Sprache herauszugehen, auszusprechen, daß der russische Kaiser durch rückgängige Bewegungen die französischen Heere nach Rußland hineinziehen, sich auf keine entscheidende Schlacht einlassen, sie aber sicher ins Verderben führen werde. Meine Voraussetzung dabei, daß Napoleon den Inhalt dieses Berichts nicht als Wahrheit annehmen, sondern dennoch losschlagen, aber auch untergehen werde, hat sich bewährt.

Am Tage vor dem Einmarsch des Marschalls Oudinot traf ich in Berlin ein, trug dem Könige sogleich den Erfolg meiner Sendung vor und begab mich am folgenden Morgen zu Hardenberg, theilte ihm meinen Bericht mit und entnahm aus dem Gespräch, daß er den wahren Zweck meiner Sendung nicht kannte. Nach dem Durchlaufen meines Berichts meinte er, daß es nicht zum Kriege kommen werde; ich ließ mich auf eine ausführliche Erörterung nicht ein, wurde aber auch bald wieder zum Grafen St. Marsan abgerufen. Dieser hatte auch bereits meinen Bericht, äußerte, daß derselbe den Krieg hindern würde, aber zu lang wäre, um ihn schnell abschreiben und abschicken zu können. Ich rieth ihm, bloß den Schluß des Berichts abschreiben zu lassen. Dies geschah, und derselbe ging sogleich mit einem Courier nach Paris ab." —

Dieser officielle oder „ostensible“ Bericht, wie ihn der Verfasser bezeichnete, weil er zur Mittheilung an Napoleon bestimmt war, wurde übrigens schon bei Lebzeiten Knesebecks veröffentlicht, indem ihn Hormayr 1844 in seinen Lebensbildern aus dem Befreiungskriege abdrucken ließ. Von seinem Freunde Müffling deshalb brieflich befragt, ob der Bericht ächt und wie solcher in Hormayrs Hände gekommen sei, antwortete Knesebeck: „Wenn ich nicht irre, befindet er sich schon in dem siebenten Bande der Correspondance inédite, welche, wie es damals hieß, bald nach dem Frieden von Jomini herausgegeben und in den Papieren gefunden sein sollte, welche theils dem Napoleon auf der Flucht abgenommen, theils von ihm in Paris zurückgelassen waren. — Die wörtliche Aechtheit kann ich nicht abläugnen, da ich es mit dem Brouillon verglichen habe, welches sich von meiner Hand geschrieben noch unter meinen Papieren erhalten hat. Wie es aber zur Veröffentlichung gekommen, weiß der Himmel, mit meiner Bewilligung ist es nicht geschehen, und entwendet ist es mir auch nicht; ich vermuthe also, daß es unter Napoleons abgenommenen Papieren sich wirklich vorgefunden hat. Dies ist auch möglich, da ich diesen Bericht auf Wunsch des Staatskanzlers Hardenberg so schreiben mußte, daß er St. Marsan und durch selbigen dem Napoleon mitgetheilt werden konnte; und ich mir gleich vornahm, ihm darin sein Schicksal vorherzusagen, das ihn denn auch betroffen; wenn auch nicht vorherzusehen war, daß der Himmel mit der Zuchtruthe seines frühen Frostes noch zu Hülfe kommen und ein solches Weltgericht halten würde.“ —

Demnach war es ein brandenburgischer Edelmann, der Sproß eines der ältesten märkischen Geschlechter, den die Liebe für König und Vaterland, den der Haß gegen den fremden Zwingherrn zum hellen Seher in die dunkle Zukunft machte. Die Treue, die er unverbrüchlich sein achtzig Jahre langes Leben gehalten hat, that ihm das geistige Auge auf, gab ihm gleichsam das wunderbare „second sight“ der Schotten und ließ ihn bei der Betrachtung des feindlichen Colosses, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, dessen Fall voraussagen.

Aus seinen jungen Jahren hatte er vor allen die Bilder des „alten Fritz“ und des „Vater Zieten“ noch frisch im Gedächtniß. Friedrich, der siebzigjährige königliche Greis, hatte

den Junker einst bei der Revue gefragt: „Wie geht es denn Seinem Vater? Schmerzen ihn seine Wunden noch?“ und ihm dann anbefohlen, den Vater, der bei Kollin durch den Leib und Arm geschossen worden, von seinem König zu grüßen. Der alte Zieten in dem benachbarten Wustrau hatte, als er ihn das letzte Mal sah, segnend die Hand auf ihn gelegt und gesagt: „Werde so ein braver Mann, als Dein Vater.“ Nicht lange nachher — erzählt Knesebeck — ging er zu Grabe. Friedrich sagte: „Zieten hat immer die Avantgarde gemacht“, und folgte den 17. August 1786.

Am 12. Januar 1848 ist auch er, der „Junker aus der altfritzischen Zeit“, der in der folgenden „Zeit mit Unruhe“ treu zu König und Vaterland gestanden, als General-Feldmarschall a. D. hingeschieden.

Im Rückblick auf seine damalige Sendung nach St. Petersburg wird in einer berühmten Denkrede auf König Friedrich Wilhelm III. gesagt:

„Wenn diese Mittheilung genau ist, wie kaum zu zweifeln, so hätten die beiden Monarchen, während alles um sie herum nach entgegengesetzter Seite laut war, in tiefster Stille den ungeheuern Ausgang vorbereitet, der Europa rettete, und man wird dadurch an jenes schöne Bild des Dichters erinnert:

Der König Carl am Steuer saß
Und hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff im rechten Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.“

4.

Napoleon I. und Friedrich Wilhelm III.

Im Jahre 1812 wendete sich das Blatt in dem Buche Napoleons, dessen erstes Capitel die Insel Corsica war, und dessen letztes die Insel St. Helena werden sollte. Eingeufert, eingebunden gleichsam von zwei Meeren, hat dieses Buch des neuen Titanen, unter dem die Erde seufzte — zugleich ein Schuld- und Sühnebuch seines Zeitalters — eine Welt voll Blut und Thränen zum Inhalte. Und gleichwie der atlantische Ocean, der den schwarzen zerklüfteten Felsen von St. Helena umschließt, durch die Enge von Gibraltar einen Strom in das Mittelländische Meer, das um Corsica fluthet, hineintreibt: eben so fließen Anfang und Ende des modernen Caesars in einander! —

Wie er im Jahre 1812, da die Axt an die Wurzel seiner gipfelnden Macht gelegt werden sollte, den Zeitgenossen erschien? Betrachten wir ihn zunächst in seinem Lager mit den Augen eines seiner Ordonnanz-Capitäne, dieser sich immer um ihn bewegenden Zwischenglieder zwischen dem Kaiser und seinem riesenhaften Heerkörper. Diese Ordonnanz-Offiziere, welche im Felde fortwährend von ihm ausgingen und zu ihm zurückkamen, waren recht eigentlich seine Geschöpfe: sämmtlich jung oder doch noch in voller Manneskraft, boten sie ihm als Feldherrn gleichsam das Mittel seiner eigenen Verjüngung und die Möglichkeit, neben den großen Zügen des Krieges, oft die kleinsten Umstände in's Auge zu fassen. Ihm jederzeit als lebendige Werkzeuge seines Willens zur Hand, waren sie entweder als Erben glänzender Familiennamen, wie der Soldatenkaiser sie gern im Heere figuriren sah, oder als Söhne der Großen seines Reichs dazu berufen und geschickt

gemacht; oder sie waren als helle Köpfe von Napoleon aus dem Dunkel in seine Nähe gezogen und herangebildet. Er trug ihnen nicht selten auf, was sonst Sache der Generale war, zum Beispiel: Divisionen antreten zu lassen, sie in Augenschein zu nehmen und ihm darüber Bescheid zu geben. Im Grunde: was hieß das anders, als die Heerschaar mustern? Ohne Zweifel war es für einen Divisions-General bitter, seine beiden Brigaden, jede von zwei Regimentern, von einem Capitän gemustert zu sehen. Aber Napoleon hatte sie so daran gewöhnt, blindlings zu gehorchen, daß wohl keiner murrte. Auf diese Weise hatte der Meister der Kriegskunst sich in seinen Ordonnanz-Capitänen so brauchbare und dabei rüstige Werkgenossen seines Willens verschafft, wie er solche in den Generalen nicht oft gefunden haben würde; ja, rüstige: denn was er ihnen gebot, das ließ sie manchmal zwei, drei Nächte nicht vom Pferde oder aus dem Wagen kommen, während sie bei Tage das Erkundete zu Papiere bringen, das im Namen ihres großen Schnitters oft zum Voraus vom muthmaßlichen Schlachtfelde Eingeerntete in ihm bequeme Garben binden mußten.

Einer dieser Ordonnanz-Capitäne, der Marquis von Chambray, ist in der Folge der anerkannt trefflichste Geschichtschreiber von Napoleons Feldzug gen Rußland geworden. Seine Hand, also die Hand eines Franzosen zeichnet uns aus eigener naher Ansicht das Bild des Eroberers: Napoleon, beim Aufbruch gen Rußland eben drei und vierzig Jahre alt, war von kurzer, derber Gestalt, die Brust breit, die Schultern hoch, der Hals niedrig, der Kopf stark, das Gesicht nicht schmal, seine Farbe bleich, das Haar dunkel und glatt: seine grauen Augen, dicke Haarstreifen über ihren Höhlen, schillerten in's Gelbliche. Er zeigte schöne Zähne; sein griechisch geformtes Profil, wie das der meisten Corsen, gab kaum eine Vorstellung davon, wie sein Angesicht dem erschien, der es von vorn ansah. Sein Blick war einschneidend, seine Miene schien unbeweglich, sie hatte nichts Offenes. Nur zwei Regungen des innern Lebens äußerten sich in den sonst stillen Zügen: Freude und Zorn; jene durch ein ansprechendes Lächeln, dieser, der Zorn, der ihn oft jäh übermannte, wenn er auf Hindernisse stieß, zuweilen so ungestüm, daß er sich manchen Augenblick geberdete, als wäre er von Sinnen. Er sprach

im harten barschen Ton und in kurzen, klein gegliederten Sätzen: in seiner Rede merkte man mitunter einen noch nicht im Laufe der Zeit verschollenen Anklang seiner fremden Herkunft. Sein Gang hatte seine Wucht. Seine Tracht war bald die eine, bald die andere Uniform seiner Garde, dazu ein kleiner dreieckiger Hut, wie er vor der Revolution Mode gewesen war. Hatte er zum Schutz gegen das Wetter einen Rock über die Uniform gezogen, so war dieser Oberrock immer ein grauer, ganz so wie schon auf seinen ersten Feldzügen in Italien. Sein eigenthümlich hervorstechendes Aeußere und sein Hut — es gab keinen zweiten so im Heer — machten ihn schon von Weitem kenntlich. In der Schlacht war die Lust an den ersten Kanonenschüssen deutlich an seiner dazu lächelnden Miene zu merken. Einmal auf dem ihm gut dünkenden Standpunkt angelangt, steht er dort wie angewurzelt, hört unbeweglich die Meldungen an, spricht kurze, barsche Befehle aus und sieht bald mit bloßem Auge, bald durch das Fernglas dahin, worauf sein scharfes Augenmerk eben gerichtet ist. Gleichviel: ob es ihm dort glückt oder fehlschlägt, ob ihm in dem Kriegsspiele, das er da vor sich hat, Gewinn oder Verlust winkt, er läßt sich durch nichts, auch nicht durch den Tod seiner Generale aus seiner kalten Ruhe bringen, er hat für nichts Sinn, als für das Commando. Ruft dieses ihn selber nach einem andern Punkte, dann bewegt er sich rasch dahin und steht dort wieder so starr wie zuvor.

Diesem Bilde des Kaisers der Franzosen, wie es die Feder Chambrays, eines der wahrhaftesten französischen Kriegsgeschichtschreiber, aus eigener längerer Anschauung darstellt, stehe hier gegenüber, was der Sänger des: „Was ist des deutschen Vaterland?“ von der Erscheinung des Königs von Preußen in jenen Tagen aufzeichnet. „Friedrich Wilhelm III., (schreibt E. M. Arndt) von Gott und Natur zu einem schönen stattlichen Mann geschaffen, war nach der Sage der Menschen in seiner frühesten Jugend durch eine verkehrte Erziehung unterdrückt worden, wodurch in mancher Beziehung eine gewisse Blödigkeit und Schüchternheit entstanden war, welche der festen zuversichtlichen Haltung der Höchstgeborenen, die zur Herrschaft berufen sind, immer schadet. Es fehlte dem Herrn bei vielen schönen Eigenschaften an Selbstvertrauen. Wie gesagt, er war von Gottes Gnaden schön von Gestalt,

hatte ein grades, muthiges, festes, ächt hohenzollernsches Herz und war ein frommer Christ ohne Alfanz und Heuchelei. Er hatte noch ein Großes: er hatte nicht blos das Paradespiel als Schauspiel spielen gelernt — nein, er hatte einen wirklichen Kriegsblick, einen Feldherrnblick gewonnen. Wir wissen, die drei großen Herrscher zogen mit den Heeren auf den großen Kriegsstraßen durch Deutschland und Frankreich; im Ganzen haben sie durch ihre Anwesenheit, nach der Klage und dem Urtheil der Feldherren, die vor und unter ihnen wirken sollten, durch ihre Anwesenheit wohl viel mehr geschadet, als genutzt; doch dem preußischen Friedrich Wilhelm verdankte man in dem Augenblick, wo im Herbst 1813 das Letzte auf der Spitze stand, vor Allen die große Entscheidung. Bei Culm in Böhmen sah sein Blick, diesmal ein rechter preußischer Adlerblick, dem Heere des französischen Marschalls Vandamme gegenüber den Punkt, wovon der Sieg abhing, und führte auf eine Höhe, deren die Franzosen sich bemächtigen wollten, zwei russische Garde-Regimenter und ein östreichisches Kürassier-Regiment, welche die wälschen Reihen durchbrachen und zusammenhieben. So ward nach zwei blutigen Tagen Vandammes Heer vernichtet oder gefangen. Was wäre es geworden nach der Niederlage bei Dresden, wenn auch hier Napoleons Entwürfe gelungen wären? O vielleicht der allerjämmerlichste Friede! — Der König hatte demnach die schönen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit, aber doch war er in sich selbst sehr erstarrt und verschlossen. In seiner stillen schlichten Erscheinung und Gebärde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit: er war der trauernde Ritter, der seine verlorene Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise sei durch die Wuth und den Jammer der Zeit in der Blüthe ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getödtet worden. Seit jenem Jahre 1810, wo sie in ihrer Mecklenburger Heimath starb, hat Freude nimmer sein Gesicht mehr überstrahlt; er hat sich selbst des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 14, 15 kaum mit seinem Volke freuen können, sondern in der stillen Einsamkeit des Schmerzes sich in das eigne Herz zurückgezogen." —

In Dresden, das er im Winter als Flüchtling wieder-

sehen sollte, erschien Napoleon im Frühjahre 1812 zum letzten Male als Abgott. Statt jeder Schilderung des Götzendienstes, den sie dort mit ihm getrieben haben, stehe hier nur, was er selber in der Erinnerung daran auf Elba gesagt hat: „Die Regierung von Marie Louise war nur kurz, aber doch herrlich — die Welt lag zu ihren Füßen."

Selbst den französischen Trabanten des Kaisers wurde bei der Vergötterung dort bange. „Die Bedächtigsten unter uns (schreibt Ségur) erschraken. Sie sagten, wenn auch nur leise, man müsse sich hier für ein überirdisches Wesen halten, um Alles so gewaltsam verrücken zu können, ohne selbst von dem allgemeinen Wirbel mit fortgerissen zu werden."

Der Kaiser Franz soll, nachdem ihm Napoleon den riesigen Plan des russischen Feldzuges siegesgewiß geschildert, beim Austritt aus dem Vorzimmer bedenklich den Kopf geschüttelt und zu Metternich gesagt haben: das sei ja der Plan eines — Ueberspannten.

Wird doch auch von einem Adjutanten Napoleons, dem Grafen von Narbonne berichtet, dieser habe sich vertraulich geäußert: man komme sich gegenüber den allzu weit greifenden Entwürfen des Kaisers vor, wie zwischen einem Bedlam und einem Pantheon. Wirklich hatte der nimmersatte Eroberer Augenblicke, in denen er Moskau nur für eine Station nach Tiflis ansah, und in einem dieser Augenblicke ließ er gegen Narbonne die Worte fallen: „Alexander der Große, hat er nicht eben so weit nach dem Ganges gehabt, wie ich von Moskau? Seit Jean d'Acre ist dies mein Gedanke; und hätte ich damals die Belagerung dort zu Ende führen können, wäre die Pest nicht dazwischen gekommen, ich würde halb Asien erobert haben und von da nach Europa zurückgekehrt sein, um Deutschlands und Italiens Thron zu erbeuten. Denken Sie sich Moskau erobert, Rußland überwunden, den Czaren wieder befreundet oder eine untergebene Regierung an seiner Stelle, und ich frage Sie, kann dann nicht ein französisches Heer von Tiflis bis zum Ganges marschiren, um diesen ganzen Krämerbau in Indien mit einem Stoß über den Haufen zu werfen?"

Indem er auf Rußland zielte, gedachte er England, das ihm eben so verhaßte wie feindselige, in Indien zu treffen. „Das ganze Continental-System heißt nichts, so lange Rußland nicht darin begriffen ist," sagte er zu dem Abbé de Pradt,

den er mit nach Dresden genommen hatte, um ihn auf den Gesandtschafts-Posten in Warschau zu stellen. „Ich bin auf dem Wege nach Moskau; mit zwei Schlachten werde ich gewonnen Spiel haben — der Kaiser Alexander kommt dann auf den Knieen!"

Zu dem er das in dem goldenen Audienzzimmer zu Dresden sprach, es war derselbe de Pradt, der dann am 10. December desselben Jahres den Kaiser auf der Rückfahrt aus Rußland in einer schlechten Stube eines schlechten Gasthofes zu Warschau sehen sollte, wie er da, einen grünen, mit Pelz gefütterten Schnürrock an, rasch auf- und abging, um sich selbst warm zu machen, bis die Magd das grüne Holz im Kamine zum Brennen gebracht, und das Wort hinwarf: „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist es nur ein Schritt." .... Freilich: dieser eine Schritt des „mächtigen Frostriesen unserer Zeit, dessen eisige Herrschaft man nun krachen hörte unter Donars von Osten kommenden Schlägen" — dieser eine Schritt ging über das unermeßliche Leichenfeld der großen Armee....

Friedrich Wilhelm III. kam im Frühjahre 1812 zuletzt zu Napoleon nach Dresden. Dafür standen er und sein Volk im nächsten Frühling zuerst unter den deutschen Fürsten und Völkern gegen den fremden Zwingherrn im Felde. Er kam — sein Kronprinz und sein Staatskanzler mit ihm — erst am 26. Mai nach Dresden, acht Tage später als der Kaiser Franz; nur drei Tage vor Napoleons Aufbruch. „Französische Zeitschriftsteller (schreibt Hippel, der Concipient des „Aufrufs an Mein Volk") behaupten, wahrscheinlich um diese scheinbare Geringschätzung ihres Kaisers zu verdecken: dieser habe den König in Berlin besuchen wollen und dadurch solche Verspätung veranlaßt. So viel uns bekannt, unternahm der König die Reise nur ungern und aus Pflicht gegen sein Volk, um diesem die fast nicht mehr zu ertragende Bürde (der Durchmärsche und vertragswidrigen Requisitionen) zu erleichtern. Daher die Verspätung. Der König, der ein anderes, als das in ihm wohnende ernste Gefühl erfahrener Kränkungen nicht zu zeigen vermochte und sogar in die französische Etikette sich nicht fügte, ward von Napoleon mit zuvorkommender Achtung behandelt. Da er — seine Hunderttausende im Marke von Preußen — den König nicht mehr zu fürchten hatte, so ist es mehr als Vermuthung, daß diese Achtungsbezeugung die

unwillkürliche Huldigung gewesen, zu der sich der sonst so Uebermüthige durch die persönliche Würde des Königs gezwungen gefunden. Selbst der Umstand spricht dafür, daß wenige Tage später Napoleon zu seinen Vertrauten den Plan über Preußens Demüthigung und Theilung ausgesprochen. In ihm lag keine Anerkennung, keine Duldung fremder Größe; mochte sie ihm auch für einige Augenblicke persönliche Achtung abgedrungen haben, so erwachte um so heftiger sein Aerger über die eigene moralische Kleinheit und Erniedrigung. Der Groll mußte gesteigert werden durch den lautesten Volksjubel, der den König auf jedem seiner anspruchlosen Spaziergänge in Dresden begleitete, während Napoleons prunkende Fahrten und Gänge unbeachtet blieben."

Auch den preußischen Staatskanzler sprach Napoleon in Dresden. Der Kaiser erschöpfte sich gegen Hardenberg in großen und schönen Worten über den Plan seines Feldzuges. Er betheuerte in gewohnter Weise, nicht er habe diesen neuen Krieg gewollt, es sei das nie ruhende England, welches allein durch seine Umtriebe und Gelder Rußland dem Continental-System abspenstig gemacht, ihn mit seinem Freunde Alexander verfeindet habe und nicht müde werde, Europa um den Segen des Friedens zu prellen (duper), den ja Niemand aufrichtiger wünschen könne, als er. Der König von Preußen müsse sich die Politik des Rheinbundes zur Richtschnur nehmen: ob er, Napoleon, denn nicht neue Königreiche geschaffen für seine Verbündeten, nicht jeden ihm attachirten (auf deutsch dienstbaren) Souverän mächtiger gemacht habe? — Dann kam er auf den Kronprinzen von Preußen zu sprechen, den er mit dem König empfangen hatte, lobte dessen offenherziges Wesen (sa physionomie pleine de candeur), deutete an, es sei nicht ohne Absicht geschehen, daß er den Kronprinzen zu sehen gewünscht, und spielte auf mögliche Familienbande an. Darauf gedachte er seines eigenen Sohnes, des Königs von Rom; seine Rede, bis dahin rasch, so daß sie sich wie ein Strudel vorher angesammelter Gedanken anhörte, floß auf einmal langsamer, die Worte schienen nicht mehr aus dem Kopfe des arglistigen Politikers, sondern aus dem Herzen des Vaters zu kommen, und indem er, der damals noch Allgewaltige, rückwärts auf die Wiege schaute, welche er hinter sich zurückgelassen hatte, und von der er sich weiter und weiter entfernen

wollte, da ließ er, „wie von einer Ahnung erfüllt, Aeußerungen fallen über das Schicksal seines Sohnes, des Königs von Rom."

Wir wiederholen das Letztere wörtlich aus einer 1848 gedruckten archivalischen Mittheilung von G. W. von Raumer. Die Unterredung Napoleons mit Hardenberg dauerte anderthalb Stunden. Der Staatskanzler hat, wie ein anderer Zeitgenosse in Berlin erzählt, sich nachher geäußert: er habe in dem Verlaufe dieses langen Zwiegespräches mit dem Kaiser sonst keine Spur von Aufrichtigkeit, sonst keinen Eindruck unverstellter Herzensmeinung wahrgenommen, als da, wo Napoleon von seinem Sohne gesprochen habe.... Eben so mittheilsam und noch lockender zeigt sich Napoleon im Januar 1813 dem preußischen Gesandten in Paris gegenüber, wo er — wie wir sehen werden — sogar das Königreich Westfalen als Köder auf seine Angel spießt.

„In einer Beziehung aber (schreibt G. W. von Raumer) hatte der Dresdener Congreß ein höchst wichtiges Resultat, er bildet gleichsam den Wendepunkt der neueren deutschen Politik; auf diesem Congreß nämlich verschwand nun ganz die alte leider nicht durch die Revolution, nicht durch Napoleons Siege völlig beseitigte Eifersucht Oestreichs und Preußens: beide erkannten, daß die unabhängige gesicherte Existenz des einen Lebensbedingung auch für den anderen sei. In vielen Gesprächen, die der Fürst Metternich, welcher kurz zuvor die Leitung der östreichischen Politik übernommen, mit dem König hatte, überzeugte er diesen, daß Preußen vorkommendenfalls mit Zuversicht und im eigenen Interesse Oestreichs auf dessen Mitwirkung zur Herstellung seiner Selbstständigkeit zu rechnen habe, und eine solche gegenseitige Ueberzeugung sollte bald für beide Mächte von unendlichem Werthe werden." —

5.

Die große Armee in Preußen.

Am 2. Juni kam der König von Dresden nach Potsdam zurück. Es war die einzige Residenzstadt in der Mark Brandenburg, welche nach dem Allianz-Vertrag vom 24. Februar dem Durchmarsche der großen Armee nicht offen stand. Außer Potsdam blieben von dem Königreiche nur noch Oberschlesien und in Niederschlesien die Fürstenthümer Breslau, Brieg und Oels verschont vom Durchzuge jener in sieben Sprachen und wer weiß wie viel Mundarten redenden Kriegsvölker, welche das französische Commando Napoleons von Portugal her bis Polen, vom Adriatischen Meere an bis zur Ost- und Nordsee zusammengetrommelt hatte. „Auf drei Straßen (schreibt J. C. Kretzschmer, ein Ritter des Eisernen Kreuzes) wälzten sich die ungeheueren französischen Heere über Leipzig, Magdeburg und Dresden durch Preußen dem Niemen zu. Es folgten dem Heere zahlreiche Wagen mit Brückengeräthschaften und Lazareth-Zubehör, ganze Bataillone von Krankenwärtern, Krankenwärterinnen, von Handwerkern aller Art, von Gärtnern mit Sämereien. Ganze Wagenzüge mit Baumaterialien und selbst mit Tafelglas beladen, um in dem unwirthlichen Rußland sofort Hütten bauen, die Felder bestellen, eine Anzahl Mühlen, um das gewonnene Getreide gleich mahlen zu können; eine Menge Wagen, beladen mit Eissporen, Feuerspritzen, und eine große Menge von anderen Geräthschaften folgten dem Heer. Es schien nicht ein Kriegszug, sondern eine wahre Völkerwanderung zu sein. Sofort wurden alle Häfen der Ostsee gänzlich gesperrt, der Küstenhandel gehemmt. Eigenmächtig, wie in einem eroberten Lande, schalteten die Franzosen mit ihren Bundesgenossen in Preußen; sie erlaubten

sich die fürchterlichsten Erpressungen. Die preußischen Transportwagen, die das Land stellen mußte, wurden viele Meilen weit mitgeschleppt, sie gingen mit Pferden, Ochsen und Geschirr den Eigenthümern verloren, wenn die Führer, durch Mißhandlungen gezwungen, sie verließen. Das Schlachtvieh, Fourage, Lebensmittel, Geld und Leinenzeug, Alles ward geraubt, obwohl der König doch schon im Mai durch die gemachten Lieferungen die ganze rückständige Contribution getilgt hatte und in einem Vorschuß von 94 Millionen Francs für mehr gelieferte Gegenstände stand. Generale und Soldaten und noch mehr der Troß überboten sich in solchen Erpressungen. Freilich widersetzten sich Bürger und Bauern, fast zur Verzweiflung gebracht, hie und da den ungerechten Anforderungen der Franzosen; dann entstand Mord und Todtschlag."

Ja, nicht genug, daß diese gen Osten wandernden Kriegsvölker Europas, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Deutsche, Polen und Ungarn, in Stadt und Land einquartiert, gespeist und getränkt werden mußten: das Heer sollte, sobald es aus West- und Ostpreußen nach Rußland aufbrach, auch noch mit Mundvorrath auf ein und zwanzig Tage versorgt, dazu das nöthige Gespann zur Ausfuhr des Proviants und der Fourage gestellt werden. Als diese Landstriche, die meisten fast nur vom Ackerbau lebend und erst im vorigen Jahre von Mißwachs heimgesucht, schnell ausgesogen waren, als sie die ausgeschriebenen Lieferungen nicht mehr erschwingen konnten, da requirirten die Verbündeten auf eigene Faust: der Marschall Davoust allein schleppte 2070 Fuhren mit über die Grenze, nachdem sein Wochen lang in Westpreußen gestandenes Armee-Corps Tag für Tag 27,000 Thaler gekostet hatte. So wurden vom Mai bis zum September 77,922 Pferde und 13,394 Wagen aus den preußischen Landen mit fortgenommen, dazu aus Ostpreußen allein noch 72,772 Ochsen.

Kein Feind im eroberten Lande hätte willkürlicher hausen können, als der allen Verträgen spottende Bundesgenosse hier in Freundesland. Wir haben dafür auch ein französisches Zeugniß. „Ostpreußen, (schreibt Chambray) durch welches die Mehrzahl des Heeres zog, wurde so hart wie Feindesland behandelt. Außer den dort erhobenen Requisitionen zwang der Mangel an Magazinen die Armee-Corps, welche alle in

Masse marschirten, theilweise vom Marodiren zu leben, und man weiß, daß Plünderung da selten ausbleibt."

Nicht nur Raub und Plünderung, sondern auch Mord und Brand sind nicht ausgeblieben, und dies nicht allein von einzelnen Soldaten, sondern auch von ganzen Regimentern. Zum wenigsten in zwei und dreißig amtlich dargethanen Fällen weiß die damalige Tagesgeschichte Ostpreußens davon zu erzählen. Daß diese Räuber und Mordbrenner dort gerade immer Franzosen gewesen, wollen wir nicht behaupten; dagegen können wir dem sonst unbefangenen Chambray es auch nicht auf's Wort glauben, wenn er Angesichts der Plünderung Moskaus schreibt: „Zum Lobe der französischen Soldaten muß gesagt werden, daß diese die wenigsten Gewaltthaten verübt haben; von all den Kriegern verschiedener Nationen, aus denen Napoleons Heer bestand, waren die französischen diejenigen, welche am wenigsten zu plündern pflegten. In Deutschland hielten es die Einwohner für eine leichtere Last, zwei französische, als einen deutschen Soldaten im Quartier zu haben." —

Schon im Mai 1812 waren in Ostpreußen die Speicher leer gefressen. Die französischen Reiter deckten erst die Strohdächer ab, um ihre Pferde damit zu füttern; späterhin ließen sie die Rosse grasen und mähten nebenbei die grüne Saat von den Feldern, die Hoffnung auf eine diesjährige gesegnete Ernte. Zuletzt fehlte wie das Futter für's Vieh, so auch das Brod für die Menschen. In vielen Gegenden hörten die lästigen Gäste den bald kläglichen, bald drohenden Schrei der ausgebrochenen Hungersnoth. Die schob natürlich allen ferneren Requisitionen den Riegel vor: denn wo nichts mehr war, da hatte auch der Kaiser sein Recht verloren. Die Verzweiflung trieb viele arme Leute in die Wälder, um sich da von Wurzeln und Kräutern zu nähren; sie trieb aber auch nicht Wenige zur Nothwehr gegen die Marodeurs. Endlich setzte Napoleon in seinem Tagesbefehl vom 22. Juni Kriegsgerichte im Feld wenigstens zur Bestrafung der Marodeurs ein. Solche wurden auch, so lange die Kaiserliche Ordre noch frisch war, haufenweise aufgegriffen; in Königsberg z. B. stak die polnische Kirche ganz voll davon, und die es am wildesten getrieben haben, wurden wirklich nach kurzem Proceß erschossen.

Möglich, daß Napoleon, als er jenen Tagesbefehl gegeben, sich nachträglich doch zu Gemüthe geführt hat, was Friedrich Wilhelm III. ihm schon in einem Schreiben aus Potsdam vom 10. Mai „offen und ehrlich" heraus gesagt: „Ich habe den Vertrag vom 24. Februar unterzeichnet, weil ich für möglich gehalten habe, ihn durchzuführen; das wird aber unmöglich sein, wenn man fortfährt, die Grundlage jener Uebereinkunft nicht inne zu halten. Ew. Majestät werden nach geneigter Durchsicht beiliegender Denkschrift sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Opfer, welche von Preußen geheischt werden, weit über dessen Mittel und Hülfsquellen hinaus gehen. Ew. Majestät werden derartige Anforderungen um so weniger billigen können, als sie den Verträgen widersprechen und meine Unterthanen der Hungersnoth und Verzweiflung preis geben."

Ségur, freilich ein nicht durchweg genauer Berichterstatter, will wissen: Napoleon sei, als er in Dresden das Eintreffen Friedrich Wilhelms III. vernommen, erst zornig in die Höhe gefahren: „Was will dieser Fürst von mir? Ist er mir mit seinen ewigen Briefen und Beschwerden nicht schon genug zur Last gefallen? Was verfolgt er mich auch noch mit seiner Gegenwart? Bedarf ich seiner?" — Jedoch Duroc (erzählt Ségur weiter) „macht Napoleon Vorstellungen; er giebt ihm zu bedenken: man bedürfe Preußens gegen Rußland, und die Thüren des Kaisers thun sich dem Könige auf. Er ward mit der Achtung empfangen, die sein hoher Rang erheischte."

Sei es, daß Ségur diesen Zornruf Napoleons in Dresden nur vom Hörensagen hat; sei es, daß er nur eine Klatschgeschichte des Hofes oder des Hauptquartiers nacherzählt: das Ganze ist immerhin ein Wahrzeichen der innern Stimmung des äußerlich gar höflich thuenden Kaisers gegen den König, der in den Tagen des härtesten Drangsals, als schon ein französischer Marschall in Berlin commandirte, in jenem Briefe den Muth seines guten Gewissens gehabt, eine so gerade, aufrechte Sprache gegen den zu führen, der damals noch mit der Anmaßung eines Herrn der Erde auftrat und Alles ringsum kriechen sah.

„Die ungeheuere Last der Durchzüge (schreibt Hippel) drückte unser Volk um so schwerer zu Boden, je zuversichtlicher es, wenn nicht die befreundete Stimmung Verbündeter,

doch die Disciplin gut organisirter Heerhaufen und geregelter Märsche erwartet hatte, und je sicherer es die Gesinnungen errieth, die der König in seinem Herzen trug. Daß in Ostpreußen die besten Pferde und das beste Vieh bis nach Rußland geschleppt, Menschen vor die Lastwagen, die das eigene Brod der Dorfbewohner wegführten, gespannt und dem Zugvieh gleich behandelt wurden; daß eine Menge Menschen an den Folgen der erlittenen Drangsale starb, sind nicht die größten Leiden jenes Sommers von 1812. Dem durch solche Leistungen völlig erschöpften Volke mußte von der eigenen Regierung noch eine Vermögens- und Einkommenssteuer aufgelegt werden. Der Beistand der, den verschiedenen französischen Armeecorps beigegebenen, stets mit Uebermuth behandelten preußischen Bevollmächtigten ward nur dann begehrt, wenn die Selbsthülfe zur Beschaffung der Bedürfnisse nicht mehr ausreichte. Der Marschall Oudinot allein machte überall eine ehrenvolle Ausnahme."

Wie Hippel, so zählt auch Müffling den Marschall Oudinot und außerdem den Marschall Macdonald zu den edelmüthigen Ausnahmen der Satrapen Napoleons. Müffling, im Juli 1815 auf Wellingtons Vorschlag von Blücher zum Gouverneur von Paris ernannt, schreibt aus diesen Tagen: „Von den französischen Marschällen hatte sich Macdonald 1812 während seines Commandos über das preußische Corps als ein Ehrenmann benommen, auch war er eben so wie Oudinot den preußischen Unterthanen als Einquartierung keine Plage gewesen. Beiden stattete ich daher gleich nach der Uebernahme meines Amtes meinen Besuch ab und empfing ihre Gegenbesuche. Alle übrigen Personen und Behörden wies ich grundsätzlich ab."

Oudinot, ein Kaufmannssohn aus Bar an der Orne (dem jetzigen Departement an der Maas), war seit seinem sechzehnten Jahre Soldat. Sein Marschallsstab und sein Titel eines Herzogs von Reggio stammten von der Wagramer Schlacht. In Rußland holte er sich seine zwanzigste Wunde. In der Folge, nach der unfreiwilligen Abdankung des Kaisers, schwört er wie andere Marschälle dem Könige Treue, hält, als Napoleon von Elba wiederkommt, im Gegensatz zu andern Marschällen seinen Schwur heilig und wird dafür, als Ludwig von Gent wiederkommt, Commandant der Pariser Nationalgarde,

Pair und Staatsminister. Er ist 1847 als Gouverneur der Invaliden hoch in Ehren und an Jahren, ein achtzigjähriger Greis gestorben. In seiner Vaterstadt haben sie ihm eine Bildsäule errichtet — ein schöneres Denkmal in unseren Augen haben ihm Hippel und Müffling in oben stehenden Worten gesetzt.

Macdonald, die zweite Ausnahme, war von hochschottischem Geblüt. Sein Vater hatte für den Enkel des aus England vertriebenen Jakobs II. mit bei Culloden gekämpft, war als Getreuer der Stuart geächtet worden und nach Frankreich ausgewandert. Hier verläugnet der Sohn des hochschottischen Jakobiten, der nachmalige Marschall, erst ganz die Art seiner Familie, die für ihren legitimen König Gut und Blut in die Schanze geschlagen. Er huldigt als junger Offizier der Revolution, wird mit dreißig Jahren General, hilft mit seinem tapfern Degen die Säbelherrschaft Napoleons befestigen, fällt dann als treuer Freund des verbannten Moreaus bei dem ersten Consul in Ungnade und lebt fünf Jahre lang in stolzer Zurückhaltung auf seinem Landgute. Erst 1809 ruft der Kaiser den erprobten Waffengefährten, der niemals um seine Gunst gebuhlt, zurück, um ihn auf dem Schlachtfelde von Wagram zum Marschall zu ernennen, dazu im folgenden Jahre, beim Pompe der Vermählung mit Marie Louise, zum Herzog von Tarent. Als der Kaiserthron, von Soldatenhand aufgerichtet, von Soldatenhand umgestoßen wird, da kehrt Macdonald zum legitimen Königshause zurück, um nun sein Leben lang getreu zu ihm zu stehen. Nicht wie Ney, der erst seinen Kaiser in Fontainebleau mit zur Abdankung drängt, dann dem König die Hand küßt und sich vermißt: er wolle ihm den von Elba entronnenen Napoleon wie einen zweiten Bajazet in einem Käfig von Eisen bringen, und der hinterher seinem „zweiten Bajazet" doch wieder zufällt — nicht wie Ney und andere gallische Wetterhähne, die sich rasch nach dem Winde von Elba gedreht, hat Macdonald seinen Schwur dem König gebrochen. Auch da nicht, als die von ihm befehligten Bataillone in Lyon zu dem Vortrab Napoleons überlaufen. Hat in dem hunderttägigen Reich Napoleons kein Commando von ihm angenommen, eben so wie er sich in der Folge fern gehalten von dem Juli-Königthum, dessen Krone auf den Barrikaden gewonnen und auf den Barrikaden zerronnen ist. — Ein Charakterbild

Macdonalds malt sich in jenen Worten, welche Maret zu Napoleon in der Klemme von Fontainebleau spricht, als dieser neben Caulaincourt und Ney noch einen dritten Botschafter an die Verbündeten in Paris wünscht und Bedenken trägt gegen den dazu vorgeschlagenen Macdonald, Bedenken, weil seine gallige corsikanische Natur so oft bei dem hohen milden Sinn des Schotten auf Widerspruch gestoßen. „Senden Sie den Herzog von Tarent", räth ihm da sein Minister Maret. „Er ist zu sehr ein Mann von Ehre, als daß er einen Auftrag, den er einmal übernommen, nicht gewissenhaft und treulich erfüllen sollte." — Nachher, als er nach Elba aufbrach, zeigte Napoleon sich sehr gerührt von diesem letzten treuen Dienst, den ihm der Marschall erwiesen. Der Kaiser, der sich hinfort auf Elba beschränken sollte (was, wie ein schottischer Landsmann Macdonalds sich ausdrückt, so viel hieß als einem schlachtgewohnten Elephanten, der bisher einen Thurm voll Krieger getragen, zumuthen, er solle seinen Rüssel künftig nur zum Auflesen von Stecknadeln brauchen), der scheidende Kaiser äußerte sich gegen Macdonald: ja wohl, erst im Unglück lerne man seine ächten Freunde kennen; er könne nur bedauern, den Werth seines alten Waffenbruders nicht eher erkannt zu haben, und er bitte ihn, als ein Zeichen später Erkenntlichkeit diesen türkischen Säbel anzunehmen, der einst in glücklicheren Tagen ein Ehrengeschenk des Ibrahim Bey an den General Buonaparte in Aegypten gewesen; es solle das keine Belohnung sein, nein, nur das Andenken eines Soldaten an seinen Kameraden. . . . .

Ein schnödes Gegenbild zu Oudinot und Macdonald hat sich Daru, der hart gesottene Armee-Intendant Napoleons, in Preußen hingestellt in den Worten: „Man glaubt nicht, was ein Land Alles aushalten kann" — derselbe „unerbittliche, grobe Daru, einer der erprobten Blutsauger Napoleons", wie Ch. F. Schlosser ihn schildert, der als Armee-Intendant sich schon früher durch seine Erpressungen in Oestreich, Preußen, Westfalen und Holland ein verwünschtes Andenken gestiftet; derselbe „Buonapartische Oberbeamte", der vier Jahre vorher zu Stägemann in Erfurt geäußert: die Berichtigung eines französischen Rechnungsfehlers in den Contributionslisten führe zu nichts, weil er dieselbe Summe doch auf der folgenden Seite unter anderem Titel wieder hinzu-

füge; derselbe Daru, von dem Blücher gesagt hat: „er sei wie ein par force dressirter Blutegel, denn wo ihn Napoleon hinsetze, da sauge er den letzten Tropfen aus.“ Und damit er, der Geier, der das zu holen pflegte, was die Adler des Imperators übrig gelassen, doch auch einmal sehe, wie's thue, ließ der nachmals in Paris eingezogene Marschall Vorwärts Darus Güter in Beschlag nehmen, mußte sie aber auf höhern Befehl wieder herausgeben.

Besonders Kaiser Alexander (so berichtet Müffling) „nahm von den bei ihm angebrachten Beschwerden am meisten Notiz und beschützte mit Vorliebe die Franzosen. Der Kaiser Franz aber ließ mir durch den Fürsten Schwarzenberg die bei ihm eingehenden Suppliken und Beschwerden mittheilen und überzeugte sich nach der Auskunft, welche er dadurch erhielt, bald, daß ich nicht leidenschaftlich und nicht ohne Berücksichtigung der Verhältnisse handelte. Dies gewann mir nach einiger Zeit sein Vertrauen.“ — Müffling war es, der unter vielen andern nach Paris entführten Kunstschätzen auch die antiken vier Pferde des Lysippos von der St. Marcuskirche in Venedig mit fester Hand wieder zurücknahm. Napoleon hatte sie auf seinem Triumphbogen im Hofe der Tuilerieen aufgestellt, und König Ludwig XVIII., inmitten eines russischen und preußischen Generals glücklich wieder dort eingezogen, wollte das Viergespann nicht gutwillig herausgeben. Müffling erbat sich von Wellington eine Compagnie englischer Marine-Arbeiter, um die vier schweren ehernen Riesenpferde aus dem Mauerwerk, worin sie fest verankert waren, heraus zu lösen und sie auf die Transportwagen unten herab zu lassen. Dies sollte erst, aus schonender Rücksicht für Ludwig XVIII., des Nachts in der Stille bewerkstelligt werden, damit es nicht am hellen Tage vor seinen Fenstern geschehe. Aber zwei Nächte hinter einander wurde die Arbeit gestört: die erste Nacht von innen, vom Schlosse aus durch einen Trupp der von alten Emigranten befehligten Leibwache Ludwigs XVIII.; die zweite Nacht von außen her durch einen Volkshaufen. „Am andern Morgen (erzählt Müffling) ließ ich von östreichischen Truppen vier Bataillons und eine Division Cavallerie unter dem General-Major Fürst Bentheim in den Tuilerieen ein Viereck um den Triumphbogen bilden und am hellen Tage die vier venetianischen Pferde abnehmen. Da

sich eine große Volksmasse um das Schloß versammelte und zum Theil sehr laut wurde, so ließ ich in ihrer Gegenwart scharf laden; Niemand wagte es, die Arbeit zu stören, und am Abend waren die Pferde in der östreichischen Kaserne."

Wären Oestreich und Preußen mit England im Bunde doch immer so einmüthig gewesen, wie hier auf dem Hofe der Tuilerieen! Frankreich, von jeher ein Erbfeind Deutschlands und ein Ausbeuter deutscher Uneinigkeit, hätte sich dann nicht so mit deutschem Gute und Blute mästen, kein Daru dann auf deutscher Erde das dämonische Wort zur Unthat machen können:

„Man glaubt nicht, was ein Land Alles aushalten kann!"

Im Frühjahr und Sommer 1812 hatte Preußen die große Armee in ihrem stolzen Glanze nach Norden ziehen sehen, und über ein Kleines sah es deren Trümmer in ihrem Elend nach Westen flüchten. Hören wir, was ein Augenzeuge, in dem die Stimmung jener Zeit voll austönt, was E. M. Arndt in einer Flugschrift vom Jahre 1813 darüber schreibt:

„Wer hat die wunderbaren Geschichten des verflossenen Jahres nicht vernommen, die wie Märchen und Fabeln klingen und doch die wahrste Wahrheit sind? Also daß ich nicht zu erzählen bedarf, wovon die Erinnerung in allen Herzen noch so jung ist. Im Junius des Jahres 1812 drang Napoleon in die russischen Grenzen ein mit einer Heeresmacht und einem Zeuge, wie Europa seit Jahrtausenden nicht gesehen hatte; im December desselben Jahres entfloh er durch Polen und Deutschland einsam nach Frankreich; von einer halben Million Männer, die er bewaffnet mit sich getrieben und später sich nachgerissen hatte, entkamen etwa 30,000 armselige Flüchtlinge dem Eisen, dem Hunger und dem Frost. So hatte Gott Gericht gehalten: das Maß des Uebermuths war voll gewesen."

„Durch Preußens Grenzen war bei dem Zuge gegen Rußland der Glanz der Buonapartischen Macht hingezogen; ihre Schmach sollte auch durch sie zurückfliehen. Das wunderbarste Carneval des Glücksspiels, das je gesehen worden, in den mannichfaltigsten und possenhaftesten Verlarvungen und Verkleidungen, ging durch alle preußischen Städte von Gumbinnen bis Königsberg und von Danzig bis Berlin, und so

weiter gegen Westen; es offenbarte den Menschen mitten durch alle französischen Gaukeleien und Bemäntelungen, was geschehen war und was jetzt geschehen durfte. Nie hat das bitterste Elend der närrischesten Posse ähnlicher gesehen, als hier das französische, und doch stieg sein Jammer über Thränen hinaus!" —

6.

Berlin 1812.

Am 1. October 1812 standen in der Vossischen Zeitung von diesem Tage hinten unter den „Vermischten Nachrichten" vier kleine, aber inhaltschwere Zeilen. Denn welch eine Riesenlast von Einquartierung, welch ein harter Volksdruck war zwischen diesen vier unscheinbaren Zeilen zu lesen. Sie lauteten ganz einfach:

„Man berechnet, daß vom 28. März bis 1. September d. J. in Berlin 240,000 Menschen (Militärpersonen oder Individuen, die dem Militär angehören) und 130,000 Pferde Quartier und Verpflegung erhalten haben."

Welchem Militär diese 240,000 Individuen angehört hatten, das war nicht individuell, auf Deutsch: nicht besonders angegeben. Aber die damaligen Berliner konnten sich's wohl im Allgemeinen denken, und ihrer viele vielleicht haben dabei im Stillen gedacht — denn laut zu denken hatte bei der Meute französischer Spürhunde seine Gefahr — haben vielleicht vor sich hin gemurmelt, was Schiller seinen Wallenstein zu Questenberg sagen läßt:

Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt.

Die „Vermischten Nachrichten" selber, in deren Gemenge diese vier Zeilen bloß so mit untergelaufen schienen, hatten an der Spitze einen „Auszug aus den Nachrichten aus Wilna vom 21. September", welcher anfing:

„Die französische Avantgarde ist 20 Werste (3 Meilen) über Moskwa hinaus, auf der Heerstraße nach Casan, wohin der Feind sich zurückzieht. Eine andere Avantgarde ist auf der Heerstraße nach Petersburg, wo nichts vom Feinde zu sehen ist. — Der Brand von Moskwa ist schauderhaft. Das Feuer

wurde an mehr als 500 verschiedenen Stellen angelegt. Fünf Sechstheile der Häuser sind von Holz. Am 14. fing man das Anzünden mit der Börse, den Kaufläden (Bazard) und dem Hospital an. Alle kranken und verwundeten Russen sind mit verbrannt. Ungefähr einhundert der abscheulichen Mordbrenner (Chauffeurs) sind zur gerechten Strafe gezogen und erschossen worden. Alle haben vorher ausgesagt, sie hätten den Befehl des Gouverneurs Rostopschin und des Polizeidirectors befolgt. — Die Armee ruht von ihren Mühseligkeiten aus. Obgleich viel Lebensmittel in der Feuersbrunst verloren gegangen sind, hat man dennoch vieles vorgefunden. Die Armee hat Ueberfluß an Brod, Gemüsen, Wein, Branntwein, Zucker und Kaffee. Man hat sich auch mit dem nöthigen Pelzwerk versorgt."

Kraft „dieser Nachrichten aus Wilna" waren also die Franzosen schon auf der Heerstraße nach Petersburg; vom Feinde war nichts zu sehen, und gleichsam zum Beweise, wie bald die Franzosen dort sein könnten, bekundete eine andere dieser „Vermischten Nachrichten" wörtlich: „Der Weg von Petersburg nach Moskwa wird in 3 Tagen und 3 Nächten zurückgelegt." — Wenn nun die Russen in 3 Tagen und 3 Nächten von Petersburg nach Moskwa kommen konnten, warum sollten umgekehrt die Franzosen nicht in eben so kurzer Zeit von Moskwa nach Petersburg gelangen können? Das mußte wohl Jedem einleuchten — insonderheit denen, welche die bisherigen regelmäßigen Sieges-Bulletins gelesen und geglaubt hatten. Hatte doch die Vossische Zeitung erst in der Nummer vorher gemeldet: „In Warschau ist, wegen der Einnahme von Moskwa, 2 Nächte hinter einander die ganze Stadt illuminirt worden." Was für eine noch glänzendere Illumination stand da erst in Aussicht, wenn auch Petersburg eingenommen! Und das konnte ja, wenn man den bisherigen Feldzug Napoleons im Lichte seiner Bulletins betrachtete, gar nicht mehr lange dauern. . . .

Wieder auf jene Menschen- und Pferdezahl der Einquartierung in der Hauptstadt zu kommen, so wurde solche auswärts in kleineren Städten gar nicht für so ungeheuer angesehen, wie sie den Berliner Wirthen dünken mochte. Denn am 20. October 1812 stand in der Vossischen Zeitung abermals unter den „Vermischten Nachrichten" zu lesen:

„In dem 118. Stück dieser Zeitung wird es als merkwürdig erzählt, daß in Berlin vom 28. März bis 1. September 240,000 Militärpersonen einquartiert und verpflegt worden; es darf daher auch einer Erwähnung verdienen, daß in der kleinen Stadt Lauenburg in Pommern, welche nur 189 zu bequartierende Häuser zählt, von der Mitte April bis October, also in einem gleichen Zeitraum, incl. der Offiziere, 63,464 Mann einquartiert und verpflegt worden."

Gegenwärtig zählt man in Berlin mehr als eine halbe Million Einwohner. Aber auch für die drei Mal so starken Schultern der jetzigen Bevölkerung wäre eine fünfmonatliche Einquartierung von 240,000 Mann und 130,000 Pferden keine leichte Last; eine um wie viel schwerere also mußte sie für das damalige Drittel der heutigen Einwohnermasse sein. — Wie die Bevölkerung Berlins (im Todesjahre Friedrichs des Großen 147,391, darunter 33,625 Militär, und im Todesjahre Friedrich Wilhelms II. 165,726) vor und nach der Befreiung von der Fremdherrschaft ab- und zugenommen hat, darüber schreibt Dieterici, der frühere Director des statistischen Bureaus in Berlin:

„Während der Regierung König Friedrich Wilhelms III. stieg in den ersten neun Friedensjahren (von 1797 bis 1806) die Bevölkerung Berlins jährlich um 1800 bis 1900 Menschen; sie belief sich 1804 auf 182,157 (darunter 25,496 Militärpersonen). Sie sank, wenn man das Militär mitrechnet, während der unglücklichen französischen Invasion. Die Zählung 1810 ergab 169,763, indessen waren unter diesen nur 12,067 Militär. Die Civilbevölkerung war also von 156,661 auf 157,696 sogar gestiegen; und war diese Steigerung auch unbedeutend, so ist es doch ein höchst merkwürdiges Zeichen für das Vertrauen auf die Sterne Preußens und seines edlen Königs, daß die Bevölkerungszahl Berlins nicht niedriger sich zeigte! Als aber der weltgeschichtliche Freiheitskrieg, zu dem auch Berlins Jünglinge schaarenweis zogen, siegreich beendet und bis zu dem Tode König Friedrich Wilhelms III. 25 glückliche und segensreiche Friedensjahre folgten, stieg Berlins Bevölkerung in einem Grade, wie die Geschichte fast kein gleiches Beispiel zeigt. Berlin ist in runden Summen in diesen 25 Jahren von 180,000 auf 330,000, d. h. um 150,000 Menschen gewachsen! Eine neue große

Stadt ist unter dem milden Scepter Friedrich Wilhelms III. in Berlin gleichsam hineingewachsen; die Vermehrung ist so groß, als beinah die ganze Bevölkerung Roms."

Es war eine harte Zeit, die „Franzosenzeit", wie die Großväter, welche den Enkeln davon erzählen, sie nennen. „Statt aller Schilderung oder Nennung großer Zahlen (schreibt Hippel) nur zwei Thatsachen: In Marienburg gab der Magistrat, der Kürze wegen — so sehr war Alles mit Einquartierung überfüllt — ein Quartier-Billet aus mit der Bezeichnung: Nr. N. Herr N. einen König nebst 5 Adjutanten und 10 Domestiken. In Marienwerder ebenso: Nr. N. Herr N. eine Compagnie."

Die Ehre, einen der Könige von Napoleons Gnaden, Jerome Buonaparte oder Joachim Murat im Quartier zu haben, wird wohl keine wohlfeile gewesen sein. In den Städten hat dazumal die Landplage der fremden Einquartierung manchen früher wohlhabenden Bürger vom heimischen Herde fort in die weite Welt getrieben: verlassene Häuser waren gar nicht selten. Es ist vorgekommen, daß ruinirte Bürger in der Verzweiflung die Schlüssel ihrer Häuser auf's Rathhaus brachten: sie könnten weder die Kosten der Einquartierung, noch Abgaben und Hypothekenzinsen mehr erschwingen; sie stellten ihr Eigenthum zur Verfügung des Magistrats. Noth und Sorgen waren die täglichen Hausgenossen wie bei den städtischen so bei den ländlichen Grundbesitzern. Sogar landschaftliche Credit-Institute konnten die Zinsen von ihren Pfandbriefen nicht mehr regelmäßig aufbringen. Der Werth der Grundstücke fiel mehr und mehr; die preußischen Staatsschuldscheine sanken von 45 bis auf 29 Procent; die Berliner Stadt-Obligationen bis auf 28 Procent. Ende 1812 standen sie wieder etwas höher: die Staats-Schuldscheine (Brief) 34; die Berliner Stadt-Obligationen 34; die kurmärkischen Landschafts-Obligationen 30; die neumärkischen 30; die westpreußischen Pfandbriefe preußischen Antheils 42, die polnischen Antheils 22; die ostpreußischen 39; die pommerschen (Geld) 80; die kur- und neumärkischen Pfandbriefe (Geld) 76½; die schlesischen (Brief) 70; die Tresorscheine 34.

Und zu Anfang des Jahres 1812, wie sah es da in Berlin aus? Sagen wir es mit den schlichten Worten der „Erinnerungen eines Preußen aus der Napoleonischen Zeit",

der sie selbst mit durchlebt hat, diese schreckliche Zeit: „In der Stadt Berlin wurde das neue Jahr 1812 als ein gewöhnliches Ereigniß betrachtet; von dem, was bevorstand, verlautete im Publico nichts, vielmehr glaubte Jeder sich mindestens des Friedens erfreuen zu können, der bald die Verlegenheiten der Zeit wieder heben sollte. Der Staat Preußen hatte vertragsmäßig ein Kriegsheer nicht stärker als 42,000 Mann unterhalten dürfen; diesem war Folge geleistet, dagegen die ganze männliche waffenfähige Jugend zum Kriegsdienste allmälich eingezogen, ausgebildet und unter dem Namen: Krümper wieder entlassen worden." (Dieser Name der in Preußen einexercirten und dann wieder beurlaubten preußischen Recruten kam wohl daher, weil in der Provinz Brandenburg und Schlesien viele Krümper-, das heißt Tuchmacher-Gesellen zu diesen von Scharnhorst und Boyen in's Leben gerufenen Reserven zählten. Krimpen sagen die Handwerksleute bekanntlich, wenn sie das Tuch naß machen, damit es nachher nicht mehr einlaufe. Vielleicht daß der sinnige Scharnhorst bei seinem „Krümper-System" auch an Krumper gedacht hat; denn der letzte Steuermann eines sinkenden Schiffes heißt der Krumper, und schien denn das preußische Staatsschiff nicht dem Untergange nahe im Sturme der Napoleonischen Zeit?) „Ob diese Einrichtung — erzählt jener alte Berliner weiter — nicht sollte Frankreichs Herrscher bekannt gewesen sein, lass' ich dahin gestellt; so viel aber ist gewiß, daß im Lande selbst man den Zusammenhang in seiner ganzen Wichtigkeit nicht ahnte. Für Preußen war Friede. Die Augen der Berliner ergötzten sich an einigen neu geschaffenen Truppentheilen, den Normal-Dragonern, Normal-Husaren und der Normal-Infanterie. Der König persönlich ließ sie öfter vor sich exerciren, es war in den Monaten Januar und Februar auserlesen schönes Wetter; die Garde-Ulanen und Garde-Kosaken — letztere eine ganz neu errichtete Truppe — wurden mit bei diesen Uebungen zugezogen, und von den folgereichen Einleitungen des Monats März hatte man noch keine Ahnung. Da trat aber plötzlich das Gerücht auf, die Franzosen würden Berlin und den preußischen Staat besetzen. Die preußischen Regimenter verließen nach und nach die Hauptstadt und rückten nach Schlesien, und gegen Ende des März ward officiell angekündigt, daß die französische Armee am 28. in Berlin

einrücken solle. Zugleich ward bekannt gemacht, daß und wie die französische Einquartierung zu verpflegen sei.

Der 28. März erschien; daß die benachbarten Dörfer mit französischen Truppen stark bequartiert waren, hatte man erfahren und erwartete deren Einmarsch schon Vormittags. Es erfolgte solcher aber nicht; das liebliche Frühlingswetter ging Nachmittag in einen anhaltenden Regen über, und die Berliner Schaulustigen begannen sich zurückzuziehen. Da hörte man zwischen 4 und 5 Uhr die Trommeln und Feldmusik, und die erwarteten unlieben Gäste hielten in starken Massen ihren Einzug. Es waren zwei Regimenter Kürassiere, vier Regimenter Infanterie, etwas Artillerie und Chasseurs zu Pferde, welche in Berlin ihre Quartiere beziehen sollten. In sehr schöner Haltung, parademäßig gekleidet, vom strömenden Regen aber durchnäßt, defilirten die Corps mit lärmender Musik unter den Linden und wurden von dem zusammenströmenden Volke scharf gemustert. Zunächst fiel auf, daß die Sappeurs keine Bärenmützen mehr trugen, so wenig wie die Grenadiere; auch fehlte den Sappeurs der Bart, welcher früher fußlang herabhing. Die ganze Infanterie trug Czakos, welche bei den Grenadieren mit rothen und bei den Voltigeurs mit gelben und grünen Federbüschen geziert waren. Ihr Ansehen hatte sich also verändert, ebenso aber auch ihr äußeres Wesen. Das waren nicht mehr die frivolen Franzosen von 1806, die mit auffallendem Leichtsinne marschirten, von denen Jeder nur für sich selbst geschaffen schien. Die Franzosen von 1812 folgten ihren Fahnen sichtlich mit mehr Zwang, als man sonst gesehen hatte. Dabei war ihre Haltung steifer und pedantischer, und nicht zu verkennen, daß das Subordinationssystem strenger gehandhabt wurde, als sonst. Uebrigens waren sie sehr gut bewaffnet und equipirt. Das 56. Linienregiment machte eine Ausnahme, indem dessen Kleidung stark abgetragen war; es wurde daher auch wohlbedächtig bei der nächsten Sonntagsparade zu Hause gelassen und hielt einzeln in der Woche seine Revue ab.

Die eingerückten Regimenter gehörten zum Corps des Marschalls Oudinot, der sein Quartier im fürstlich Sackenschen Palais nahm. Jetzt gab es wieder Augenweide genug für das Publicum; auf allen Plätzen, Vor- und Nachmittags, fand man unzählige Abtheilungen Soldaten, welche sehr fleißig

exercirt wurden. Die Regimenter versammelten sich täglich, rückten dann compagnieenweise auseinander, wurden so einzeln durchgenommen, dann bataillons- und zuletzt regimentsweise zusammengezogen und in großen Evolutionen geübt. Die zuerst eingerückte Cavallerie dagegen schien die Pferde schonen zu sollen; ich erinnere mich nicht, sie jemals reiten gesehen zu haben, bis sie abmarschirte. Inzwischen hatten sich noch viele Detachements eingefunden, von denen namentlich die Portugiesen auffielen, welche in brauner Uniform mit rothen Aufschlägen und den maurischen Gesichtern mit dunklen Augen einen hohen Grad von Eigenthümlichkeit zeigten. Wie diese gezwungenen Soldaten gefochten haben mögen, ist nicht bekannt geworden; ihr Wille wenigstens war nicht der beste, wie ich aus Mehrerer Munde, welche französisch sprachen, genugsam gehört habe. Sie schimpften weidlich nicht bloß auf Napoleon, sondern auf alle Franzosen, versicherten mit einer hämischen Freude, daß in ihrem Vaterlande jeder Deutsche, jeder Pole, jeder Italiener Pardon erhielte, wenn er gefangen würde, der Franzose aber werde massacrirt. Uebrigens gingen sie den Franzosen aus dem Wege und waren in ihrem Quartiere sehr friedliebend.

Das 19. Linienregiment, ein sehr stattliches, hatte mehrere Deutsche; das 128. aber bestand aus lauter Deutschen, Offiziere und Unteroffiziere ausgenommen, und der Berliner bemerkte mit einer Freude, die er sich selbst nicht erklären konnte, daß die französische Armee viele Deutsche aufnehmen mußte. Das 26. leichte Regiment bestand dagegen aus lauter Franzosen und hatte einige Mohren, die viel angestaunt wurden. Er (Napoleon) muß doch Alles zusammenraffen, hörte man häufig sagen." —

Diese von dem citirten Augenzeugen bemerkte Freude damaliger Berliner über die deutschen Krieger, welche Napoleon mit nach Rußland geschleppt hat, wird jetzt schwerlich nachempfunden werden. Die Zahl der Deutschen, welche 1812 dem Heerbann des französischen Eroberers folgen mußten, belief sich auf mehr als 200,000 Mann! Rechnet man dazu die mit aufgebotenen Polen, Italiener, Portugiesen und Spanier, so springt in die Augen, daß kaum die Hälfte der großen Armee aus geborenen Franzosen bestand. Die deutschen Truppen bildeten zerstreut stehende Aeste des französischen Stammes.

Die 16,000 Würtemberger unter Scheeler standen im dritten Armee-Corps unter Ney; die 38,000 Baiern unter Wrede im sechsten unter St. Cyr; die 17,000 Sachsen im siebenten unter Reynier; die 18,000 Westfalen im achten unter Vandamme; die deutsche Division der kleinen Rheinbunds-Fürsten (division princière, wie Napoleon sie kurzweg hieß) stand im neunten unter Victor; das preußische Hülfs-Corps, erst unter dem General-Lieutenant von Grawert, nachher unter York, formirte zusammen mit einer Division Franzosen, Polen und Deutschen in der großen Armee das zehnte Corps unter Macdonald; das östreichische Hülfs-Corps unter dem General der Cavallerie Fürsten Carl zu Schwarzenberg machte im Heere ein Corps für sich: nach dem Allianzvertrage zwischen Oestreich und Frankreich vom 14. März 1812 sollte es auf der von Napoleon vorgeschriebenen Linie operiren, sich nach dessen unmittelbaren Befehlen richten. „Die französischen Ober-Generale der verschiedenen Armee-Corps (bemerkt die Vossische Zeitung von 1812) pflegen in ihren allgemeinen Berichten die Truppen nicht nach den Nationen (Franzosen, Deutschen, Italienern, Polen) zu benennen, sondern nur entweder nach den Nummern, welche die Divisionen in der großen Armee führen, oder nach den Namen der die Berichte eingebenden Divisions-Generale, sei es nun, daß diese zugleich selbst die Ober-Befehlshaber der Divisionen sind, wie bei den französischen Truppen, oder daß sie den Divisionen alliirter Truppen vom Kaiser zugegeben worden. Auch bei der Cavallerie des Königs von Neapel (welche den größern Theil aller französischen, deutschen, polnischen &c. von ihren National-Corps abgesonderten Cavallerie-Regimenter in sich begreift) werden die Divisionen nur mit Nummern oder mit den Namen der sie commandirenden französischen Divisions-Generale benannt."

Die Nationalität der nicht-französischen Kriegsvölker in der großen Armee verschwand also möglichst vor der französischen Nummer der Division oder vor dem in der Regel vorleuchtenden Namen französischer Generale. In Napoleons Augen gab es überhaupt gar keine Deutschen mehr. Denn als der russische Ober-Befehlshaber Barklay de Tolly beim Ausbruche des Krieges die Deutschen aufruft, das Joch Napoleons abzuschütteln, da läßt der Kaiser der Franzosen, der

Protector des ihm von Talleyrand nach einer Idee Ludwigs XIV. soufflirten Rheinbundes, offen erklären: „Zu wem sprecht ihr denn? Es giebt keine Deutschen, es giebt nur Oestreicher, Preußen, Baiern" u. s w.

Der ungeschliffene Ton, in dem Napoleon seine Generale, und diese hinwiederum ihre Untergebenen anherrschen, klingt deutlich aus den Noten, womit Chambray das in der großen Armee aufgespielte europäische Concert von Grobheit kennzeichnet. „Die harte, barsche Art seines Tones (schreibt der damalige Ordonnanz-Capitän des Kaisers) drückte der Aeußerung seines Willens einen herben Stempel auf; gar oft, wenn ihm ein Hinderniß oder etwas Widerwärtiges in den Weg kam, begegnete er seinen Generalen mit Grobheit. Diese thaten desgleichen gegen die unter ihnen Stehenden, und Jeder, hatte er auch ein noch so kleines Commando, ahmte darin seinen Vorgesetzten nach. Dabei muß ich (Chambray) aber bemerken, daß die Grobheit der Obern gegen die Untern, wie nachtheilig auch in mancher Hinsicht, doch den Vortheil der Zeitersparniß hat. Auch ist es nicht Napoleon, sondern die Revolution, welche diesen Ton zuerst angegeben hat. Der damalige, das Unterste zu Oberst kehrende Umsturz brachte es mit sich, daß plötzlich eine Menge Menschen, von Hause aus ungesittet, die höchsten Stufen im Heere erstiegen. Ihr Auftreten war plump; ihre Art, zu befehlen, rauh, oftmals grob; aber sie waren tapfere, kriegsgeübte Soldaten; Mehrere von ihnen verwendeten ihre freie Zeit zu Studien und bildeten sich zu trefflichen Heerführern heran. Zwar feine Sitten und höfliches Wesen, so lange ein Vorzug französischer Offiziere, waren dahin; dafür aber zeigte sich ein höherer kriegerischer Werth."

Werth hatten in der Taxe Napoleons eigentlich nur die Franzosen. Wie er über die Nicht-Franzosen in seinem Heere dachte, das bekunden die empörenden Worte, die er damals einem Russen sagte: „Si vous perdez cinq Russes, je ne perds qu'un Français et quatre cochons." — Diese Worte zu übersetzen, muß sich nicht jede ehrliche deutsche Feder dagegen sträuben?

Sogar die Polen, sonst oft von ihm gelobt, mußten sich von Napoleon auf dem Feldzuge nach Rußland „schlechte Soldaten" schelten lassen. Der barsche Kaiser (er selbst schrieb fast nie

unmittelbar an seine Generale, sondern ließ die von ihm einem Cabinets-Secretär in die Feder gesagten Schreiben durch seinen Major-General Berthier ausfertigen) ließ in Wilna am 9. Juli 1812 durch Berthier an den Fürsten Poniatowsky schreiben: „daß Se. Majestät sehr unzufrieden gewesen, zu vernehmen, daß er (Poniatowsky) von Sold und Brod spreche, wenn es darauf ankomme, den Feind zu verfolgen; ja, daß Se. Majestät um so mehr darüber erstaunt gewesen, als er ja mit wenigen Truppen allein stehe, und daß, wenn die kaiserlichen Garden, welche, obwohl in Eilmärschen von Paris nach Wilna gekommen, doch auch, statt halbe Portionen zu erhalten, Mangel an Brod litten und nur Fleisch hätten — wenn selbst diese nicht murrten, daß dann der Kaiser mit Leidwesen gewahr werde, die Polen seien so schlechte Soldaten, und es sei ein so schlechter Geist unter ihnen, daß sie dergleichen Entbehrungen in Anregung brächten; Se. Majestät hofften, Sie würden nicht mehr davon sprechen hören."

So harte Vorwürfe ließ Napoleon an Poniatowsky schreiben, bloß weil dieser so menschlich mit seinen Truppen gefühlt hatte, von Sold und Brod zu sprechen! — Menschliches Gefühl freilich hat, wie es scheint, der eiserne Eroberer im Felde nicht gekannt. Schreibt er doch in dem Briefe, worin er Maret den „Sieg an der Moskwa" meldet: „Das mit 30,000 Todten bedeckte Schlachtfeld war herrlich!" Ein ander Mal nennt er solches Schlachtfeld „eines der schönsten, die wir je gesehen." — Chambray fühlt sich dabei zu der Glosse getrieben: „das Beiwort schön statt gräßlich erinnere an jenes bekannte Wort des Vitellius, daß der Leichnam eines erschlagenen Feindes immer gut rieche."

Einen neuen Attila sieht Stägemann in dem Gedichte, welches er im April 1812 schrieb, „als ein französisches Heer zum Kriege gegen Rußland in Berlin einrückte." Es heißt darin:

Ueber Throne, die sein Huf zerschlagen,
Mag ein Flammenroß den schicksalvollen
Attila zum Saum der Erde tragen,
Mag sein Nam' in Nibelungessagen
Wie Gewitters ferner Nachhall rollen

Durch die Reiche, die sein Arm vernichtet!
Von der Wahrheit gotterkornem Priester
Wird der Missethat der Weltverwüster
Nur des Fluchs Gedächtniß aufgerichtet.
Schon, Er selbst die Oriflammenfahne
Vor der Knechte Fünfmalhunderttausend,
Taumelnd dies, und diese zornerbrausend,
Frank und Slav und Wälsch und ach! Germane,
Schon hinab die Bahn der Gengiskane
Fliegt der Ueberwinder, gährend, grausend,
Schon ein Weltgericht in Träumen, trunken,
Durch die Land' als Wuth der Windsbraut rasend,
Und hinweg des Lichtes letzten Funken
Mit dem Schmeichelhauch der Lüge blasend.

„Glücklicher noch, als Attila", schreibt Wolfgang Menzel, „der doch nur eine Hälfte der Deutschen gegen die andere in's Feld geführt, schleppte Napoleon alle Deutschen hinter sich her. Und zwar machten die Deutschen in dem Heere, das er in die russischen Steppen trieb, die größte Zahl aus; aber sie waren so geschickt vertheilt und meist unter den Namen von Franzosen untergebracht, daß sie es selbst nicht merkten. Zum ersten Male — in der Weltgeschichte unerhört — war ganz Deutschland unterjocht." . . .

Den Berlinern kam es wirklich plötzlich (wie jener alte Mitbürger sagt) das Gerücht von dem Anzuge der Franzosen. Die Berliner Zeitungen (sie erschienen damals nur Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kosteten vierteljährlich 22 Groschen klingend Courant) benachrichtigten ihre Leser erst dann von französischen Truppenmärschen, als der Marschall Ney schon in Leipzig war, am 14. März 1812. Und noch am 21. März schrieb Barthold Georg Niebuhr in einem Briefe aus Berlin: „Wir sind wirklich in einer absoluten Unwissenheit, und da unsere Freunde sie theilen, vernehmen wir nicht einmal Gerüchte; die Märsche durch unser Land und Sachsen, und unsere eigenen Rüstungen zufolge der Allianz sind bis jetzt Alles, wovon man erzählen hört."

Vierzehn Tage später, am 3. April, schreibt Niebuhr: „Es war am vorigen Sonnabend, als die Franzosen hier einrückten. Ihre Zahl weiß man im Publicum nicht mit Zuverlässigkeit; daß sie aber groß ist, läßt sich aus der Menge abnehmen, die man zu allen Zeiten auf den Gassen sieht. Die ganze Stadt ist in diesen letzten Tagen verändert." —

Dann am 21. April: „Das Bevorstehende wird mit einem unläugbar sehr zweckmäßigen Stillschweigen vorbereitet. Alles, was ich mehr aus Nachdenken, als auf positives Zeugniß gestützt sagen kann, ist: daß alle Gerüchte über die mögliche Fortdauer des Friedens wohl gewiß keine Aufmerksamkeit verdienen. Die Armeen sammeln sich von allen Seiten. In der ganzen neueren Geschichte, ja seit den Kreuzzügen und der Völkerwanderung sind nie so ungeheuere Massen gegen einander gebracht worden. Was die Eröffnung des Feldzuges noch ein wenig verzögern möchte, ist der Nachwinter; denn in Ostpreußen ist noch jetzt Schlittenbahn, und wenn diese aufthaut, hindern die Wege ein paar Wochen lang schnelle Operationen."

Am 1. Mai schrieb Niebuhr (er arbeitete damals an seiner römischen Geschichte und las an der Universität) in einem Briefe an die Hensler: „Es ist bei dem besten Willen unmöglich, zu verhindern, daß man nicht durch das umgebende Geräusch und die gespannte Erwartung der Zukunft zerstreut werde, und das verträgt sich nicht mit der Sammlung, welche ein Buch erfordert: wenigstens kostet sie große Anstrengung. Es ist ein wahres Glück, daß die Zeitungen so stumm sind, und die Vorbereitungen zu dem riesenmäßigen Kriege in tiefem Dunkel liegen: so wird wenigstens darüber nicht viel hin- und hergeredet, und man behält, Jeder, Aufmerksamkeit für seine eigenen Geschäfte und Interessen. Man denkt für sich mit ernster Erwartung an die großen Auftritte, welche sehr bald anheben müssen. In diesem Augenblicke ist die Stadt ziemlich leer von Truppen, aber sie wird sich ohne Zweifel von Zeit zu Zeit wieder anfüllen. — Der späte Frühling ist ein großes Unglück gewesen; denn die Fourage ist weit und breit so erschöpft, daß das Vieh der Bauern kaum gegen den äußersten Hunger hingehalten werden kann. In Littauen hat die Dürre des vorigen Sommers schon ohne Kriegsverwüstungen solchen Futtermangel hervorgebracht, daß man Anfangs des Winters das Vieh um Spottpreis verkaufte und die ungewöhnlichsten Nahrungsmittel hervorgesucht hat, um das übrige durchzuwintern. In den besten Gegenden deckt man das Stroh von den Häusern ab. — Man muß jetzt noch mehr, als je, sich durch sich selbst halten; denn der vor dem Jahre so wohlthätige Umgang ist theils zerstört oder zerstreut, theils sind

die, welche hier sind, mehr als ich selbst niedergebeugt und verstimmt."

So Niebuhr in seinen Briefen, welche, unter dem frischen Eindrucke jener Tage geschrieben, uns die herbe, ernste Gestalt der Zeit in ihrer Urfarbe vergegenwärtigen.

Das Geheimniß, in welches Napoleon seine Rüstungen gegen Rußland hüllte, durfte natürlich auch von den deutschen Zeitungen nicht eher ausgesprochen werden, als bis der Pariser Moniteur, der damalige Tonangeber der Presse sein Schweigen gebrochen hatte. Der aber und sein Echo in den französischen wie deutschen Zeitungen brachte noch nichts weiter, als prahlerische Sieges-Bulletins aus Spanien, frohlockende Artikel über die vielen Bankerotte in England, welche die Continentalsperre nach sich ziehe, pomphafte Schilderungen von Hoffesten und Jagden, welche der Kaiser in Paris und St. Cloud gab. Sogar über das Ziel der am 9. Mai vor sich gegangenen Abreise Napoleons wußte der verschwiegene Moniteur nichts weiter zu sagen, als daß der Kaiser die am Ufer der Weichsel zusammengezogenen Truppen zu mustern gedenke. Noch am 14. Mai — drei Tage vor Napoleons Einzug in Dresden — wiederholte die Vossische Zeitung eine Pariser Correspondenz der Düsseldorfer vom 17. April, welche ganz idyllisch lautete: „Der Kaiser ist noch immer in der Mitte seiner treuen Pariser, lustwandelt hier unter dem Schattenwalde von Sieges-Lorbeeren und genießt die stillen Früchte der schweißvollen Kämpfe, die er für Menschenwohl und Weltumgestaltung so glorreich bestand." —

Der Aufenthalt des Marschalls Oudinot, Herzogs von Reggio, in Berlin, so wie die Einquartierung seiner Truppen in der Hauptstadt und deren Umgebung dauerte fünf Wochen, vom 28. März bis zum 2. Mai. Wie Graf Henckel erzählt, zeigte Oudinot sich voll Ehrerbietung gegen Friedrich Wilhelm III. Er sandte am Tage seines Einmarsches durch das Brandenburger Thor einen seiner Adjutanten an den König und ließ anfragen, ob Se. Majestät nicht die Gnade haben wolle, das Armeecorps zu besichtigen. Er stellte es dazu am Windmühlenberge in Parade auf. Der Marschall machte dem Könige bei der Besichtigung alle üblichen Honneurs; es wurde die Linie hinuntergeritten, und dann begann der Vorbeimarsch. Besonders die Grenadiere waren

von schönem kriegerischen Ansehen; bei den aus Spanien gekommenen Truppentheilen fiel es auf, daß mehrere Adjutanten Maulesel ritten.

Oudinot, der nichts von der Brutalität eines Davoust an sich hatte, führte die harten Anordnungen seines Kaisers mit Milde aus. Die Cabinets-Befehle, welche Napoleon im April 1812 aus dem Lustschlosse St. Cloud bei Paris zur Ausfertigung an Berthier hat ergehen lassen, sind ächte Urkunden seiner Falschheit gegen Preußen. Ursprünglich geheim gehalten, sind sie in der Folge mit andern Briefen zwischen Napoleon und Berthier durch Chambray an das Licht der Oeffentlichkeit gestellt worden. Sie werfen einen schwarzen Schatten auf den gewaltigen Eroberer zurück, der zu brechen gedachte, was sich ihm nicht beugen wollte. Sie bezeugen unwidersprechlich, diese Actenstücke aus dem geheimen Cabinet des damaligen Franzosenkaisers, mit welcher Willkür Napoleon gegen Preußen verfahren ist; bezeugen, mit wie gutem Rechte sich der König in jener Beschwerdeschrift gegen ihn beklagt hat, daß die Grundlagen der abgeschlossenen Verträge von vorn herein nicht inne gehalten worden; bezeugen die Wahrheit des Ausspruches Hippels: „Treulosigkeit war auch im Gefolge dieser Convention; denn Spandau und Pillau, zwei Festungen, deren in der Convention nicht gedacht war, mußten — sollte die neue Allianz nicht mit Blutvergießen beginnen — dem unheilvollen Alliirten übergeben werden."

Zwar: es sind tief traurige Erinnerungen an das von Napoleon bedrängte Preußen, welche wir damit auffrischen. Aber sich auf die Vergangenheit besinnen, ist für das jetzige Geschlecht eine Mahnung, sich in der Gegenwart nicht zu vergessen und von Neuem inne zu werden des alten treuen Preußensinnes, wie er die Väter beseelt hat, als sie in der großen Zeit der Erhebung nach der Unterdrückung das von dem Herrn der Heerschaaren gesegnete Werk der Befreiung von dem fremden Eisenjoche herrlich hinausgeführt haben. Es war bestimmt in Gottes Rath: König und Vaterland mußten erst das schwerste Kreuz tragen, jenes Kreuz, das nur die im Leiden erstarkende Liebe zwischen Fürst und Volk konnte tragen helfen, bevor der es mit erlebende E. M. Arndt im Sommer des Befreiungsjahres den „Mit Gott für König und Vaterland" streitenden und siegenden Preußen zurufen konnte:

„Vor jenem heiligen Kreuze, womit ihr gezeichnet auszoget, sind die zahllosen Schaaren des gewaltigen Unterdrückers der Fürsten und Völker in Spanien und Rußland in den Staub gesunken und haben die Wölfe und die Raben gefüttert; vor diesem göttlichen Zeichen sanken die trotzigen Legionen, die sich die Weltbezwinger nannten, auch auf Deutschlands entweihten Gefilden in das Nichts."

Ja, nicht der gewinnt ein ächtes Zeit- und Charakterbild jener hohen, Geist und Herz erhebenden Tage der Befreiung, der es allein durch das nur zu oft mit Absicht gefärbte Fernglas nachkommender Geschichtschreiber sieht. Sondern der, welcher die Napoleonische Zeit mit den Augen treuer Männer ansieht, welche zu derselben Zeit gelebt, gelitten und gestritten haben. Ja, gelitten! Denn um den treibenden Geist des Freiheitskampfes in seiner historischen Wahrheit zu erkennen, muß man im Gedächtniß haben, was für „Sclavenbande" (um mit dem Worte Schenkendorfs zu reden) es denn eigentlich gewesen sind, die da in dem Freiheitskampfe haben gebrochen werden sollen? War es etwa der treu mit seinem Volke leidende König, der das Vaterland in den gemeinten „Sclavenbanden" hielt? Waren es etwa die „großen Ideen von 1789", welche Theodor Körner zu den Versen begeisterten: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los"? War es etwa die von Napoleons Säbelherrschaft abgelöste Freiheit und Gleichheit der französischen Revolution, für welche derselbe Kriegsdichter rief: „Der Freiheit eine Gasse!"? Das doch gewiß nicht! Allerdings waren die Preußen damals gleich geworden; aber es war eine Gleichheit anderer Art. Denn, wie E. M. Arndt 1813 aus eigener Anschauung schrieb:

„Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren, daß jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der brauchbarste war, daß das Eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle anderen Gefühle verschlang, alle anderen sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und

im Gehorsam. Und so sehr erhob die große Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden: es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Uebermuth, die Unzucht und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte!"

Ja, den läuternden Strom dieser heiligen Begeisterung, auch auf den Kelch der Leiden, aus dem er mit entquollen ist, muß ihn der zurückführen, wer ihn in seiner Tiefe ermessen will. Lange, schwere Wehen gingen der Wiedergeburt des Vaterlandes voraus, und jene Fäden, welche am „sausenden Webstuhl der Zeit" das Befreiungsjahr 1813 mit den Leid- und Lehrjahren vorher verknüpfen, wir dürfen sie nicht außer Acht lassen, soll es sich ganz vor unseren Augen entfalten, „das Riesenkleid der Geschichte, mit dem sich der lebendige Geist Gottes in den Schicksalen der Menschheit umkleidet."

Einen urkundlichen Beitrag nun zur Leidensgeschichte Preußens im Jahre 1812 bilden die damaligen Verhaltungs-Befehle Napoleons an seine in Berlin commandirenden Generale. Um von Hause aus jeden Schein einer willkürlichen Verdeutschung zu vermeiden, binden wir uns an eine schon 1824 erschienene und von Chambray selbst gutgeheißene Uebersetzung. Der Uebersetzer ist der jetzt verewigte Ingenieur-Major Blesson, ein Waffengenosse der Befreiungskriege, aus denen er als Ritter des Eisernen Kreuzes heimgekehrt.

Am 12. April 1812 schrieb Napoleon an Berthier, den damaligen Fürsten von Neufchatel: „Mein Vetter! Der Tractat mit Preußen ist Ihnen ohne Zweifel mitgetheilt worden. Es ist darin weder von Spandau, noch von Pillau die Rede, da ich erklärt habe, daß ich mich nicht enthalten könnte, diese beiden Positionen zu besetzen. Was Graudenz und Colberg anbelangt, so brauche ich diese beiden Plätze nicht; jedoch habe ich ausbedungen, daß man mir Rapporte darüber einreichen werde, und daß ich Artillerie- und Ingenieur-Offiziere dahin senden könne, um Munition zu fertigen, und damit ich von

alle dem, was in dem Platze vorgeht, genau unterrichtet werde. Geben Sie demgemäß dem Commandanten der Artillerie den Befehl, eine Artillerie-Compagnie nach Spandau zu verlegen, und dem Herzoge von Reggio Befehl, ein Bataillon Infanterie nicht in die Citadelle, sondern in die Stadt, wie ich es befohlen habe, zu verlegen. Schreiben Sie gleichzeitig an meinen Adjutanten Narbonne. Ich wünsche, daß der König in Spandau nur einen Commandanten und ungefähr 50 Invaliden habe. — Es ist wichtig, daß ich Herr von Spandau sei, welches die Citadelle von Berlin ist und die Communicationen mit dieser Stadt abschneidet. — Pillau ist die Citadelle von Königsberg, wie Spandau die Citadelle von Berlin ist. Sie werden den Fürsten von Eckmühl (Davoust) beauftragen, einen klugen Artillerie-Offizier und einen klugen Schiffsfähnrich daselbst zu halten, die alle Tage Bericht abstatten werden. — In Colberg müssen vertragsmäßig 4000 Mann Preußen als Besatzung stehen; ich muß aber Rapporte über diesen Platz erhalten und Artillerie- und Ingenieur-Offiziere darin haben, die mich von Allem, was darin vorgeht, benachrichtigen. Ertheilen Sie daher drei klugen Marine-Offizieren vom Schiffsfähnrichs-Range den Befehl, sich nach Colberg zu begeben; versetzen Sie einen Generalstabs-Offizier vom Hauptmanns-Range dahin und einen Artillerie-Offizier vom Lieutenants-Range. Diese fünf Offiziere werden sich in Colberg festsetzen. Sie werden täglich über die Bewegungen im Platze und über Alles, was meinen Dienst interessirt, den Gouverneurs in Danzig und Stettin berichten. Ertheilen Sie dem Fürsten von Eckmühl den Befehl, einen Artillerie-Offizier nach Graudenz zu schicken, um sich von Allem, was vorgeht, zu unterrichten.

In Spandau will ich eine französische Artillerie-Compagnie, einen Artillerie-Offizier vom Hauptmannsrange, der nicht den Titel als Festungscommandant annehmen, aber klug und wachsam sein, alles beobachten und dafür sorgen soll, daß die Magazine in der Stadt für meine Verwaltung dienen können. Uebrigens wird in diesem Platze ein preußischer Commandant und eine preußische Besatzung sein, die aber nicht über 80 Invaliden betragen muß; auch wird die preußische Fahne über dem Platze, als Preußen angehörend, wehen. In der Stadt sollen ein Bataillon Infanterie

und eine Batterie Feld-Artillerie sich befinden, so daß ich mich ganz als Herr des Platzes ansehen könne, da es meine Absicht ist, wenn der Krieg erklärt sein wird, in die Festung Spandau Besatzung zu legen, sie zu verproviantiren und sie zu armiren; es ist aber unnütz, etwas davon zu sagen. — Schreiben Sie dem Grafen Narbonne, damit er aufs Reine bringe, was die Dislocation der preußischen Truppen betrifft, die aus 40,000 Mann bestehen müssen, nämlich 20,000 Mann das active Contingent bildend, 7000 Mann Besatzung in Graudenz, 4000 Mann Besatzung in Colberg, 1800 Mann in Potsdam, 10,000 Mann in Schlesien. Ich wünsche zu wissen, wo heute diese Truppen stehen, und wie sie beschaffen sind. Ueberhaupt ist es nöthig, daß Sie eine Abschrift des Tractates dem Grafen Narbonne zusenden, den ich als das Amt meines Commissarius zur Ausführung dieses Tractats bekleidend ansehe."

In der ersten geheimen Convention vom 24. Februar 1812 hatte, wie eine Anmerkung bei Blesson sagt, Napoleon ausdrücklich vermieden, von Spandau und Pillau zu sprechen, um seine Absicht, die dahin ging, diese beiden Plätze zu besetzen, nicht zu verrathen. Nach den allgemeinen Regeln des Völkerrechts ist einem Staat gegen den andern nichts erlaubt, als was dieser ausdrücklich bewilligt hat. So dachte die preußische Regierung, als sie den Tractat unterzeichnete. Napoleon hatte aber sein eigenes Völkerrecht. Er trug in dasselbe die Maxime des bürgerlichen Rechts über. In diesem ist erlaubt zu thun, was nicht verboten ist. Nun hatte aber der Tractat für Colberg, Potsdam und Graudenz ausdrücklich preußische Besatzung vorbehalten: es geschah dies deswegen, weil Preußen sich verbindlich machte, die Garnison dieser Plätze in einer bestimmten Stärke zu erhalten, was in Ansehung Pillaus und Spandaus nicht geschehen war, und weil noch außerdem Napoleon sich ausbedungen hatte, zu Munitionsarbeiten eine gewisse Anzahl Artilleristen in jene drei Plätze zu senden, daher man vermeiden mußte, daß er diese Vergünstigung nicht zu weit ausdehnte. Es bedurfte also in Ansehung Spandaus und Pillaus keiner ausdrücklichen Bestimmung zu Gunsten Preußens; denn die Sache verstand sich von selbst. Wenn Napoleon sagt, er habe erklärt, er müsse diese beiden Plätze besetzen, so ist dies nur in sofern wahr, daß er

sich auf diese Art gegen seine Vertrauten geäußert haben mag; aber dem preußischen Minister, der die Convention unterhandelte, haben weder er noch seine Minister je etwas von dieser Absicht geäußert. — Davon, daß Napoleon durch die in die preußischen Festungen gesandten Artilleristen von dem Zustande derselben unterrichtet werden soll, steht nichts in dem Tractate; eine solche Bedingung würde Preußen wohl schwerlich zugegeben haben. Napoleon sollte sich mit den officiellen Rapporten begnügen, welche ihm die preußischen Festungscommandanten zusenden würden. Dieser Brief giebt Aufschluß über die wahre Ursache, warum er verlangte, daß französische Artilleristen in den preußischen Festungen an Munition arbeiten sollten, welche die Preußen eben so gut verfertigen konnten. Sie sollten ihm als Spione gegen diese dienen. Diese geheime Absicht spricht er in dem Briefe aus, als wenn sie im Tractat stehe! —

Am 21. April schrieb Napoleon an Berthier: „Mein Vetter! Ich übersende Ihnen einen Brief eines meiner Ordonnanz-Offiziere, der am 14. April durch Spandau gekommen ist. Sie werden aus demselben ersehen, daß er nicht in die Citadelle eingelassen worden. Das ist auf keine Weise meinen Absichten angemessen. Ich habe Ihnen den Befehl gegeben, eine Compagnie Artillerie in die Citadelle rücken zu lassen und ein Bataillon Infanterie in dem Platze zu haben. Meine Absicht ist, daß Sie, um sich mehr von Spandau zu versichern, einen Brigade-General dahin versetzen, um die Truppen zu befehligen, und daß man in diesem Platze die Depots der Marschbataillone und Escadrons formire, welche auf Berlin marschiren; auf diese Art werden stets 2000 Mann in diesem Platze sein. Ertheilen Sie demgemäß den Marschbataillonen, die in Magdeburg stehen, Befehl, bis auf 500 Mann nach Spandau zu rücken; benachrichtigen Sie den Herzog von Reggio von der großen Wichtigkeit, die ich darauf lege. Man muß in der Stadt eine gute Besatzung haben und den Dienst strenge beobachten, ein Generalstabs-Offizier nebst einer Compagnie Artillerie müssen im Fort sein, endlich die Magazine der Citadelle dazu angewandt werden, um Artillerie, Munition und Korn unterzubringen, so daß die Nothwendigkeit, mit diesen Magazinen zu communiciren, mich ganz und gar zum Herrn des Forts mache, in welches ich ein Ba-

taillon als Besatzung legen werde, so wie die Feindseligkeiten angefangen haben. Schreiben Sie dem Herzoge von Reggio, er solle noch vor seiner Abreise dafür sorgen, daß dies Alles so viel wie möglich mit Einstimmung Preußens geschehe; sollten sich aber Schwierigkeiten erheben, so muß der Aufbruch seiner Truppen verzögert werden. Nur meine Offiziere dürfen in Berlin befehlen. Die Nationalgarde muß mir zu Gebote stehen. Schreiben Sie daher dem Herzoge von Belluno (Victor), damit er genau wisse, woran er ist. Der Tractat ist über diesen Punkt positiv. Er soll sich aber nicht in die Regierungs-Angelegenheiten mengen. Ich setze voraus, daß der General Lariboissiere einen Artillerie-Offizier in Berlin mit Aufträgen hinterlassen, und daß dieser General angezeigt haben wird, wo die Gewehre, Geschütze und Munitionen der Preußen sich befinden. — Es ist gut, daß französische Offiziere nach Potsdam spazieren gehen, als ob sie die Stadt sehen und der Parade beiwohnen wollten, daß sie in den Wirthshäusern übernachten und beobachten, was vorgeht. Es müssen stets französische Offiziere hin und her gehen, und diese Bewegung muß Folge der Neugier der Personen scheinen, die Potsdam sehen wollen"

Nach dem Sinne des Tractats ist nur das richtig, daß keine andern preußischen Truppen in Berlin sein sollten, als zur Bewachung des Schlosses. Von allem Uebrigen steht, wie bei Blesson angemerkt ist, „nicht ein Wort in dem Tractat. So betrog also Napoleon selbst die Diener seines Willens."

Am 30. April 1812 traf der Marschall Victor in Berlin ein. Er hatte bisher ein französisches Heer in Spanien befehligt und sollte nun nach dem Willen seines Kaisers „diesen Platz aus den Händen des Herzogs von Reggio übernehmen." Claude Perrin, genannt Victor, Herzog von Belluno, war derselbe französische General, der am 14. Januar 1807 von 4 Mann des damals um Colberg streifenden Schill'schen Corps in Arendswalde gefangen genommen und dann gegen den preußischen General Blücher ausgewechselt worden, der seinerseits die ihm nach tapferstem Widerstand von Bernadotte angebotene Capitulation bei Ratkau nicht anders angenommen hatte, als mit dem ausdrücklichen Vermerk: „Ich capitulire, weil ich kein Brod und keine Munition habe." — Victor hatte schon einmal, vom Sommer 1807 bis zum Herbst

1808 den Oberbefehl in Berlin geführt. Seine jetzige Instruction hatte ihm Napoleon vorgeschrieben in einem Briefe an Berthier vom 22. April 1812. Es hieß darin:

„Während des Monats Mai hat der Herzog von Belluno nichts zu thun, als sein Corps (das neunte der großen Armee, eine französische, eine deutsche und eine polnische, aus Andalusien kommende Division) zu organisiren, um Preußen im Zaum zu halten (pour contenir la Prusse) und über die Erhaltung der Ruhe im ganzen Lande zwischen der Weichsel und dem Rhein zu wachen. Aus diesem Grunde habe ich bestimmt, daß er sein Hauptquartier nach Berlin verlege, und unter seinen Befehl nicht nur die Truppen des 9. Corps gestellt, sondern auch die Truppen von Küstrin, Stettin und Glogau, die Division der Fürsten (division princière), von der die erste Brigade Hamburg und die zweite Berlin besetzt, ferner die Besatzung von Magdeburg und alle Truppen, welche im Königreiche Westfalen stehen, so wie alle Bataillons und Escadrons, die auf Magdeburg oder Berlin marschiren werden, um der Armee nachzurücken. — Der Herzog von Reggio hatte über sein Einrücken in Berlin nur unbestimmte Instructionen; der Krieg schien damals entfernter; aber seitdem ist ein Monat verflossen, und es sind entscheidende Umstände eingetreten. Mein Wille ist folgender: Nach dem Geiste des Tractates (das heißt nach dem Geiste, den er hineinlegte) darf kein preußischer General, kein preußischer Offizier in Berlin commandiren; es dürfen daselbst keine preußischen Truppen stehen, und es muß dort kein Dienst anders, als auf Befehl des französischen Generals versehen werden. Das Commando der Stadt Berlin habe ich dem General Durutte anvertraut; er wird alle Tage die Parade abnehmen, die Parole geben und den Dienst befehlen. Die Nationalgarde wird mit meinen Truppen gemeinschaftlich den Dienst versehen können. Die paar Mann regulärer Truppen, die noch in Berlin geblieben sind, sollen nur für die Wache des Schlosses da sein, auch sie aber müssen den Befehl von französischen Commandanten erhalten. Spandau muß als die Citadelle von Berlin angesehen werden; es ist für mich von der größten Wichtigkeit, wegen dieses Platzes auch nicht die mindeste Besorgniß zu haben. — Bis zum Augenblicke des Krieges muß man mit einer gewissen Schonung verfahren, sich begnügen, die Artil-

lerie, die in Spandau ist, im Platz zu behalten, nichts davon herauszulassen, von preußischen Truppen nur die Invaliden-Compagnie einzulassen und solche Anstalten zu treffen, daß man Herr der Citadelle sei, ohne sie inzwischen anders, als mit einer Artillerie-Compagnie zu besetzen, die scheinbar nur da sein wird, um Munition zu besorgen und Feuerwerkerei zu treiben. Man muß das Berliner Zeughaus besetzen, aber Alles, was Eigenthum des Königs ist, wohl erhalten und nichts als gegen Quittung entnehmen; es ist aber wichtig, ein wachsames Auge darauf zu haben, daß weder in Berlin, noch in der Umgegend ein Waffendepot oder irgend Geschütz sich befinde, dessen der Pöbel sich bemeistern könnte. — Alle französischen Magazine, sowohl an Lebensmitteln als an Kriegsmunition müssen, ausgenommen im Augenblicke des Durchzuges, stets in Magdeburg, Spandau und Küstrin sein. Es müssen gar keine (preußische) Truppen in Preußen stehen; ausgenommen 1800 Mann in Potsdam und 3000, wenn der König daselbst residirt, 4000 in Colberg, 3000 in Graudenz und 10,000 in Oberschlesien. — Wenn eine Landung an der Küste stattfinden sollte, muß der Herzog von Belluno augenblicklich benachrichtigt werden, um alle erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Sie werden ihm kund thun, daß die Landesverwaltung ganz und gar den Beamten des Königs von Preußen überlässen bleibt, daß aber die Aufsicht über die Zeitungen und andere Druckschriften und alle Polizeimittel in seinen Händen sein müssen, damit nichts dem Volke einen gefährlichen Anstoß gebe, und das Land gar kein Mittel habe, sich aufzulehnen. — Das eigentliche Recht, eine preußische Besatzung zu behalten, ist nur für Colberg, wie Potsdam die einzige Stadt ist, durch welche französische Truppen nicht ziehen dürfen. Es ist jedoch angemessen, das Volk von Potsdam daran zu gewöhnen, viele französische Offiziere zu sehen; wenn sie die Neugier nicht genug dazu anreizte, so würde es nöthig sein, sie aus diesem Grunde dazu aufzumuntern. Die beste Art, die Ruhe von Preußen zu sichern, besteht darin, es in die Unmöglichkeit zu versetzen, eine Bewegung zu machen, falls eine Landung stattfinden sollte, oder wir eine Schlacht verlören. Es scheint mir angemessen, daß der Herzog von Belluno zwar ein Quartier, doch keinen Tisch annehme, sondern mit den Geldern, die ich ihm bewillige,

Tafel halte; er muß auf einem großen Fuß leben. Es wäre überflüssig, ihm zu empfehlen, daß er die Prinzen, die Minister und angesehensten Personen in Berlin mit der größten Achtung behandele, indem er sich zugleich der Polizei bemächtiget. Jede einem Franzosen zugefügte Beleidigung muß durch ein Kriegsgericht nach unserem Gebrauche gerichtet werden. — Ein gescheiter Adjutant-Commandant wird dem Gouverneur in Berlin beigegeben werden und dort bleiben, wenn der Herzog von Belluno mit seinem Corps aufbricht. Sie werden dem Herzoge von Belluno befehlen, diese Instruction seinem Nachfolger mitzutheilen. Es ist auch nothwendig, eine Polizei bei dem General-Gouverneur von Berlin zu organisiren, um zu wissen, was vorgeht, und ein wachsames Auge auf alle Umtriebe zu haben. Ist man auf diese Weise in Sicherheit über Stettin, Cüstrin, Glogau, Torgau, Spandau, Sachsen und Magdeburg; sind Reservecorps vorhanden, hat man ein wachsames Auge darauf, daß nirgends bewaffnete Zusammenrottungen stattfinden, verständige Offiziere in Colberg, und schickt man dann und wann vertraute Adjutanten dahin, so wird man in der Verfassung sein, nichts von der Treulosigkeit der Preußen zu befürchten zu haben, wenn sie nach einem unglücklichen Ereignisse zu einem Abfall geneigt sein sollten. Der französische Gesandte in Berlin, der Graf Saint-Marsan, ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann und der in hohem Grade das Zutrauen der Preußen besitzt. Der General-Gouverneur wird ihn schonen müssen und sich mit ihm in aller Sicherheit besprechen können. Der Herzog von Belluno wird unter allen Umständen die größte Ehrerbietung gegen den König von Preußen und die preußische Regierung bezeigen müssen, was sogar bei allen Festen und in jeder öffentlichen Gelegenheit bis zur Affectation gehen muß." —

So wurde Spandau, ungeachtet es in dem Vertrage eben so wenig wie Pillau auch nur mit Namen genannt war, die französische Citadelle von Berlin. Dazu ein französischer Marschall, der stolze Victor, der sich als Günstling seines Kaisers ein gewaltiges Ansehen zu geben wußte, General-Gouverneur der Mark; ein französischer Divisions-General, der kleine, rasche, einäugige Durutte („kein Bürgerfreund", wie ein alter Berliner sagt), Commandant der Hauptstadt; im Hause die fort-

dauernde Last der Einquartierung von Soldaten aus aller Herren Ländern; im Lustgarten französische Parade; über Stadt und Land ein Netz französischer Spionage und im drohenden Hintergrunde das „Kriegsgericht nach unserm Gebrauche“ — das heißt, nach dem Gebrauche, wie ihn Berlin schon fünf Jahre vorher zu seinem Schrecken kennen gelernt hatte, als der damalige französische Gouverneur, General Clarke, zwei unschuldige Bürger von Kyritz, den Kämmerer Schulz und den Gastwirth Kersten, erschießen ließ, auf die fälschliche Denunciation eines jüdischen Reisenden hin, der bei einem Ueberfall von angeblichen Soldaten des Schillschen Freicorps in Kyritz der Kasse beraubt worden war, aber das Geld durch Vermittelung eben jenes Kämmerers von der Stadt rasch wieder erstattet erhalten hatte. Als der Bruder des Kämmerers, der Justizrath Friedrich Schulz (er war als Mitarbeiter der Speyerschen Zeitung viele Jahre hindurch eine stadtbekannte Persönlichkeit in Berlin) damals Stägemann von dem blutigen Seitenstück zu Palms Hinrichtung benachrichtigte, da schrieb dieser zurück: „Die Geschichte Ihres unglücklichen Bruders ist ein blutiges Blatt in unserer Dornenkrone; sie muß im Andenken der Deutschen nicht untergehen, in Deutschland nur kann der Rächer erstehen.“

Weniger, als von der Hinrichtung des Buchhändlers Palm, ist in deutschen Geschichtsbüchern von jenen beiden preußischen Männern die Rede. Und doch ist der eine, der Kämmerer Schulz, als treuer Preuße so herzhaft und gelassen in den ungerechten Tod gegangen, wie nur immer Einer, der mit gutem Gewissen stirbt. Am frühen Morgen des 8. April 1807 nach der Richtstätte vor dem Hamburger Thore in Kyritz geschleppt, ruft er den eben aufgestandenen, aus dem Bett ans Fenster oder vor die Hausthür gestürzten Männern, Frauen und Kindern im Vorüberkommen ein freundliches Lebewohl zu, spricht seinem minder gefaßten Leidensgenossen, dem Gastwirth Kersten, bei dem jener falsche Angeber eingekehrt, Muth ein und sagt zu dem Bürger, auf dessen Wagen sie ihn hinausgefahren haben, auf der Richtstätte: „Grüßen Sie meine alte Mutter (sie war eine 66jährige Greisin) und meine Schwester, Gott wird für sie sorgen. Sagen Sie ihnen, wie ich gestorben bin, und bitten Sie auch alle Bürger, mir ein gutes Andenken zu bewahren.“ — Die Bürger dort haben die Stätte, wo

er gefallen und begraben ist, alsbald mit einem Zaun umfriedet und sie zu einem der Stadt jetzt noch heiligen Kirchhofe geweiht.

Wenn andere deutsche Geschichtschreiber dieses preußische Opfer neben Palm übersehen: wir nehmen es wahr, seiner hier zu gedenken, wie traurig es auch zu sagen ist, daß es deutsche Krieger, Rheinbündler, gewesen, welche sich zu der von dem französischen General Clarke aus Berlin dahin beorderten Militärcommission haben commandiren lassen müssen! Die kleine 1843 gedruckte Schrift, worin der zwei Jahre darauf verstorbene Justizrath Schulz den Proceß und die Hinrichtung seines Bruders erzählt, ruft dem jüngern Geschlecht mit warnender Stimme zu: „Das Schicksal des Kämmerers Schulz ist wenig bekannt, und doch, welches Zeugniß über Zustände, die wir fast vergessen haben! Ja, es ist wieder Pflicht geworden, an sie zu erinnern, wo es Mode wird, über die Unbill der Gegenwart die ungeheuere Schmach der Vergangenheit zu vergessen oder zu verkleinern!"

Und zu dem „Kriegsgericht nach unserm Gebrauche", wie es Napoleon für den Fall der Beleidigung eines Franzosen seinem General-Gouverneur in Berlin anbefahl, auch eine gleichfalls von dem Letzteren zu „organisirende Polizei!" Natürlich! Hatte des Kaisers „hohe Polizei" ihre geheimen Aufpasser doch selbst in der großen Armee! Eine urkundliche Spur davon zeigt sich in dem von Chambray mitgetheilten Brief, den Berthier, diese rechte Hand Napoleons, am 26. Mai 1812 in Dresden an den Fürsten von Schwarzenberg schrieb: „Se. Majestät befehlen, daß Sie eine geheime Polizei errichten, um die (innern) Bewegungen des Heeres zu kennen. Ich werde Ihnen die Ausgaben, die Sie für diesen Gegenstand haben könnten, erstatten lassen, wenn außerordentliche vorkommen sollten. Inzwischen haben Se. Majestät befohlen, daß Sie auf den Etat der geheimen Ausgaben mit 12,000 Francs monatlich gesetzt werden, als der Summe, welche für denselben Zweck bei den verschiedenen Armeecorps bewilligt ist."

Allerdings, wie Chambray schreibt: „Die Oestreicher, welche in einem zwanzigjährigen Kampfe gegen Napoleon stritten, errötheten jetzt, zu seinen Hülfstruppen gezählt zu werden; sie murrten laut darüber. — Die Preußen sahen sich nur mit

7*

Wehmuth unter den Fahnen eines Menschen aufgestellt, der ihnen so viel Böses angethan, ihren Nationalstolz so schmerzlich verletzt und sie zur wahren Knechtschaft herabgewürdigt hatte; sie wußten, nur die eiserne Nothwendigkeit hatte ihren König gezwungen, sich mit ihm zu verbinden."

F. C. Schlosser, der Heidelberger Geschichts-Professor, hat Recht, wenn er da, wo er „der Diener des zum Götzen der Materialisten erhobenen, mit genialen und mit colossalen Projecten stets schwangeren französischen Kaisers" gedenkt, sagt: „Die Davoust, Soult und Berthier, Männer, die der Schreckenszeit ihre Größe oder besser ihren Rang verdankten, verfuhren in Schwaben und Franken mit den Deutschen, wie in der Schreckenszeit mit den Franzosen verfahren ward." Und ebenso Recht hat Heinrich Leo, der Hallesche Geschichts-Professor, wenn er in Ansehung Norddeutschlands, wo sie es eben so arg getrieben, von der französischen Gewaltherrschaft und ihrer Helfershelferin, der Spionirerei sagt: „Wie einschüchternd aber auch dies tyrannische Verfahren wirkte, der Grimm über die Fremden ward dadurch in sich selbst nur compacter, gewaltiger — wie Steinkohlen längere Zeit bedürfen und höhere Glut, um sich durchaus zu entzünden, als Stroh, aber dann auch eine ganz andere, mächtigere Feuermasse bilden. So hatte sich denn auch trotz aller Fesseln, die durch Bedientenhaftigkeit und Spionirerei über das Land gespannt waren, eine Anzahl lockerer oder festerer Verbindungen im nördlichen Deutschland gebildet; alle in Conspiration gegen die Fremdherrschaft. Daß diese Stimmung vielfach auch in Preußen Anklang fand, versteht sich von selbst. Die Hauptsitze der französischen Spionagen waren in Hamburg und Erfurt, von wo aus sie das Land nach allen Seiten wie von Wartthürmen mit ihren Emissären belugten. O, wer den nachkommenden Geschlechtern die Schwüle jener Zeit deutlich vor Augen stellen könnte, wo alle Ehrenmänner mit Zähnen knirschend zusehen mußten, wie die elendesten, verworfensten Bursche im Uebermuthe ihres Glückes, den Fremdlingen Dienste der Niedertracht leisten zu dürfen, einherschritten! Doch ward diesem Gesindel auch manche Mahnung an das Ende in den Weg gelegt. Wie scheinbar unbedeutend auch, was damals von Gneisenau und Scharnhorst in Preußen geschah, um das Land wehrhaft zu machen für künftige Fälle, gehalten

werden mußte; wie scheinbar theilnahmlos die preußische Regierung zu den nächsten Plänen Napoleons und seiner Gegner sich verhalten mußte, die Sorge war überall wach; und namentlich war es der verstorbene Gruner, der auch später, um den Franzosen auszuweichen, Preußen verlassen und ebenfalls nach Böhmen gehen mußte, welcher gewissermaßen der Mittelpunkt alles dessen war, was man den französischen Spionerieen im nördlichen Deutschland unter der Hand entgegensetzte. Er spionirte vielfach die französischen Spionerieen aus, und mehrfach verschwanden französische Emissäre spurlos, ohne daß es den französischen Agenten längere Zeit möglich war, ihre Gegner fester in's Auge zu fassen. Kurz, in den verschiedensten Lebenskreisen fand der Haß gegen die fremden Unterdrücker Anklang, Anklang in Seelen, die in irgend einer Weise noch einen heldenmüthigen Funken in sich bewahrt hatten — und so kam es, daß sich die verschiedensten Conspirationen bildeten; oft in sehr kleinen vereinzelten Kreisen; zuweilen weiter ausgedehnt. Die Fäden aller bedeutenderen Verständnisse liefen in Böhmen, liefen in Prag zusammen. Die Vereinzelung, die Zusammendrückung dieser Conspirationen aber in Norddeutschland selbst hinderte jedes großartige Wirken, vollends alles Gelingen — unser Volk ist kein solches, dem irgend einmal durch geheime Verständnisse zu helfen gewesen wäre, und es ist das (erkennen wir es an!) eine schöne Seite in seinem Leben — es ist zu sehr bei der Sache, zu wenig bei den Personen, und deshalb zu sehr ohne feine gesellschaftliche Wahrnehmung; zu sehr ohne jene zu heimlichem Wirken unerläßliche Geistesgegenwart und auch zu geldarm, um durch Conspirationen bei ihm viel erreichen zu können. Sind deutsche Conspirationen auf kleine Kreise beschränkt, so sind sie durch Mittellosigkeit erbärmlich — sind sie in weiten Kreisen, so sind sie Jedermann ersichtlich. Bei uns kann nichts ohne den offenen, guten, sittlichen Willen des Volkes erreicht werden; aber daß in der Zeit der Noth der Grimm doch selbst zu diesem, der Volksart so fern liegenden Mittel, zu Conspirationen griff, war doch auch ein schönes Zeichen, daß man nie ganz an sich verzweifelte — und wenn auch die Conspirationen als einzelne nie zum Ziele führten: im Ganzen halfen sie doch. Denn der Gegner ward mißtrauischer, ward in seinem Bewußtsein gewaltsamer gestellt, griff zu Mitteln, die, um eines

Conspirirenden habhaft zu werden, tausend Nicht-Conspirirende wüthend machten, und so bereiteten diese Verständnisse doch durch ihre moralische Rückwirkung den Ausbruch der allgemeinen Entrüstung und Empörung des Volkes vor."

Aber (wer erkennt darin nicht Gottes Finger in jener Weltgeschichte?) alle auf eigene Faust versuchten Aufstände gegen die Fremdherrschaft, ob auch an sich noch so gut gemeint, wie das des ehemaligen preußischen Hauptmanns von Katt und des preußischen Majors von Schill, sind nur zum Unglück ihrer Unternehmer ausgeschlagen. Erst als der König selbst die Fahne der Unabhängigkeit erhob, da wurde das Vaterland in der That frei, da war „Gott mit uns". Das ganze Volk stand wie ein Mann für die vaterländischen Heiligthümer auf; aber, wie es in einer Gedächtnißrede auf Friedrich Wilhelm III. ausgesprochen wird: „aber das preußische Volk erhob sich nicht in eigenmächtiger Insurrection, sondern in Loyalität aus Loyalität gegen seinen König. Ein Gefühl deutscher Gemeinschaft, wie es seit den Hohenstaufen geschlummert, durchdrang sich wunderbar mit dem preußischen Patriotismus und mit dem königstreuen, alten Ruhmes stolzen, unzerstörbaren Geiste der Armee Friedrichs II. Es erstand jetzt in Deutschland eine Begeisterung, wie in den neunziger Jahren in Frankreich, und sie erhob ihre Stimme im preußischen Lager. Hier ertönten die Gesänge eines Körner, eines Schenkendorf, und welch ein anderer Hauch der Begeisterung weht in ihnen, als in der Marseillaise, als in den grauenhaften Tönen des Ça ira?" . . . .

Und der König, wie erschien er damals in seiner von französischen Bajonetten starrenden Hauptstadt? „Furchtlos wie immer (schreibt Hippel) blieb er in der Mitte der französischen Besatzung zu Berlin und Charlottenburg, als wären ihm die früheren, dem Marschall Davoust ertheilt gewesenen Anschläge Napoleons auf seine Person, die jetzt doch wohl außer Zweifel gestellt sind, unbekannt gewesen. Seine Würde wußte selbst dem fremden, eigentlich feindlichen Soldaten Achtung abzunöthigen. Daß ihm dies gelang, ungeachtet seiner gewohnten einfachen Fahrten in dem bekannten zweispännigen Halbwagen — oft mitten durch die fremden Truppenzüge — stets ohne alle Escorte, ja ohne Stallmeister oder Vorreiter, wozu ihm doch dringend gerathen wor-

den, muß vielen Einwohnern der Residenz noch im Gedächtnisse sein."

Hippel, in jenen Tagen vortragender Rath beim Staatskanzler, den er späterhin bis Paris begleitet hat, berichtet das als Augenzeuge. Sein bewährter Freimuth erhebt diesen geistig hervorragenden Mitarbeiter Hardenbergs über jeden Verdacht der Schmeichelei, wenn er, dessen Feder der Herold der königlichen Gedanken in dem „Aufruf an Mein Volk" geworden, auch bis zum letzten Athemzuge beseelt gewesen von altpreußischer Liebe und Treue für den König. Als er nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. seine Beiträge zu dessen Charakteristik in Druck gab, „um ein treues Bild des Königs für Solche zusammen zu stellen, denen es vielleicht nicht in den rechten Farben erschienen war, besonders für die Jüngern im Volke," da schrieb der 65jährige Patriot im Vorworte: „Nahe an dem letzten Ziele, wohin der Verklärte uns vorausgegangen, und wo jede Täuschung verschwindet, ist der Herausgeber sich selbst das Bekenntniß schuldig, daß er nie eine höhere Pflicht gekannt hat, als die: daß er seine Kraft und sein Leben seinem Könige schuldig sei. Ihm erschien stets König und Vaterland in unzertrennlicher Einheit, die, für uns Preußen von Gott zusammengefügt, durch Menschenwitz und Menschenhand nie geschieden werden kann."

Und gleichwie Hippel, der dem Staatskanzler in jenen Tagen zur Seite gestanden, eben so schreibt Graf Henckel, damals Flügel-Adjutant Friedrich Wilhelms III.: „Der König that gar nicht, als wenn Franzosen in Berlin wären. Er wohnte in Charlottenburg, fuhr zum Vortrage nach Berlin hinein, zum Mittag wieder hinaus und des Abends ins Schauspiel." — Von seiner pünktlich geregelten Art, zu leben und zu regieren (er hat solche im Wesentlichen bis an den Tod nicht geändert), zeichnet der genannte Flügel-Adjutant aus unmittelbarer Nähe das nachstehende Bild: „Der König stand des Morgens 6 Uhr auf, zog sich gleich fertig an, frühstückte und begann darauf alle eingekommenen Briefe zu lesen, wozu ein kleiner Tisch bestimmt war, und ihm ein paar Körbe hingesetzt wurden, in welche er die Couverts warf. Kein versiegelter Brief wurde oder durfte von einem Andern, als von ihm selbst erbrochen werden. Dies dauerte im Sommer

bis um 7, im Winter bis halb 8 Uhr, wo dann der Vortrag begann, und wobei der vortragende Adjutant die Militärsachen und der Cabinetsrath die Civilsachen vortrug. Selten setzte sich der König; gewöhnlich ging er umher oder stand am Fenster. Täglich kamen die Tags vorher eingegangenen Sachen zum Vortrag, und wenn nicht erst der Bericht einer Behörde erforderlich war, so kamen die Resolutionen am dritten Tag zur Unterschrift. Man konnte sich also in der Regel darauf verlassen, den dritten Tag Antwort zu haben. Beim Vortrag selbst machten sich die Vortragenden nur Zeichen auf den eingegangenen Briefen, ohne weitern schriftlichen Vermerk. Der König gab kurze Antworten, er nickte mit dem Kopfe, sagte: „Meinetwegen;" oder: „abschläglich;" „das sollte mir fehlen!" Oefters sagte er kurz seine Gründe, warum? Todesurtheile mußten auf dem Tische liegen bleiben; er las die Gründe genau durch, begnadigte gern, wenn nur irgend ein Milderungsgrund da war, ließ sie manchmal ein paar Tage liegen und war stets verstimmt, wenn er eins unterschreiben mußte. Ein alter Cabinetssecretär, Niethner, war in der Vorstube und sortirte die Briefe, die der König den Tag vorher gelesen hatte, um sie dem Militär- oder Civilvortragenden zu geben. Nachdem alle Vorträge abgemacht waren, ging es an die Unterschriften, die sich zuweilen auf zwei- bis dreihundert beliefen, beim Beginne der Campagne von 1813 auf noch mehr. Das F machte der König langsam, indem er dabei die Cabinetsordre durchlas, und die, welche nicht nach seinem Sinne gefaßt waren, mit einem Schneller vor sich hinschob. War es mit wenigen Worten abgemacht, so schrieb er sie selbst hinein; wo nicht, so mußten sie umgeschrieben und noch vor dem Essen zur Unterschrift geschickt werden. Um halb 11 Uhr ging er einen Augenblick hinaus, um dem Commandanten Parole und Befehle zu geben und die Meldungen der Offiziere zu empfangen, die avancirt und angekommen waren oder abgehen wollten. Dann frühstückte er einen Augenblick und ließ den Vortrag fortsetzen, bis Alles beendigt war. Hierauf kam gewöhnlich der Staatskanzler, oder ein Gesandter wurde vorgestellt, so daß um 12, höchstens halb 1 Uhr Alles abgemacht war. In jüngeren Jahren ritt er dann in Begleitung des dienstthuenden Adjutanten aus, oder wenn es im Winter glatt war,

ging er zu Fuß, oder fuhr nach Charlottenburg und ging dort allein, ein Buch lesend, im Garten spazieren. Mit dem Glockenschlage 2 Uhr setzte er sich zu Tische. Manchmal fiel es ihm um 1 Uhr noch ein, Jemanden einladen zu lassen (gewöhnlich bestimmte er schon des Morgens früh, wer bei ihm essen sollte), was dann der Hoffourier fahrend abmachen mußte. Konnte der Eingeladene nicht gleich gefunden werden und also auch nicht zur bestimmten Zeit zur Tafel da sein, so sah es der König ungern, wenn er dann nicht später noch hereinkam, und wenn er auch schon bei Butter und Käse war. Weiter bekam dann der zu spät Kommende freilich auch nichts. Um 3 Uhr war die Tafel beendigt. Der König aß mit Appetit, trank aber sehr wenig. Gewöhnlich war er heiter bei Tische, manchmal aber auch verdrießlich und wortkarg, wahrscheinlich in Folge unangenehmer unmittelbarer Vorgänge. Die Fremden saßen ihm gegenüber. Gleich nach dem Essen wurde Kaffee gereicht. Er sprach dann noch mit Diesem und Jenem, machte darauf ein allgemeines Compliment und zog sich in seine Zimmer zurück. Die Prinzen hatten verschiedene Tage, an welchen sie bei ihm aßen. Gewöhnlich trug er den Rock vom ersten Regiment Garde, oder wenn er einem von den andern Garde-Truppentheilen eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, die Uniform dieses Regiments. Kurz nach dem Essen pflegte er die Briefe zu schreiben, die er eigenhändig an die verschiedenen Monarchen schreiben mußte, oder er las. Von 4 bis 5, auch halb 6 Uhr wurden wieder eingegangene Depeschen und Berichte gelesen. Er hatte darin eine solche Fertigkeit erlangt, daß er die Courtoisieen stets leicht und sicher überging und gleich zu dem kam, was man von ihm wolle; war auch das Schreiben viele Folioseiten lang, so entging ihm doch nichts, und beim Vortrage kam das oft vor: „Sie haben wahrscheinlich das Argument übersehen, auf der vierten Seite in der Mitte, was die Sache anders stellt" u. s. w. Gern und gewöhnlich besuchte er die Schauspiele. Als die Königin noch lebte, blieb er vielfältig zu Hause, und dann versammelte man sich im Familienkreise um halb 7 Uhr zum Thee. Gewöhnlich mußte der Adjutant etwas vorlesen. Der König brachte mit, was er vorgelesen haben wollte. War er verstimmt, so las er für sich allein, einen Lichtschirm vor sich habend. Das war dann peinlich; denn nun arbeiteten die

Damen, und Alles mußte ganz still sein. Punkt 9 Uhr wurde zu Abend gespeist, was nicht lange dauerte, und wobei der wachthabende Offizier den Rapport brachte. — Um halb elf Uhr ging der König zu Bette. Er liebte die Ordnung und Regelmäßigkeit. Er selbst war sehr pünktlich in allen seinen Geschäften, so wie in seinem Thun und Wesen, stets sehr eigen angezogen und hatte seltsamer Weise auf einem langen Tische in seiner Stube die sämmtlichen Garderobestücke, sogar die Handschuhe liegen. Hatte er des Morgens einen ganz guten Rock angezogen und kam ihm das Wetter nur einigermaßen mißlich vor, so zog er, sobald der Kammerdiener hinaus war, einen ältern an. Die Stiefeln waren gewöhnlich mit großen Flicken versehen. — Er war ein lieber Herr für seine Umgebung und seine Dienerschaft, wenn er Vertrauen zu ihnen gewonnen hatte. Da ihm nichts wieder entfiel, so mußte man es sich zum Gesetz machen, nie über einen Lebenden nachtheilig zu sprechen, außer wenn er ernstlich frug: „Was ist denn an dem dran?“ Dann sagte ich stets frei meine Meinung. Er erwiderte zuweilen: „Sie sind ganz falsch berichtet, das verhält sich so und so.“ Ich: „Ew. Majestät haben Sich bei dem und dem erkundigt, aber haben Sie die Gnade und fragen einmal die und die, dann werden Sie eine andere Meinung fassen.“ Verdroß ihn dies, dann pflegte er wohl zu entgegnen: „Ich kenne das schon, Sie wollen immer Recht haben“, und damit hatte der Discours ein Ende. Er erkundigte sich aber dann doch, und manchmal in der größten Gesellschaft ging er, ohne mich anzusehen, bei mir vorbei und sagte ganz leise: „Sie haben doch gestern wieder Recht gehabt.“ Das war mir eine größere Belohnung, als wenn er mich noch so sehr ausgezeichnet hätte. Wollte er seinen Leuten etwas sehr Empfindliches sagen, dann sagte er: „Die Schlingel wollen wohl wie beim hochseligen König behandelt sein?“ Der war nämlich nicht karg mit Ohrfeigen gewesen. — Der König war äußerst einfach im Genusse; gewöhnliche, gute Hausmannskost war ihm das Liebste. Die Stadt Grüneberg hatte ihm einst ein Faß fabricirten Malaga verehrt, eine schreckliche Sorte Rosinenwasser. Dieser mußte aber, so lange es noch etwas davon gab, nach der Suppe gegeben werden, und er nöthigte dazu als zu einem sehr guten Getränk. — Er fuhr nie anders als

mit zwei Pferden oder höchstens mit vieren, wenn er nach Potsdam u. s. w. fuhr. Der König Murat von Neapel, ebenfalls zu der russischen Campagne beordert, kam am 19. Mai durch Berlin und wohnte in der Sonne bei Madame Obermann unter den Linden. Er hatte die ihm angebotene königliche Wohnung abgelehnt, machte dem König seine Visite in Charlottenburg und wurde, wie natürlich, zum Mittag daselbst eingeladen. Nach dem Essen wollte der König ihm seinen Gegenbesuch machen und befahl, acht Pferde anzuspannen. Man war im Stall so aus der Uebung gekommen, daß man das erst gar nicht zu Stande bringen konnte. Endlich ging es denn doch; es war aber eine wirklich gefährliche Fahrt. Murat kam ihm bis an den Kutschenschlag entgegen. Ueberhaupt war er sehr artig und herzlich und gefiel dem König." . . .

Der König, am 2. Juni von seiner Zusammenkunft mit Napoleon in Dresden zurückgekehrt, blieb bis zur Feier seines Geburtstages abwechselnd in Berlin, Potsdam und Charlottenburg. Dann sehnte er sich danach „freie Luft zu schöpfen, wenn auch nur eine Zeit lang." Am 6. August 1812 meldeten die Berliner Zeitungen: „Gestern früh um 6 Uhr sind Se. Majestät der König von Charlottenburg nach Schlesien abgereist. Im Gefolge Sr. Majestät befinden sich Se. Excellenz der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg (welcher bereits am 4. mit dem Staatsrath Jordan von hier abgegangen ist), Se. Excellenz der General-Lieutenant von Köckeritz, die k. Flügeladjutanten, Majors von Wrangel und von Luck, der Major von Thile und der Geh. Cabinetsrath Albrecht."

Dieselbe Nummer der Vossischen Zeitung, welche des Königs Abreise nach Schlesien meldete, berichtete wörtlich: „Bei der am 3. (August) zur Feier des allerhöchsten Geburtstags Sr. Maj. des Königs von Sr. Excell. dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg gegebenen großen Tafel erbat sich, in seiner Eigenschaft als zeitiger Gouverneur von Berlin, der kaiserl. franz. Divisionsgeneral Baron Durutte die Ehre, folgenden Toast auszubringen: „Die Gesundheit Sr. Maj. des Königs! Möge dem guten und tapfern preußischen Volke ihr Monarch, einer der weisesten und tugendhaftesten von Europa, noch lange erhalten werden! Möge der, welcher die

Schicksale der Nationen lenkt, die preußischen und französischen Nationen auf immer zu Freunden und Brüdern verbinden! Mögen sie die Anstrengungen und den Muth unsrer Waffenbrüder gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde unterstützen und theilen!" Diesen Toast erwiderte Se. Excellenz der Staatskanzler mit Ausbringung der Gesundheit Sr. Maj. des Kaisers und Königs und mit Wünschen für den glorreichen Erfolg seiner Waffen, und für die dauerhafte Vereinigung beider Reiche."

Man sieht, Durutte trieb's richtig, wie sein Kaiser befohlen hatte, „bis zur Affectation." Aber auch Hardenberg verstand, scheint es, die Kunst zu affectiren. —

Mit seiner Abreise nach Schlesien ging der König zugleich der am 15. August in Berlin bevorstehenden Feier des Geburtstages Napoleons aus dem Wege. That er sich auch den sauren Zwang der Höflichkeit gegen die fremden Gewalthaber an, so war es doch seinem geraden Sinne zuwider, Gefühle zur Schau zu tragen, von denen sein Herz nichts wußte.

Am 18. August brachten die Berliner Zeitungen, jede an der Spitze des Blattes, aus Glatz die nachstehende:

„Allerhöchste Anordnung Sr. Majestät des Königs. Da während Meiner Abwesenheit aus Meinen Staaten Fälle vorkommen könnten, die einer schnellen Entscheidung bedürfen, Ich auch bei Meiner vorhabenden Badekur wünsche, nicht mit Geschäften überhäuft zu werden, so autorisire ich Sie hiermit, während jener Abwesenheit in Meinem Namen zu verfügen und zu entscheiden. Ich habe dieses den obersten Militär- und Civilbehörden bekannt gemacht und hege das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie solchem entsprechen werden. Sie haben mich wöchentlich zweimal, in sofern nicht außerordentliche Fälle eine besondere Sendung nöthig machen sollten, von den Vorfällen, die Mich interessiren können, zu unterrichten, auch Mir von den Gegenständen, darin Sie in Meinem Namen nach der vorgedachten Anordnung entschieden oder verfügt haben werden, Kenntniß zu geben.

Glatz, den 12. August 1812.

Friedrich Wilhelm.

An den Staatskanzler Freiherrn
von Hardenberg."

Unmittelbar darunter stand, ebenfalls aus Glatz datirt, des Staatskanzlers:

„Bekanntmachung. Se. Majestät der König haben allergnädigst geruht, mich zu ermächtigen, während Höchstihrer Abwesenheit aus Ihren Staaten, zum Gebrauch einer Badekur, in Höchstihrem Namen über Fälle zu entscheiden oder Verfügung zu treffen, wo entweder eine schnelle Entschließung erforderlich ist, oder wo Se. Majestät durch Ihre Entfernung verhindert werden, solche Höchstselbst zu nehmen. Allerhöchstdieselben haben den ersten Militär- und Civilbehörden hierüber Befehle ertheilt, mir aber zugleich aufgegeben, diese Anordnung, wie hiermit geschieht, zu Jedermanns Wissenschaft zu bringen."

Von Glatz begab sich der König incognito über Prag zur Kur nach Teplitz. Er wollte hier nur als Graf von Ruppin angesehen sein, wie er sich nach einem seiner altbrandenburgischen Lande betitelte. Sein Weg nach Prag führte ihn über Collin, über das Feld der ersten von Friedrich verlorenen Schlacht. Auch dort hatte es ja (es war kaum ein halbes Jahrhundert her) geschienen, als wäre Preußen dem Untergange nahe. Vielleicht sah Friedrich Wilhelm III. ihn da im Geiste vor sich, den großen Ahnherrn, wie er, der zum ersten Male überwundene Held, dort auf der Nimburger Brunnenröhre saß und in seinen tiefen, schweren Gedanken mit dem Krückstock Figuren in den Sand zog, während die Trümmer seines Heeres an ihm vorübermarschirten — von seinem schönen Garde-Regiment nur noch 250 Mann, so daß ihm beim Anblick der kleinen, allein übrig gebliebenen Schaar seiner Leibwache die Augen übergingen. Aber während er ihn so sitzen sah vor dem inneren Auge, war Friedrich Wilhelm III. wohl auch dessen eingedenk, was Friedrich damals seinen geschlagenen Kriegern zurief: „Kinder, ihr habt heut einen schlimmen Tag gehabt; aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen." Und er hat es wieder gut gemacht mit Hülfe des „alten Verbündeten," auf den Zieten in der gleich verzweifelten Lage bei Bunzelwitz seinen König hinwies: „Einen neuen Verbündeten, Majestät, habe ich nicht; aber der alte dort oben, der verläßt uns nicht." — „Ach," hat da Friedrich tief geseufzt, „der thut keine Wunder mehr." — „Deren

bedarf es auch nicht," war Zietens Antwort; „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken." —

Am 16. August kam der Graf von Ruppin nach Teplitz, dort in die Gegend, wo der König von Preußen im nächsten Sommer auch an einem Augusttage (dem 29.) den Befehl zur Schlacht bei Culm gab und an der Spitze mehrerer Schwadronen des östreichischen Dragoner-Regiments Erzherzog Johann und dreier russischer Kürassier-Regimenter vorging zum Siege über Vandamme, der am 27. Abends von Napoleon den Befehl erhalten, „nach Böhmen zu rücken und die Degen der Besiegten zu sammeln," und der am 29. bei Schande von den Nichtbesiegten gefangen genommen wurde.

Die Erinnerung an jene Tage, die er, das eine Jahr in Trübsal, das andere Jahr im Siegesglanz zu Teplitz verlebte, war wohl mit ein Grund, daß er nach dem Frieden jeden Sommer gern nach Teplitz ging.

Der Staatskanzler kehrte am 27. August 1812 von der Reise nach Schlesien nach Berlin zurück, der König nach vierwöchentlicher Kur in Teplitz am 16. September nach Potsdam, abwechselnd dort, in Berlin und in Charlottenburg residirend, wie es von seinen Vorfahren her Sitte gewesen. Von Potsdam aus werden wir ihn über vier Monate eine neue Reise nach Schlesien antreten sehen — nach Breslau, um dort das Panier der Befreiung aufzuwerfen.

Am 19. September meldeten die Berliner Zeitungen: „Den 17. Nachmittags sind Se. Majestät der König in erwünschtem Wohlsein von Höchstihrer Reise wieder in Potsdam eingetroffen." Und in der nächsten Nummer vom 22. September, ebenfalls unter den amtlichen Nachrichten, stand zu lesen: „Gestern haben sich Se. Excellenz der Herr Reichsmarschall, Herzog von Castiglione, zu Sr. Majestät dem Könige nach Potsdam begeben, um Sr. Majestät zu Allerhöchstihrer Rückkunft Glück zu wünschen."

Der Herzog von Castiglione? Wer war denn dieser lombardische Herzog? War er ein Nachkomme jenes altitalienischen Fürstenhauses Gonzaga, welches einst das Herzogthum Mantua, das Lehn des deutschen Reiches, beherrschte, und von dem die Fürsten von Castiglione und Solfurino abstammten? Nein, es war einer der neugebackenen Herzoge Napoleons, der Marschall Augereau, der seit dem 30. Juli, nachdem der

Marschall Victor zur großen Armee abgegangen, in Berlin commandirte.

Der Sohn eines armen Obsthändlers aus der Pariser Vorstadt St. Marceau, hatte Augereau sein Glück zuerst daheim als Carabinier, dann in Neapel als Fechtmeister versucht. Andere erzählen, daß zu der Zeit, als das Rad der Revolution die Umwälzung begann, um hernach vor der Säbelherrschaft eines glücklichen Soldaten still zu stehen, daß da Augereau als gemeiner Soldat in dem sächsischen Regiment Merimilian gedient habe. Wie dem aber auch sei: der neapolitanische Fechtmeister oder sächsische Kriegsknecht ist im Jahre 1792 wieder nach Paris gekommen, in demselben Jahre, da die Jacobiner die Kriegserklärung gegen Oestreich, den Sturz des Königthums, die Gefangennahme des Königs und eine stehende Guillotine auf dem Carrouselplatz durchsetzen. Er selber hat noch im Jahre 1799, nachdem er schon bis zum Divisions-General aufgestiegen, sich als Jacobiner geberdet, hat in dem neuen Club der dann von Fouché geschlossenen Jacobiner-Kirche der Vorstadt St. Germain tolle Reden, im alten Style der Schreckenszeit, gehalten und soll sich nachher als Feldherr des französischen Kriegsheeres in Deutschland sogar mit dem kühnen Gedanken getragen haben, von seinem Hauptquartiere in Offenbach aus den von ihm so genannten „kleinen Intriguanten Bonaparte" dadurch auszustechen, daß er dessen cisalpinischer Republik eine allemannische entgegensetzte. Als aber der „kleine Intriguant", aus Aegypten heimgekehrt, mit seinem Degen die Republik in Frankreich selbst über den Haufen stößt und danach seinen Kaiserthron aufrichtet, da wirft der frühere Gegner und Nebenbuhler des „Flüchtlings der ägyptischen Armee" gern die alte Jacobinerhaut ab, um sich mit dem stolzen Titel eines Herzogs von Castiglione bekleidet zu sehen. — Castiglione ist der Name jener lombardischen Stadt, wo Augereau am 5. August 1796 die Vorhut des von Mantua heranziehenden Generals Wurmser geschlagen und dadurch den dortigen Sieg Bonapartes in Gang gebracht hat.

Dies der Mann, der nach Victors Abgang zur großen Armee von Napoleon zu seinem Hochwächter in Preußen auserwählt war. Augereau stand damals in der Mitte der Funfziger: „ein großer, starker Mann (so schildert ihn ein

alter Berliner) mit einer Adlernase, durchdringendem Blicke und gebieterischem Aeußeren, besonders wenn er im Gala-Anzuge erschien, und unwillkürlich grüßten ihn die Berliner durch Abnehmen des Hutes, ein seltener Beweis seiner unverkennbaren Würde." — Was diesem Augenzeugen Würde dünkte, es war vielleicht noch etwas von jenem auffallenden „Ansehen und Wesen eines stolzen Räubers, als welcher (sagt ein Biograph des Marschalls) Augereau bei seiner triumphirenden Rückkehr aus Italien 1797 in Paris erschien, wo der reiche Schmuck, den er trug, die übertriebene Pracht, das Gold und die Diamanten an seiner Kleidung, die Ringe an seinen Fingern davon zeugten, daß der republikanische Krieg zu einem Raubzuge geworden war." — Hatte doch Augereau 1797, als Verona gegen die Franzosen aufgestanden, zur Strafe dafür nicht nur die Anstifter erschießen lassen, sondern die ganze Stadt ausgeplündert: ungerechnet die ungeheuren Brandschatzungen an Geld, raubte man alle Kirchengeräthe, alle Kleinodien, alles öffentliche Gut, alle Pfänder im Leihhause im Werthe von 7 bis 8 Millionen, dazu alle Pferde, alle Vorräthe an Tuch, Leder, Leinwand und was sich sonst brauchen ließ. Da konnte er alsdann leicht als lebendiger Schmuckkasten, als wandelndes Schaufenster von Gold und Edelsteinen in den Straßen von Paris einher stolziren. . . .

Dieselben Berliner Zeitungen vom 22. September 1812, welche meldeten, daß der König zu seiner Rückkunft von dem Herzog von Castiglione beglückwünscht worden, berichteten auch: „Am 18. ist die Gemahlin des Reichsmarschalls, Herzogs von Reggio, hier angekommen und hat am 20. ihre Reise zu ihrem Gemahl nach Wilna fortgesetzt."

Also nicht nur den französischen Marschällen, sondern auch ihren Gemahlinnen pflegten die Berliner Zeitungen in der Oeffentlichkeit aufzuwarten. Minder galant zeigte sich Napoleon selbst. Denn aus Smolensk schrieb er am 24. August 1812 an Berthier: „Mein Vetter! Ich setze voraus, daß der General Hogendorp keine Frau bei sich hat. Wenn er seine Frau sollte haben kommen lassen, so muß sie nach Frankreich zurückkehren oder wenigstens in Deutschland und im Rücken der Armee bleiben."

Ueber die französische Armee in Rußland sprechen die Berliner Zeitungen vom Jahre 1812 nur mit der Zunge der

Napoleonischen Bulletins, des Moniteur und ähnlicher Organe. „Kriegsnachrichten fehlen uns gänzlich," schreibt Niebuhr am 11. Juli 1812, also drei Wochen nach dem Uebergange Napoleons über den Niemen; „es scheint fast, als ob wir sie erst aus dem Moniteur vernehmen sollen. Wir wissen nur, daß die nördliche französische Armee allenthalben auf russischem Boden steht. Wie weit die Russen zurückgewichen sind, ob sie Miene machen, irgendwo auf dem Wege vom Niemen bis zur Düna Widerstand zu leisten, weiß hier vielleicht kein Mensch. Dieses gänzliche Stillschweigen erhöht das Schauerliche der Erwartung bei dem ungeheuren Kriege." — Am 14. Juli: „Seit Sonnabend ist hier das erste Bulletin angekommen; es wird aber nicht ausgegeben, ehe es im Moniteur erschienen sein wird." — Und nicht einmal in vertrauten Briefen konnte man sein Herz ohne Gefahr frei ausschütten. In einem spätern Schreiben Niebuhrs vom 22. Januar 1813, worin er eines Tumultes in Berlin am vorjährigen Geburtstage Napoleons gedenkt, äußerte er: „Du begreifst, daß ich Dir davon nichts schreiben konnte."

Auch die Berliner Zeitungen konnten davon nichts schreiben, und man wird dies ebenfalls begreifen, Angesichts jenes Befehles Napoleons an seinen General-Gouverneur in Berlin, kraft dessen „die Aufsicht über die Zeitungen und andere Druckschriften und alle Polizeimittel in seinen Händen sein müssen." — Dafür lesen wir in den „Erinnerungen eines alten Preußen" über den von Niebuhr brieflich angedeuteten Tumult, daß diese Unruhen am Geburtstage des Kaisers ihre Wurzel in einer sonderbaren Parade finden, welche die Franzosen am Geburtstage des Königs aufgeführt haben, und die jener Augenzeuge schildert wie folgt: „Um 11 Uhr Vormittags (am 3. August 1812) stand im Lustgarten die ganze französische Garnison aufgestellt, aber — welche Parade! Kaum traute man seinen Augen; einzig brillant erschien das Regiment Würzburger, in schneeweißer Montirung mit rothen Aufschlägen; die Offiziere dagegen grau gekleidet, was in den weißen Reihen nicht angenehm auffiel. Sonst aber stand eine Menge Soldaten da, die das bunteste Schauspiel gaben, was man sich denken kann. Alles durch einander gemischt, im schmutzigsten Aufzuge, viele ohne Waffen, tausend Reiter zu

Fuß, von allen Regimentern und Waffen, einige hundert Reiter wieder mit lahmen und gedrückten Pferden an der Hand, ohne Sättel und Decken, füllten den Platz. Augereau, von Gold starrend, kam mit feierlicher Miene, durchschritt die Reihen, sprach mit Offizieren und Soldaten, besah genau jedes lahme Pferd, befühlte die Wunden des Satteldrucks und verbrachte damit mehr als drei Stunden. Ob eine solche Parade den König oder die französische Armee persifliren sollte, war zweifelhaft; politisch berechnet war sie aber ohne Zweifel schlecht. Zum Ersatze für dieses Spiel gaben Berlins Bürger sich alle Mühe, den Nachmittag recht feierlich zu begehen. Die Etablissements im Thiergarten waren besonders glänzend erleuchtet, Feuerwerke wurden abgebrannt, und bis spät in die Nacht durchwogte eine frohe Menge die Straßen. Trotzdem, was Mancher fürchtete, war der Jubel der Berliner ohne Reibung vorübergegangen. Die Augereausche. Parade hatte einen Stachel zurückgelassen, welcher späterhin zu unangenehmen Auftritten Anlaß gab. — Ein Theil des Publicums, der gern Aufsehen erregt, suchte Zwist mit den französischen Soldaten auf und benutzte dazu die schlechteste Gelegenheit. Bei der täglichen Wachtparade im Lustgarten wurden natürlich die Zuschauer aus dem Bereiche der Truppen entfernt; es gab Widerspenstige, welche der Aufforderung zu dieser Entfernung nicht Gehör gaben und von den Würzburger Corporalen mit dem Ladestock nachdrücklich daran erinnert wurden. Das Publicum trat zusammen und widersetzte sich thätlich, worauf ein Commando Soldaten mit dem Bajonette Raum schaffen mußte. Dieser Auftritt wiederholte sich einige Tage, und es wurde von Seiten der Bürger offenbar absichtlich Hader gesucht; die preußische Gendarmerie, Polizei und Bürgergarden verhinderten aber weitere Ausbrüche, und die Obrigkeit erließ eine Bekanntmachung, welche vor derlei Excessen bei harter Strafe warnte; andrerseits sah man wohl ein, daß ein gewaltsamer Widerstand nur zum Unheil führte, und die Ruhe stellte sich wieder her. Einige Tage lang lief aber jedes Gespräch auf die erwähnten Vorfälle aus, und dadurch vermehrte sich die Zahl der Neugierigen, und die Neigung zum Widerstande war so weit gediehen, daß auf der Weidendammer Brücke ein Holzfuhrmann einen französischen Offizier, der mit einem Detachement Lanciers dem Fuhrmann begegnete und

ihn bei Seite fahren hieß, ohne Umstände mit der Peitsche geschlagen hatte, wofür er freilich bestraft wurde." —

Der Festbericht der Vossischen Zeitung über Napoleons Geburtstag lautete: „Am 15. d. verkündigten früh um 5 Uhr Artilleriesalven das Geburtsfest Sr. Maj. des Kaisers Napoleon. Vormittags um 10 Uhr begaben sich die hiesige hohe militärische Behörde, der Generalstab, die hier anwesenden königl. preußischen Herren Offiziere und sämmtliche Herren Offiziere der Bürgergarde zu Sr. Excellenz dem Herrn Divisions-General Baron Durutte, zeitigem Stadtgouverneur, zur Gratulation. Se. Excellenz führten das gesammte Corps Mittags zur großen Parade in den Lustgarten. Nachher war bei dem hier accreditirten kaiserl. französischen Gesandten, Herrn Grafen von Saint-Marsan, große Mittagstafel, zu welcher alle hiesigen hohen Militär- und Civil-Autoritäten eingeladen waren. Die Gesundheiten Sr. Maj. des Kaisers und Sr. Maj. des Königs wurden unter dem Donner der Kanonen ausgebracht. Abends waren die Hotels Ihrer Excellenzen des Herrn Gesandten und des Herrn Gouverneurs, prinzliche Paläste, Hotels der hier accreditirten Herren Gesandten, der königl. Minister und Chefs der hohen Behörden, wie auch einige Gebäude und Privatquartiere der kaiserl. französischen Militärs schön beleuchtet."

In derselben Nummer aber wiederholt der damalige Polizei-Präsident von Berlin, Staatsrath Le Coq eine frühere Bekanntmachung, laut welcher „an festlichen Tagen das Schießen und Abbrennen von Pulver überhaupt aus den Fenstern und auf öffentlicher Straße" verboten, weil es „zur Beunruhigung vieler Einzelnen und zur Veranlassung störender Excesse gereiche." In der folgenden Nummer werden dann hinsichtlich der am 24. August wiederkehrenden Feier des Fischzuges von Stralow die früheren Verbote und Vorschriften aufgefrischt, mit dem nachdrücklichen Schlußsatz des Polizei-Präsidenten: „Zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit werden die wohlgesinnten und ruheliebenden Einwohner diesen obrigkeitlichen Anordnungen ohne Zweifel bereitwillig sich fügen, so wie überhaupt Excesse aller Art an diesem dem Vergnügen herkömmlich bestimmten Tage um so mehr vermeiden und solche im Entstehen vielmehr zu unterdrücken sich bestreben, als selbst für entferntere Theilnehmer die nach-

drücklichste Ahndung nach Vorschrift der Gesetze zu erwarten steht."

Sagen diese Bekanntmachungen eben so wie die stummen Zeitungen auch nichts von dem Tumult, dessen Niebuhr und der citirte „alte Preuße" gedenken, so läßt doch wohl die wiederholte polizeiliche Warnung vor „Excessen überhaupt" auf vorhandene Neigung zu solchen schließen.

Während der officiellen Feier des 15. August hat ein preußischer Patriot daran gedacht, daß am 17. August der Todestag Friedrichs des Großen sei. „Feierliche Erinnerung" betitelt sich das etwas anzügliche Gedicht, welches mit der Unterschrift „Mössory" in der nächsten Zeitung steht:

Er fand sich wieder bei uns ein,
der siebzehnte August,
und stellte sich so engelrein,
als wär' ihm nicht einmal der Schein
von Sündlichkeit bewußt.

Wir aber dachten unser Theil,
so schön er sich geschmückt;
denn nimmer wird die Wunde heil,
die er mit seinem Sonnenpfeil
der Welt ins Herz gedrückt.

Drum tönte in dem Zeitgebiet
der Brennen rings herum
auch nicht einmal ein Vogellied,
das ihm Begünstigung verrieth;
das Leben war wie stumm.

Aus diesem Grunde schlich der Held,
mit Flor umwundnem Haupt,
betrübt von seinem Siegesfeld
und schämte sich, daß er der Welt
den — Einzigen geraubt.

Ein Tag stiller Trauer war der 19. Juli, an dem vor zwei Jahren die Königin Luise, beim Besuche ihres Vaters in der Heimath, zu ihrer Ruhe heimgegangen war. „Sonntag den 19. (schreibt die Vossische Zeitung) wallfahrtete halb Berlin zum Monument seiner unvergeßlichen Königin, am Tage ihrer Todesfeier, nach Charlottenburg. Gegen 11 Uhr wurden die Gärten dem Publicum geöffnet. In der Frühe hatten sich Se. Majestät der König mit der königl. Familie in Trauer zum Mausoläum und von da nach der Pfauen-Insel begeben. Das Monument war feierlich geschmückt. Auf den

Treppenstufen standen weiße Lilien in Töpfen. Die liegende Statue der Königin, mit Blumen umgeben, schien auf einem Bette von Moos zu ruhen, aus welchem sich Florens liebste Kinder hervordrängten. Ach Sie, die schönste Blume, fehlte; aber, wie Malesherbes singt:

Mais elle était du monde, où les plus belles choses
Ont le pire destin;
Et, rose, elle a vécu ce qui vivent les roses,
L'espace d'un matin.

Doch, sie war von der Welt, wo statt der weißen Loose,
Die Tugend schwarze zieht;
Und, Rose, lebte sie das Leben einer Rose,
Die einen Morgen blüht."

Daß eine Berliner Zeitung zu französischen Versen greift, um das Gedächtniß der „edlen patriotischen Königin und wahrhaft deutschen Frau", wie Schlosser sie nennt, zu feiern: das ist wohl auch ein Zeichen jener traurigen Zeit. Denn, wenn es nur das dichterische Gleichniß der Rose gewesen sein sollte, was das Blatt dazu getrieben — solches hätte es ja viel näher und schöner in dem Gedicht eines deutschen, eines preußischen Sängers finden können, in dem Liede: „Auf den Tod der Königin," worin Schenkendorf 1810 sein patriotisches Dichterherz ausgeschüttet hatte:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Loose?

Seid ihr, hochgeweihte Glieder,
Schon dem düstern Reich verfallen?
Haupt, um das die Locken wallen,
Sinkest du zum Schlummer nieder?

Sink' in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe lebt am Quell der Wunden.

Auf, Gesang, vom Klagethale!
Schweb' empor zu lichten Hallen,
Wo die Sieges-Hymnen schallen,
Singe Tröstung dem Gemahle.

Sink' an deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Martyrthum Erkorner,
Auszubluten deine Schmerzen.

Herr und König, schau' nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige sie loben.

Oder wenn es der Berliner Zeitung bei ihrer französischen Reminiscenz, vielleicht in Rücksicht auf die Franzosen in Berlin, nur um den Klang eines französischen Namens zu thun war — dann hätte sie ja an das „Brandenburgische Erntelied" erinnern können, was Fouqué, der Dichter mit französischem Namen, aber mit einem treuen Preußenherzen (er zog im Frühjahr 1813 als Freiwilliger mit in's Feld) beim Tode der Königin gesungen:

Die Halm' und Aehren winken
Uns reich und mild,
Die hellen Sensen blinken,
Die Garbe schwillt.

Da wollen wir beginnen
Den Erntesang.
Ach, aber mitten innen
Schallt Glockenklang!

Die Trauerglocke läutet
Vom Dorfe her.
Wir wissen, was es deutet:
Sie ist nicht mehr.

Zwei Augen ruhn im Grabe,
So fromm und blau,
Und auf die Gottesgabe
Fällt Thränenthau.

In der Nummer, welche der mit den französischen Versen vorhergeht, berichtet die Vossische Zeitung: „Der Kaiser Napoleon bezog während seines Aufenthalts in Königsberg (vom 12. bis 17. Juni) das königliche Schloß. Beim ersten Diner hatten der General-Lieutenant von Zieten, Commandant von Königsberg, und der Brigade-General von Bülow die Ehre, rechts und links neben Sr. Majestät zu sitzen. Außerdem waren noch der Fürst von Neufchatel und Wagram (Berthier) und fünf französische Generale zugegen. Der Kaiser brachte die Gesundheit Sr. Maj. des Königs, der General-Lieutenant von Zieten die Gesundheit Sr. Maj. des Kaisers aus. Unter andern besahen Se. Majestät die Brandstelle des vorigen Jahres und ritten durch die engsten Gassen. Einem Einwohner, den er auf deutsch nach dem Namen einer Straße in der Alt-

stadt fragte, schenkte er für die Antwort einen Napoleond'or, einem preußischen Krieger, der die Verdienstmedaille trug, die er bei Eilau erhalten, 5 Napoleond'or, dem Kastellan des Schlosses 20 doppelte, dem dienstthuenden Lieutenant einen Brillantring, den 6 Portepéefähndrichs, die die Ordonnanz-Wache hatten, goldene Repetir-Uhren. Der Kaiser ritt gewöhnlich einen Schimmel und trug die Jäger-Uniform."

Mehr, als die Napoleond'or, die Brillantringe und die goldenen Uhren, wird die jetzigen Leser jener Zeitungsnachricht das interessiren, daß Napoleon dort in Königsberg zwischen Zieten und Bülow gesessen hat. Der rechts von ihm, Zieten, sollte drei Jahre nachher mit dem von ihm befehligten ersten Armee-Corps bei Belle-Alliance dem fliehenden Kaiser dicht auf den Fersen sein; der links von ihm, Bülow, sollte ihm im nächsten Frühjahre bei Möckern das erste sieghafte preußische Treffen liefern, um dann über Groß-Beeren, Dennewitz, Leipzig u. s. w. seinen Siegesgang bis Paris fortzusetzen. —

Am 11. Juli wiederholten die Berliner Zeitungen den Tagesbefehl, den Macdonald am 24. Juni in Tilsit an die unter seinem Commando des zehnten Corps der großen Armee stehenden Preußen erlassen hatte. Er lautete: „Preußen! Rußland will den Krieg! (Napoleon hat bekanntlich, seiner eigenen Versicherung nach, immer nur den Frieden gewollt!) Er (der Krieg) hat begonnen! Die große Armee, zu der Ihr gehört, sieht Euch mit Vergnügen in ihren Reihen. Unsere erhabenen Monarchen vertrauen Eurer Tapferkeit, sie richten ihre Blicke auf Euch, um ihr Beifall zu geben und sie zu belohnen! Unterz. Macdonald, Herzog von Tarent."

Am 28. Juli kam dann der Major von Tippelskirch als Courier von dem in Rußland stehenden preußischen Armeecorps nach Berlin und überbrachte dem Könige in Charlottenburg die erste Kunde von einem für die preußischen Waffen rühmlichen Gefechte bei Eckau. Der eingegangene Bericht wurde in den Zeitungen veröffentlicht, es hieß darin: „Unter den Muthvollen, welche zuerst auf den Feind einhieben, befand sich der Rittmeister Graf von Brandenburg, welcher dabei durch einen Lanzenstich in die rechte Schulter verwundet ward." (Es ist der nachmalige Minister-Präsident Graf von Brandenburg, der diese Narbe und für seine fortgesetzte Tapfer-

keit den Orden pour le mérite aus jenem Feldzuge in Rußland heimgebracht hat.) „Die feindliche Infanterie stand jenseit des Flusses Eckau im Dorfe gleiches Namens hinter Häusern, Hecken und einer Kirchhofmauer vortheilhaft postirt. Dennoch durchbrachen unaufhaltsam die Tirailleurs der Infanterie-Regimenter Nr. 3 und 4, welche ungeachtet des heftigsten feindlichen Feuers der Capitän von Hugo in den Feind führte, dessen Stellung und nöthigten ihn, das Dorf zu verlassen. Cavallerie und reitende Artillerie folgten, und jene hieb auf die jenseit des Dorfes postirte russische Infanterie mit so glücklichem Erfolge ein, daß die 1. Escadron der westpreußischen Dragoner des Regiments Nr. 2 eine Fahne erbeutete. Unterdessen war ein russisches Dragoner-Regiment herbeigeeilt und im Begriff, sich auf unsere mit der zerstreuten Infanterie beschäftigte Cavallerie zu werfen, als der entschlossene Major von Viebig II. mit einer reitenden Batterie so zweckmäßig auffuhr, daß deren gut dirigirtes Kartätschenfeuer die feindliche Cavallerie zum Rückzuge veranlaßte. Da nun zu derselben Zeit der General von Kleist ebenfalls seine Truppen gegen die feindliche Stellung heranführte, so ward der Feind auf allen Punkten zurückgedrängt. Die feindliche Infanterie bestand aus 8 Bataillonen. Der General von Grawert hatte seinerseits nur 5 und der General von Kleist 3 Bataillone. Nur an Artillerie waren wir stärker. Es ist zu bedauern, daß die feindliche Cavallerie der unsrigen so sehr überlegen war, denn es standen unseren 6 Escadronen 8 feindliche und 1 Pulk von 500 Kosaken entgegen. Ohne diese Ueberzahl würde die Beute dieses Tages viel beträchtlicher geworden sein. Sie besteht aus einer Fahne, 1 Stabs- und mehreren anderen Offizieren und über 200 Gefangenen. Außerdem hat der Feind einige hundert Todte auf dem Platz liegen lassen. Wir haben unsererseits den Tod des tapfern Rittmeisters von Esebeck, welchen er beim Einhauen der von ihm angeführten Dragoner in die feindliche Infanterie fand, und den des schon früher sich rühmlich ausgezeichneten Lieutenants von Wallis vom Füsilier-Bataillon Nr. 2 zu bedauern. Unser Verlust besteht überhaupt an Todten, Blessirten und Vermißten aus 5 Offizieren, 88 Unteroffizieren und Gemeinen. Außer den an ihrem Ort schon rühmlichst genannten Offizieren haben sich an diesem Tage die Rittmeister von Weiß und

von Prinz des Dragoner-Regiments Nr. 2 ausgezeichnet. Ganz besonders verdient aber die Entschlossenheit des Lieutenants von Willer des Füsilier-Bataillons Nr. 2 einer Erwähnung, welcher mit dem Bajonett seiner Tirailleure der feindlichen Cavallerie ein von ihr genommenes reitendes Canon, dessen Pferde niedergeschossen waren, dasselbe wiederum entriß. Die Bravour unserer Truppen wird dadurch noch mehr documentirt, daß nach der Versicherung des Generals von Grawert der Feind mit vieler Tapferkeit gefochten und die Vortheile des Terrains auf seiner Seite gehabt hat. — Schon früher legten unsere Truppen Beweise der Tapferkeit ab, wodurch sich Se. Majestät der Kaiser veranlaßt sahen, die Lieutenants von Rawen und von Brösigke der schwarzen Husaren, Regiment Nr. 1, und die Lieutenants von Bork und von Hobe, ingleichen den Unteroffizier Krause des zweiten Husaren-Regiments zu Rittern der Ehrenlegion zu ernennen."

Die letztgenannten Husaren waren schon in dem sechsten Bulletin der großen Armee (aus Wilna vom 11. Juli 1812) gerühmt worden. Sie gehörten zu jenem preußischen Husaren-Regiment, welches Napoleon ebenso wie das Ulanen-Regiment willkürlich von dem preußischen Hülfs-Corps abgetrennt hatte, um sie beide mit einer vertragswidrig aus Pillau genommenen Fuß-Batterie unter das große, nach Moskau geführte Heer zu stecken. Das eine dieser beiden Regimenter, welche dergestalt von den sechs preußischen Cavallerie-Regimentern des erst von Grawert, dann von York befehligten Corps abgesondert worden, war aus zwei Escadrons des brandenburgischen und aus zwei Escadrons des pommerschen Husaren-Regiments zusammengesetzt und bildete das combinirte zweite Husaren-Regiment; das andere, das Ulanen-Regiment, bestand aus brandenburgischen und schlesischen Escadrons, und beide zusammen hatten vor ihrer Trennung die Brigade des Obersten von Hünerbein formirt. Die preußischen Husaren wurden, wie Berthier von Königsberg aus befahl, dem ersten, die preußischen Ulanen aber dem zweiten Corps der großen, von Murat befehligten Cavallerie-Reserve einverleibt. So sahen die Husaren der bisherigen Brigade des Obersten Hünerbein sich plötzlich in die französische Brigade Roussel d'Hurbal versetzt, welche zu der vom General Bruyères geführten Division leichter Reiterei des ersten Cavallerie-Corps unter dem

General-Lieutenant Nansouty gehörte; die Ulanen dagegen kamen in das zweite Cavallerie-Corps unter dem General Montbrun.

Daß Napoleon die bisher vereinigten Regimenter vom Yorkschen Corps so aus einander riß und jedes in ein anderes Corps seiner Cavallerie-Reserve unter Murat steckte, dazu bestimmte ihn ohne Zweifel ein Mißtrauen gegen die Preußen, welches, wie ein damaliger Offizier bei dem königlich preußischen combinirten 2. Husaren-Regiment schreibt, „in der ersten Zeit auch auf andere Art zu spüren war. Beide Theile, Preußen und Franzosen, beobachteten eine gewisse Zurückhaltung gegen einander, und wie artig auch immer selbst die höchsten Vorgesetzten auf französischer Seite gegen die preußischen Husaren-Offiziere sein mochten, es gestaltete sich doch kein näheres kameradschaftliches Zusammenleben; ja, es ward möglichst vermieden, in unseren Bivouacs Franzosen zu empfangen, obwohl diese seit dem Gefecht bei Koszіani uns zutraulicher entgegenkamen."

Dieses Gefecht beim Uebergang über die Dsisna vor Koszіani ist es, in Folge dessen die in den damaligen Berliner Zeitungen erwähnten Lieutenants von York und von Hobe, so wie der Unteroffizier Krause von Napoleon zu Rittern der Ehrenlegion ernannt worden. Ein 1812 beim zweiten Husaren-Regiment geführtes, späterhin (im Militär-Wochenblatt 1839) gedrucktes, Tagebuch sagt darüber: „Nach dem siegreichen Gefechte lebten die Preußen im Bivouac am kärglichsten; Alles hatte man bereits ausfouragirt; sie fanden nur noch Ueberreste. Aber der Siegestaumel, welcher sich bis auf den gemeinsten Reiter hinab erstreckte, ersetzte den Mangel; die Leute jubelten und sangen, um die spärlichen Feuer gelagert, oder kürzten die Nacht durch Erzählungen einzelner Vorfälle des Gefechts, wobei sie freigebig ihre letzten Vorräthe mit einander theilten. Stolz und Ehrgeiz belebte sie und machte, daß sie Noth und Elend vergaßen. — Was die Franzosen betrifft, so erkannten sie willig eine Waffenthat an, die sie selbst auszuführen vergeblich bemüht waren, welche von ihnen, da sie unter ihren Augen vorfiel, weder verkleinert noch abgeläugnet werden konnte. Von hier ab beurtheilte man die Preußen aus einem richtigeren Gesichtspunkte, ihr Ruf war begründet und die gefaßten Vorurtheile verschwanden."

So erscheint es wohl gerechtfertigt, hier einzuschalten, was die uns mitgetheilten Aufzeichnungen eines Augenzeugen und Kampfgefährten über jenes Gefecht sagen, das erste und glückliche der combinirten brandenburgischen und pommerschen Husaren im Feldzuge von 1812: Bei dem Marsch der Division Bruyères von Wilna in der Richtung auf Witebsk an der Düna hatte der Vortrab am 4. Juli Abends den Feind (das Doctoroffsche Corps) aus den Augen verloren und ihn bis zum 5. früh noch nicht wieder zu Gesicht bekommen. An diesem Morgen nun wurde das preußische zweite Husaren-Regiment als Avantgarde vorgeschoben. Bald nach Mittag meldete die Spitze, geführt vom Premier-Lieutenant von Bork (Pommer), daß man eine feindliche Colonne marschiren sehe; doch sei ein Kanal dem weiteren Vordringen im Wege. Sofort fuhr eine französische reitende Batterie an dem sumpfigen Wassergraben auf und feuerte gegen die russische Colonne am jenseitigen Ufer. Zugleich rückte das preußische Husaren-Regiment bis an den Kanal; es wurde, da der Feind den Uebergang zerstört hatte, eine Brücke geschlagen, und diese zuerst von der Spitze unter dem Premier-Lieutenant von Bork (2 Unteroffiziere, der eine jener Krause, und 15 Husaren) passirt. Das ganze Regiment folgte, die Pferde am Zügel, was Zeit kostete. Die Sonne war schon im Untergehen, als wir wieder im Sattel weiter marschirten.

Bork hatte Befehl, den Feind nicht zu verlieren; er ging also in geringer Entfernung hinter dem russischen Nachtrab über die hölzerne Brücke, welche vor Kosziani über die Dsisna führte. Der Fluß, zum Stromgebiete der Düna gehörig, in welche er sich von der Linken her ergießt, hatte auf unserer Seite ein steiles, etwa 16 bis 20 Fuß hohes Ufer, wogegen das jenseitige flach gegen die Stadt anlief. Eben als die Spitze der Colonne (die erste Husaren-Escadron) den Fluß erreicht hatte, fing plötzlich die Brücke zu brennen an; es dauerte nicht lange, so stand sie ganz in Flammen. Die französische Batterie hielt da, aber ohne zu feuern, unweit des vierten Zuges der ersten Escadron; davor der Lieutenant von Hobe hart am Ufer, so daß er den Weg übersehen konnte, welcher sich etwas oberhalb der Brücke, ungefähr 20 Fuß breit, zwischen hohen Zäunen nach Kosziani hinein

erstreckte. Eine kleine Viertelstunde mochten die Husaren so gestanden haben, als auf einmal von der Stadt her ein wüthendes Geschrei erscholl; gleich darauf jagte auch die nach Koszianі vorgegangene Spitze (Bork und der Unteroffizier Krause auf ihren Schimmeln voran) im gestreckten Galopp wieder den Weg daher. Hobe, der von den Offizieren allein so stand, daß er in die Gasse hineinsehen konnte, wurde gewahr, was schon das Geschrei vermuthen ließ, daß die Russen hinter den Unsern her waren. Sie hatten, schien es, nur gewartet, bis die Brücke in Feuer stand. Auf das plötzliche Brüllen war auch schon der König von Neapel, gern bei allen Gefechten der Avantgarde auf dem Platze, mit seinem eben so auffallenden wie zahlreichen Gefolge herangaloppirt. Murat hielt bei der Batterie: er sah, wie der preußische Offizier dort von dem Ufer in den Fluß sprengte, mit dem Rufe: „Husaren, Ihr werdet mich nicht im Stiche lassen!" Es war der Lieutenant Hobe, er mußte eine Strecke mit dem Pferde, einem Schimmel schwimmen, bevor er festen Fuß faßte und glücklich an das jenseitige Ufer kam, gleich nach ihm zwölf Kameraden, welche auch stracks mit ihren Pferden ins Wasser geplumpt waren, unter ihnen der Major von Zieten, der schon früher den Orden pour le mérite und einen blessirten Arm aus dem Felde zurückgebracht hatte, und der Lieutenant von Meyerink, Alle von Bork und den Husaren drüben mit Jubel begrüßt.

Jetzt sprengten wir Preußen sämmtlich in die Gasse hinein und sperrten sie etwa 40 Schritte weit vom Eingange, ein Schlagbaum von Roß und Mann, eben als die russischen Husaren (vom Regiment Marienpol) von der Stadt her andrängten. Die Köpfe der Pferde waren vielleicht 15 Schritte aus einander: hüben und drüben ein wildes Geschrei, dazwischen einzelne Pistolenschüsse, die Keinen trafen. Das hat höchstens fünf Minuten gedauert, da fällt ein Russe, der auf ein nahes Haus gestiegen, um von oben auf uns zu feuern, dicht vor den russischen Pferden todt zu Boden, heruntergeschossen von der Büchse des Gefreiten Kuschi bei der ersten Escadron. Fast im selben Augenblick machen die feindlichen Husaren Kehrt und fliehen im schnellsten Jagen; denn eben, eher als wir, sind sie unserer zweiten Escadron ansichtig geworden, welche eine Furth in der Dsisna entdeckt, sie durch-

watet hat und den Russen in die Flanke gekommen ist. Hat der Feind vorhin uns gejagt, jetzt jagen wir ihn, sind scharf hinter ihm her, nehmen einige 40 Mann gefangen, darunter den Rittmeister Joritsch und einen Lieutenant, erbeuten an 50 Pferde.

Darüber war es dunkel geworden; es wurde von den französischen Trompetern Appell geblasen, worauf die erste und zweite Escadron (Brandenburger) durch jene uns sehr zu Passe gekommene Furth der Dstsna ins Bivouac gingen. Hier fanden wir uns wieder mit unseren Kameraden der dritten und vierten Escadron, den Pommern zusammen.

Der König von Neapel befahl noch am selben Abend den preußischen Husaren-Offizier, der bei der französischen Batterie am Ufer gehalten habe und da zuerst in den Fluß gesetzt sei, in sein Bivouac. Er empfing den Lieutenant von Hobe voll Artigkeit, äußerte: „er habe mit angesehen, wie der Reiter mit dem Schimmel in den Fluß gesprungen, und es habe das beim Feuerschein der brennenden Brücke ein ganz hübsches Bild gegeben. Er wolle nicht sagen, daß dies Reiterstück ihm überraschend gekommen, denn er wisse, daß es der preußischen Cavallerie von jeher nicht an Bravour gefehlt; er werde nicht verfehlen, es dem Kaiser zu seiner Freude zu melden, daß auch die Preußen so tapfer für ihn stritten." — Worauf der Lieutenant erwiderte: „die Preußen wären gewohnt, dem Befehle ihres Königs zu gehorchen." Murat mochte eine andere Antwort erwartet haben, er ließ ein etwas gezogenes „Eh" hören und setzte hinzu: „Versteh' ich recht, Sie wollen sagen, Sie fechten nicht für den Kaiser, sondern für Ihren König?" — Der preußische Lieutenant erlaubte sich die Gegenfrage: „ob es Seine Majestät mit Mißfallen bemerken würden, wenn die neapolitanischen Soldaten auch so dächten?" — „Oui, oui!" rief da der König von Neapel. „Ma foi, vous avez raison." (Ja, ja! Meiner Treu', Sie haben Recht.) Er sagte dem Lieutenant, daß er bereits Befehl ertheilt hätte, für den preußischen Husaren-Offizier, der dort mit dem Schimmel in den Fluß gesetzt, das Kreuz der Ehrenlegion vom Kaiser zu erbitten. Der Lieutenant bemerkte, daß der Premier-Lieutenant von York und der Unteroffizier Krause an der Spitze gewesen und gleichfalls Schimmel geritten. „Wenn das ist," antwortete Murat, „so sollen die Beiden gleichfalls zum Kreuze

empfohlen werden. Sie habe ich selbst hinabspringen sehen, und für Sie geht schon der Antrag ab." — In der That ist dem Lieutenant von Hobe das Kreuz der Ehrenlegion einige Tage früher, als seinen Kameraden, verliehen worden.

Am andern Morgen zogen die gefangenen Russen an dem preußischen Bivouac vorüber; wir standen mit den Pferden am Zügel, der Lieutenant von Hobe mit dem Gelben, den gestern der russische Rittmeister Joritsch geritten hatte. Dieser ließ den heutigen Inhaber seines Pferdes durch einen der französischen Gensd'armen zu sich bitten; er meinte, wer den Gelben habe, der müsse auch den gestern hinter dem Sattel gelegenen Mantelsack haben, aus dem er einige Sachen zurückwünschte. Darin irrte er jedoch; der Besitzergreifer des russischen Gelben war nicht eine Person mit dem Erbeuter des russischen Gepäckes und konnte dem Bittsteller nur mit Wenigem aus dem eigenen Mantelsacke aushelfen. Wie der russische Offizier sah, daß er einen Preußen vor sich hatte, fragte er: ob es sich denn nicht ermöglichen lasse, daß er, der Kriegsgefangene, nicht nach Frankreich transportirt werde, sondern in Königsberg, wo er Freunde habe, bleiben dürfe. Der Lieutenant von Hobe versuchte deshalb eine Fürsprache bei Murat; dieser war so artig, seinem neuen Bekannten von der Dßisna die erste Bitte nicht abzuschlagen; der kriegsgefangene Russe brauchte also nicht den weiten Weg nach Frankreich zu marschiren, und in der Folge fügte es sich, daß der mit den Trümmern der großen Armee aus Moskau nach Königsberg kommende preußische Husaren-Lieutenant dort — im Januar 1813 — seinen alten Bekannten von Koßziani, jenen russischen Rittmeister Joritsch, wiederfand. —

Wie Murat den damals unter ihm dienenden Reitern erschienen ist, ein Bild davon zeichnet als Augenzeuge ein anderer Kampfgefährte im Militär-Wochenblatt: „Beurtheiler vom Fach rühmten mehr die Tapferkeit, als die Talente des Königs von Neapel; sie tadelten ohne Rückhalt die nutzlose Aufopferung der Cavallerie so wie eine Beharrlichkeit, die mehr auf Eitelkeit, als auf Ueberlegung sich gründete. Bei Ostrowno, im Kernschusse der russischen Batterieen, welche von dem Hügel herab ihr mörderisches Feuer ungestört fortsetzten, jagte er, kenntlich an seinem Anzuge und durch einschlagende Kugeln von Staub umgeben, die Front der Division

Bruyères herunter (bei der die preußischen Husaren standen), und schien sich darin zu gefallen, von Freund und Feind bewundert zu werden. Das Wohl der Truppen wurde einem persönlichen Ehrgeize nutzlos aufgeopfert, und diese Eitelkeit machte das Fundament seiner Tapferkeit aus. Er befand sich bei allen diesen Gefechten der Avantgarde in dem Elemente seiner Thätigkeit; er haßte die Ruhe der Colonnenmärsche, und gewöhnlich gab am Morgen sein Erscheinen das Zeichen zum Marsch und Gefecht. Die Kosaken waren so an seine Gegenwart gewöhnt, daß sie ihn mit Geschrei empfingen, was mehr von Beifall, als von Haß an sich trug. Ohne Unterschied wurde der König sowohl von Franzosen als von Preußen und Polen geliebt, wozu die leutselige, wohlwollende Art seines Benehmens und sein kecker Muth, den er täglich unter ihren Augen zeigte, den Grund legten. Sein Aeußeres hatte ein kräftiges Ansehen, dabei ritt er gut und rasch ohne schwebende Arme, wodurch sich selbst der Kaiser nachtheilig auszeichnete. Seine Kleidung, die ihm hier den Spottnamen König Franconi zugezogen hat, war freilich eingerichtet, um Aufsehen zu erregen. Doch darf man nicht vergessen, daß er sie auch in Schlachten und Gefechten unter den Augen seiner Feinde trug. Eine grüne mit Gold besetzte Kurtka, welche ein breiter goldener Gürtel umschloß, woran ein kurzes Schwert hing, ein Federhut mit goldener Tresse, ein geradestehender Federbusch, umgeben von vier abwärts schwankenden Reiherfedern, rothe Beinkleider mit goldenen Tressen bildeten den gewöhnlichen Anzug des Königs, der gegen seinen Staatsanzug — hellblauen, mit Gold bedeckten altdeutschen Leibrock, weiße Beinkleider, gelbe altdeutsche Stiefeln mit großen Stulpen — einfach genug abstach. Gewöhnlich ritt er auf altdeutschen Sätteln, grün oder roth mit Gold gestickt, die in der Armee überhaupt mehr als die englischen Pritschen im Gebrauch waren. Sein Gefolge, zahlreich und mit Gold bedeckt, worunter ein Mohr auf schwarzem Pferde, als Mameluck gekleidet, sich besonders auszeichnete, bildete mit dem Könige ein Ganzes, was zusammen paßte. Selbst das Vivatgeschrei der Preußen wurde bei seinem Erscheinen lebhafter, obwohl es dieselbe Undeutlichkeit beibehielt. In der Armee zeichneten sich nur der Kaiser und der König von Neapel bei ihrem Erscheinen vorzugsweise aus; die übrigen Marschälle und Prin-

zen, auf ihre Adjutanten und Gefolge beschränkt, traten gegen selbige in den Hintergrund. Wenn Napoleon von seinem zahlreichen und glänzenden Stabe sich durch gesuchte Einfachheit des Anzugs unterschied, so machte Murat durch die ihm allein angehörende Art seines Putzes sich vor seiner Umgebung bemerklich. Beide machten einen verschiedenen Eindruck auf die Truppen." ...

Am 29. September las man in den Berliner Zeitungen: „Se. Majestät der Kaiser Napoleon haben unterm 22. August nachfolgende Generale und Stabsoffiziere im königlich preußischen Armeecorps, mit Vorbehalt der Genehmigung ihres allergnädigsten Souveräns wegen der von ihnen am 19. Juli in dem Treffen bei Eckau bewiesenen ausgezeichneten Tapferkeit, zu Mitgliedern der Ehrenlegion zu ernennen geruht: den General-Lieutenant von Massenbach, den General-Major von Kleist, den Oberst-Lieutenant von Lossow, den Oberst-Lieutenant Brigadier von Horn, den Major von Schmidt, die Majors von Thile, von Hiller, von Lepel und von Brause."

Am 9. October Abends kam der königliche Flügel-Adjutant und Major von Wrangel mit einem Kriegsberichte Yorks für den König aus Mitau nach Berlin. Die Zeitungen brachten als „Extra-Blatt" einen wesentlichen Auszug aus dem „Rapport des General-Lieutenants von York aus Mitau vom 3. October über die Resultate der mehrtägigen Gefechte, welche das unter den Befehlen dieses Generals stehende preußische Truppen-Corps mit dem Feinde gehabt, und durch welche dasselbe den alten Waffenruhm der preußischen Truppen auf eine ausgezeichnete Weise bewährt hat." Dieses „Extra-Blatt" der Berliner Zeitungen vom 11. October 1812 schloß: „Das preußische Corps hat in diesen siegreichen Gefechten dem Feinde, dessen Totalverlust in 4—5000 aus dem Gefecht gesetzten Köpfen besteht, über 2500 Gefangene und eine Kanone abgenommen, aber auch freilich selber einen Verlust von höchstens 1000 Mann an Todten und Blessirten gehabt, über welchen eine genaue Designation noch vorbehalten wird. Unter den Offizieren, welche sich rühmlichst ausgezeichnet haben, nennt der commandirende General besonders den General-Major von Kleist, dessen vorzüglicher Angriff am 29. die gemeldeten glücklichen Resultate

hervorgebracht hat; den Stabscapitän von Schack vom Generalstabe, Artillerie-Capitän von Renzel, so wie alle Commandeurs der Regimenter und Bataillons; übrigens wird die namentliche Erwähnung vieler Einzelnen noch vorbehalten. Wie wichtig der Sieg der Preußen gewesen, erhellet daraus, daß der (russische) General-Gouverneur von Essen bereits aus Riga nach Mitau gekommen war, um die neue Regierungs-Einrichtung der schon von ihm als wiedererobert geglaubten Provinz zu treffen, was nun so unerwartet vereitelt worden. Der General von York hat, um den Truppen nach so großen Anstrengungen eine Erholung zu verschaffen, eine Stellung bei Mitau genommen, bei welcher er der Defileen der Eckau und jedes etwa dienlichen Vorrückens nach Riga versichert ist. Auch haben die Vorposten die alten Stellungen bis nahe an diese Stadt wieder eingenommen."

Gleich in der nächsten Nummer meldeten die Berliner Zeitungen das „erste patriotische Opfer für die verwundeten und kranken vaterländischen Krieger des im Felde stehenden preußischen Armee-Corps." Der Geheime Legationsrath von Schultz in Berlin hatte als erster Geber einhundert Thaler in Courant dargebracht; der König dankte ihm in einem besonderen, amtlich veröffentlichten Cabinets-Schreiben, und wenige Tage nachher war auch schon eine Anzahl patriotischer Männer in Berlin zusammengetreten, welche eine freiwillige Sammlung eröffneten. „Die Liebe für den König und das Vaterland (so beginnt ihr Aufruf) und das Gefühl für National-Ehre lassen es gewiß vielen unserer Mitbürger mit uns für Pflicht erkennen, die Freude über den Waffenruhm, den preußische Krieger jetzt erfechten, nicht bloß in unthätigem Beifall zu äußern, sondern diesen Tapferen unsere Dankbarkeit zu beweisen, so weit wir es vermögen." — Und wie in der Hauptstadt, so wurden in den Provinzen für preußische Blessirte gesammelt: die patriotische Opferwilligkeit des folgenden Befreiungsjahres hat schon im Herbste 1812 vorgeleuchtet in den Gaben für die verwundeten Krieger des Yorkschen Corps.

Napoleon und die große Armee in Rußland hielten den Sommer und Herbst über durch das Siegesthor der vom Kaiser redigirten Bulletins ihren fort und fort triumphirenden Einzug in den Zeitungen. Und nicht etwa bloß in den Berlinischen, sondern in den deutschen Zeitungen sammt und son-

ders. Der Geist der Tagespresse stak noch fest in dem Schnürleib der Fremdherrschaft. Die Zeitungen konnten keinen freien Athemzug thun, konnten eben nur nachsagen, was er ihnen vorschrieb, der unverantwortliche Chef-Redacteur der Bulletins der großen Armee, dessen Moniteur, Journal de l'Empire, Moniteur Westphalien und die anderen Sprachrohre seiner Stentorstimme in jenen Tagen die Leitartikel lieferten für die öffentliche Meinung in seinem zu einer Bevölkerung von 42 Millionen angewachsenen französischen Kaiserreiche, ebenso in dem von ihm beherrschten Königreich Italien nebst den illyrischen Landen und kaum anders in dem von ihm abhängigen Königreich Neapel, dem Herzogthum Warschau, den Staaten des Rheinbundes und dem mit ihm verbündeten Oestreich und Preußen. Schon Jahre zuvor, ehe Napoleon dem französischen General-Gouverneur in Berlin „die Aufsicht über die Zeitungen und andere Druckschriften" anbefohlen, hatte der moderne Caesar, der „Testamentsvollstrecker der Revolution" die öffentliche Meinung im übrigen Deutschland, so weit sie sich in der Presse äußerte, dergestalt zu drillen gewußt, daß sie eigentlich nur offenbarte, was e r meinte, zumal seit der weitern Ausdehnung des von ihm protegirten Rheinbundes und seiner milden Stiftung des brüderlichen Königreichs Westfalen. Sagen wir es mit den Worten eines damals schon lebenden deutschen Geschichtschreibers: „Daß alle Zeitungen im deutschen Frankreich, in der Schweiz, Holland und im Rheinbunde, sie mochten von den Regierungen selbst geleitet oder nur geduldet werden, die neuen Zustände priesen, Napoleon vergötterten und die schwachen Regungen deutschen Nationalstolzes, wo sie irgend zu Tage brachen, verhöhnten, versteht sich von selbst. Aber es drängte sich auch eine Menge von Gelehrten und Literaten zu den Vortheilen und Ehren, die ihnen aus der Vaterlandsvergessenheit erwuchsen. Gerade auf den Höhen des Geistes und der Bildung versündigte man sich hier schwer, während das gemeine Volk viel spröder an sich hielt und unter dem Doppeldruck der Fremdherrschaft und der neuen einheimischen Tyrannei tief seufzte. Denn auf dem gemeinen Mann lastete nicht nur der Feind mit Einquartierung und Kriegssteuern, sondern auch das Beamtenthum der kleinen Herren, die, von Napoleon zu absoluten Monarchen gemacht, sofern sie nur ihm jedes Opfer an Geld und Soldaten brachten, was

er verlangte, ihrerseits ihr Volk mißhandeln durften, wie sie mochten. — Man hat aufgezeichnet, daß in einem Jahre sechzig Autoren in Frankreich ihre Werke Napoleon widmeten, in Deutschland neunzig."

Es ist weltbekannt, wie rasch der „liberale" Schweizer Geschichtschreiber Johannes Müller in Berlin von Preußen ab und Napoleon zugefallen ist, zum Dank dafür, daß der König von Preußen ihn, den damals gefeierten Gelehrten, mit hohem Gehalt und Range zum Historiographen des Hauses Brandenburg berufen — derselbe „liberale" Historiker, der kurz zuvor noch in seiner zum Kampf gegen die Franzosen blasenden „Posaune des heiligen Krieges" dem König die oppositionelle Lehre gegeben: „durch die Künsteleien und Spielereien müßiger Imperatoren für die Parade im langen Frieden ist nie ein Reich behauptet worden" — derselbe „liberale" Historiker, an den die Königin Luise, als er um seine Entlassung eingekommen, im August 1807 hat schreiben lassen: „sie finde es unbegreiflich, daß er diesen Entschluß fassen könne; er solle doch dem Staat in dieser Epoche die Schmach nicht anthun, an ihm zu verzweifeln; sein Einkommen werde immer bezahlt werden; er solle an so viele liebende Freunde, an sein Leben Friedrichs (das Müller zu schreiben sich vorgenommen), an so viele gute Seiten des preußischen Staates gedenken" — derselbe „liberale" Historiker, der an Bignon, den französischen Historiographen Napoleons, geschrieben: „wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um einem Gotte zu dienen" — derselbe „liberale" und von Hause aus sogar republikanische Schweizer Geschichtschreiber, der darauf in der Rede, womit er als Jeromes Minister in Kassel am 22. August 1808 die erste Versammlung der Reichsstände des Königreichs Westfalen" geschlossen, von Napoleon gesagt: „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben."

Es ist daher nicht übertrieben, wenn Joseph Görres dem als „Gott" angebeteten Napoleon beim Wegzug auf die Insel Elba die Worte in den Mund gelegt: „Aberglauben haben sie mit mir getrieben und, als ich sie unter meinem Fuß zertrat, mit verhaßter Gutmüthigkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Kriegs gemacht, haben ihre

Dichter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr müssig gelehrtes Volk hat alle seine hohlen Gespinnste in mich hineingetragen und bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglücker, die sichtbar gewordene Idee mich aus Herzensgrund verehrt. Lehrbücher haben sie auf mich gebaut und neue Weltsysteme."

Diese „Proclamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba" war, obgleich von Görres für den „Rheinischen Mercur" (April 1814) ersonnen, doch so im Geiste des Eroberers abgefaßt, daß sie in damaliger Zeit fast allgemein, ja sogar in des Kaisers nächster Nähe für ächt gehalten wurde. Und wie eine Anmerkung in Görres gesammelten Schriften sagt: „es trug zur besondern Erheiterung des Verfassers bei, als ein französischer Memoirenschreiber von sich erzählte, wie ihm von Napoleon die Proclamation in die Feder dictirt worden war; er hatte nicht verabsäumt, die ganze Scene bis auf des Kaisers Miene zu beschreiben."

Ueber den Feldzug in Rußland läßt Görres den proclamirenden Napoleon sagen: „Auch in Rußland hab' ich nur das Meer gesucht. Was sonst die Menschen zu scheuen pflegen, in schwere Unternehmungen sich einzulassen, das hat mir allzeit ein leichtes Ding gedeucht. Wie die Römer hab' ich zur Regel mir gemacht, den Krieg fern vom eigenen Lande hinzutragen. Ich wußte gar wohl, daß ich gleich ihnen nur in der Heimath zu verderben war. Darum ging ich gegen den Osten aus, und meine Bundesgenossen liefen treulich mit nebenan, um die verruchten Barbaren auszurotten. Wüste legen wollt' ich all ihr Land, damit ich es, einmal bezwungen, auch behalten konnte; aber pfiffig wie sie sind, waren sie mir zuvorgekommen. Wie ein fressend Raubthier zog die Flamme vor mir her, gleich den Würgengeln folgten meine Dienstbaren. Endlich nahte die einzige Stunde, wo mir ein wahrer Genuß zu Theil geworden. Als ich vom Kremlin ins Feuermeer von Moskau niedersah, da bewegte sich mein Herz zuerst in froher Lust; ich sah einen Entschluß mir gegenüber und einen Willen; in der leeren Zeit war doch etwas vorgegangen, und die Flamme rief mein Lob in tausend Zungen. Was Nero in verrücktem Spiele sich erkünstelt, das und mehr war als eine ernste Geschichte mir geworden. — Moskau war der Scheiterhaufen meiner Macht und Größe; Roß und Mann

sollte um ihn untergehen, und alle meine Schätze sollten verloren sein; nur ich allein wollte wie Karl V. meine eigene Leichenfeier überleben. Da führte ich mein Heer hinaus in die öde Wüste, wo der Frost schnitt wie Schwertesschärfe, und der Hunger nagte ihre Eingeweide. Gar wohl hab' ich den Einbruch des Winters vorgesehen, dreimal hab' ich in meinen Bulletins auf den Zehnten des Monats, der meinem Abzug folgte, ihn vorhergesagt. Ich kannte die ganze Wuth der Jahreszeit in diesen unwirthbaren Gegenden; ich sah, wie die Gierigen, statt mit Lebensmitteln, mit unnützer Beute sich beluden; ich habe sie nicht gewarnt und führte sie mit gutem Vorbedacht in sichern Tod. Ich sah sie sterben in Haufen ohne Maß und Zahl. Das Heer, das wie ein wilder, brausender Strom dahergestürzt, erstarrte in Todesfrost. — So bin ich denn auf jenem Winterzuge dem Tode gleich vor meinem Heere vorangezogen. — Ich ging von den Todten, um die Lebenden heimzusuchen."

Wirklich: wer die „Bulletins der großen Armee," dazu die gleichgestimmten Nachrichten von Napoleons Minister Maret (Herzog von Bassano) aus Wilna in den Berliner Zeitungen von 1812 frischweg las und sie für wahr hielt, der konnte gar nicht anders denken, als daß das schönste Wetter beständig das blutige Schauspiel begünstigte. Das zwanzigste Bulletin (nach der Einnahme Moskaus), abgedruckt in der Vossischen Zeitung vom 10. October, sagte: „Die Jahreszeit ist noch ganz herbstlich." Ebenso meldete die Vossische Zeitung am 24. October aus einem „Auszug aus den Nachrichten von Wilna, vom 17. October" wörtlich: „Es ist wieder schön Wetter in Moskau und gar nicht kalt." Noch wärmer war es im 23. Bulletin vom 9. October, welches erst am 3. November in Berlin erschien: „Seit 8 Tagen haben wir Sonnenschein. Es ist hier (in Moskau) wärmer, als in Paris um diese Jahreszeit. Man merkt nicht, daß man im Norden lebt." — Etwas merklicher machte sich der Norden in dem am 17. November von den Berliner Zeitungen gebrachten 25. Bulletin vom 20. October. Es war nicht mehr aus Moskwa datirt, sondern aus Noilskoe, 5 Meilen davon; es verkündete: „Der Kaiser hat am 19. Moskwa verlassen," und versicherte dabei: „Das Wetter ist sehr schön, wie in Frankreich im October, wohl noch etwas wär-

mer. Aber in den ersten Tagen des Novembers tritt hier Kälte ein. Alles giebt zu erkennen, daß man in die Winterquartiere treten muß. Vor allen Dingen bedarf unsere Cavallerie derselben. Die Infanterie hält sich in Moskwa und befindet sich auf einem sehr guten (sollte heißen rückgängigen) Fuße." — Im 27. Bulletin vom 27. October, welches erst am 24. November in der Vossischen Zeitung erschien, hieß es wieder: „Das Wetter ist herrlich, die Wege schön; wir sind wie im Herbste. Diese Jahreszeit dauert hier noch 8 Tage, und wenn sie ihr Ende erreicht, sind wir in unsere neuen Stellungen eingerückt."

Dieses lange anhaltende „sehr schöne und warme Wetter" in Rußland mußte die Leser allerdings verwundern, wenigstens diejenigen, welche sich gemerkt hatten, daß die Vossische Zeitung schon am 15. August die frostige Temperatur-Nachricht gebracht: „In der Nacht vom 19. bis zum 20. Juli hat es in der Gegend von Ortelsburg in Preußen bei heiterem hellen Wetter so stark gefroren, daß die Felder, worauf Hirse, Kartoffeln, Gartenfrüchte u. s. w. standen, sämmtlich vernichtet sind." — Sodann am 5. September: „Den ganzen Julius und auch die Hälfte des August war in Tyrol, in der Gegend von Insprucк, für die noch stehenden Feldfrüchte und die Alpenweide sehr ungünstige Witterung; ein oder höchstens zwei Tage durch war das Wetter schön, dann regnete es wieder fünf bis sechs Tage, und im Gebirge fiel Schnee." — Am 8. October: „Am 28. September, Abends, fiel in Suhl (am Fuße des Thüringer Waldes) und der dortigen Gegend starker Regen im Thale, auf den Höhen des Waldes aber Schnee, und am folgenden Tage lag die ganze Bergkette bis an die Nähe der Stadt mit dem ersten Schnee bedeckt. Da erst vor einigen Tagen der Anfang mit der Ernte gemacht worden ist, so ist diese Ueberraschung nicht angenehm, da gewöhnlich bald mehr Schnee nachfolgt."

Dieser Juli-Frost in Preußen, dieser mitten im Sommer frisch gefallene August-Schnee in Tyrol und diese kalte weiße Decke, womit schon der September das Thüringer Waldgebirge beschneite, mußten sie, verglichen mit dem beständigen schönen und warmen Wetter Napoleons in Rußland, den Bulletin-Lesern nicht desto merkwürdigere Naturerscheinungen dünken? Dazu kam noch ein neuer Komet, wenn auch nicht ein

so großer und prächtiger wie der im vorigen Jahre 1811, der „in immer zunehmendem Glanze auf nie gesehene Art den Himmel überstrahlte und die Abergläubischen erschreckte, deren es (schreibt ein alter Berliner) damals wie früher und jetzt eine Ueberzahl gab und giebt, wie denn auch der Krieg 1812 lediglich dem Einflusse des vorjährigen Kometen zugeschrieben wurde.“ Der Entdecker des Kometen von 1812 war der Director des kaiserlichen Observatoriums in Paris, Herr Bouvard. Er hatte den neuen Irrstern am 1. August um 10 Uhr Abends in dem Gestirn des Lynx entdeckt. „Bei seiner Kleinheit (so lesen wir in der Vossischen Zeitung vom 15. August) kann man ihn nicht mit bloßen Augen sehen; auch scheint er keinen Schweif zu haben; übrigens ist er die ganze Nacht hindurch sichtbar.“ — Nach dem Kometen erschien noch ein Meteor. „In der Gegend von Heilbronn, so wie von Nürnberg und Karlsruhe (berichtet die Vossische Zeitung) hat man am 15. November, Abends gegen 6 Uhr, in der Luft eine Feuerkugel gesehen, deren Glanz, ungeachtet des Mondscheins, sehr auffallend war, und die dann ohne Knall verschwand. — Dasselbe Phänomen wurde denselben Tag und dieselbe Stunde in und um Berlin gesehen.“

Blicken wir mit dem Auge der Geschichte nach Rußland, wo in der Nacht zum 27. October der erste Frost und am 4. November der erste Schnee den Winter verkündet hat, so sehen wir dort am 12. und 13. November das Thermometer schon bis achtzehn Grad unter dem Gefrierpunkt gefallen, sehen die große Armee bereits auf dem Rückzuge von Smolensk nach Orsza, sehen am 15. November dort auf der Straße zwischen Krasnoi und Katowa einen Mann marschiren, wir könnten ihn seinem Anzuge nach für einen Polen halten: der grüne Pelz, den er der Kälte wegen anhat, ist mit Marder verbrämt und mit goldenen Schnüren besetzt; auf dem Kopf hat er eine Mütze von Marder, an den Füßen Pelzstiefeln, in der Hand einen birkenen Stock, um sich auf dem eisglatten Wege darauf zu stemmen. Hinter ihm her wandert ein zweiter Mann, eben so wie der erste in polnischer Tracht und gleichfalls an einem birkenen Stock. Der erste dieser beiden Männer ist Napoleon, der zweite Berthier, sein Major-General oder Chef seines Generalstabes; andere Generale folgen. Vier Tage später, am 19., auf dem Ritte nach Orsza, wird

er, erschreckt durch einen blinden Lärm, vom Pferde steigen, das Fußvolk seiner alten Garde ein Quarré bilden lassen, in dessen Mitte treten und, wie Chambray berichtet, mit schwacher unsicherer Stimme sprechen: „Grenadiere meiner Garde! Ihr seht die Zerrüttung meines Heeres. Durch eine unglückliche Verblendung haben die meisten Soldaten ihre Waffen von sich geworfen. Solltet Ihr diesem schlimmen Beispiele folgen, so wäre jede Hoffnung verloren. Die Rettung des Heeres ist Euch anvertraut; das Vertrauen, das ich in Euch setze, Ihr werdet es rechtfertigen. Nicht genug, daß die Offiziere eine strenge Mannszucht handhaben; die Soldaten selber müssen genau auf einander Acht haben, müssen selber diejenigen strafen, die aus Reih und Glied entweichen."

So, seinen eigenen Worten nach, sah es bereits in der großen Armee aus, nachdem man etwa einen Monat vorher noch in der Vossischen Zeitung unter Paris gelesen hatte: „Bei Gelegenheit des Tedeums, welches hier wegen der glänzenden Siege der großen Armee gesungen worden, hat Se. Em. der Kardinal Maury ein Mandement erlassen, worin es heißt: „In den Wunderthaten, die uns umgeben, giebt es etwas Uebermenschliches. Der Held, der uns mit so vielem Ruhme beherrscht, ist offenbar das Werkzeug einer übernatürlichen Macht, die ihn leitet. Der Schrecken seines Namens, der die ganze Welt mit seinem Ruhme erfüllt, hat bei seiner Annäherung alle seine Feinde in die Flucht getrieben."

Mußte doch auch in Berlin eben so wie in anderen deutschen Hauptstädten ein Tedeum zur Feier der Siege des Kaisers gehalten werden. „Bonapartens Einzug in Moskau am 14. September 1812 (schreibt Stägemann) wurde auf Veranstaltung der französischen Behörden am 27. desselben Monats in der katholischen Kirche zu Berlin durch ein Dankfest gefeiert, an welchem auch die preußischen Staatsbehörden Theil zu nehmen veranlaßt worden waren." Der Marschall Augereau erschien dabei in goldstarrender Uniform, begleitet von seinem Generalstabe. Ein augenscheinlich officieller Festbericht in der Vossischen Zeitung sagt: „Die schöne helle Kirche war geschmackvoll erleuchtet und ausgeschmückt. Die in größter Galla versammelten hohen französischen und preußischen Autoritäten vom Militär und Civilstande, das vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eingeladene Corps

diplomatique, das in der Kirche paradirende Militär, die herrliche Musik machten einen imposanten Eindruck und erregten in den Gemüthern aller Anwesenden eine feierliche Stimmung. Beim Eintritt Sr. Excellenz des Herrn Reichsmarschalls Herzogs von Castiglione und des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg Excell. begann nach etlichen Tacten militärischer Musik die pompöse Symphonie von Mozart, welche mit Feuer und Leben von dem ganzen königl. Orchester executirt wurde. Die Priester erschienen am Altare; Pauken und Trompeten ertönten, und das ganze Orchester, vereinigt mit allen Solosängern und einem stark besetzten Chor, begann ein Tedeum von Haydn, welches mit eben der Präcision und Energie, wie die vorerwähnte Symphonie, vorgetragen wurde und ungefähr eine Viertelstunde währte. Nach geendigter Musik wurden die Responsoria gesungen und von dem Chor beantwortet. Unter Pauken und Trompetenschall entfernten die Priester sich wieder vom Altare, und unter einer rauschenden militärischen Musik verließen Se. Excellenz der Reichsmarschall Herzog von Castiglione nebst den übrigen Autoritäten vom Militär- und Civilstande die Kirche. Während Absingung des Tedeums wurden die Kanonen im Lustgarten gelöst. Nachher war im Lustgarten große Parade. Mittags war große Tafel bei Sr. Excellenz dem Herrn Reichsmarschall Herzog von Castiglione, zu welcher des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg Excellenz und die fremden und hiesigen hohen Militär- und Civilbehörden eingeladen waren." — Hatte der Staatsrath Stägemann dieses pompöse Dankfest unfreiwillig mit begangen, so feierte der Dichter Stägemann es dafür aus eigenem Antriebe in einem Gedicht: „Der Brand von Moskau." Es lautete:

Tag des Zornes! Tag der Rache!
Säumest du so lang'? erwache
An des Hohns ruchloser Lache!

Seht, er athmet! Seht, es fahren
Flammen aus den dunklen Haaren,
Und es stürzt die Burg der Zaren.

Zu des Tempels frommer Stäten,
Lästernd Gottes Majestäten,
Führten sie auch uns, zu beten.

Aber was wir heiß begehret,
Als wir flehten, war's gewähret,
Und die Flamme glüht und gähret:

Und geborstne Mauern krachen,
Und die bösen Geister lachen,
Und die Friedensengel wachen.

Stunde schlägt, die bang' erharrte.
Glocke stürmt von höchster Warte:
„Bonaparte! Bonaparte!

Wächter auf der höchsten Zinnen,
Wir vernehmen dich: „von hinnen,
Die nicht wachen, nicht beginnen!"

Wehet wüthend, Flammenflocken!
Stürmt, ihr unsichtbaren Glocken,
In die Adern, die noch stocken!

Zu der Ernte, Flammensäer!
Ruft dein Zeichen. Schreite näher!
Schreite blutig, Schreckensmäher!

Raben ziehn, die finstern Sagen.
Moskau hat in Flammentagen
Bonapartens Sieg' erschlagen.

Die Verse: „Aber was wir heiß begehret, als wir flehten, war's gewähret", hat Stägemann selbst durch die Anmerkung verdeutlicht: „In einer Gesellschaft von Freunden, die dem Laufe der damaligen Begebenheiten, an deren Ausgang das Wohl und Wehe des Vaterlandes hing, in täglicher Unterhaltung folgten, war, nachdem Bonapartens Anfangs bezweifelter Winterfeldzug und sein Vordringen auf Moskau sich entschieden hatte, als eine Wetterscheide seines Glücks angenommen, wenn Moskau in Flammen aufgehen sollte. Schon am Tage nach dem Tedeum war die Nachricht vom Brande verbreitet."

Ende October verlautete es plötzlich in Berlin: Napoleon sei gar nicht mehr in Moskau, er sei auf dem Rückzuge und sein Heer in schrecklicher Noth. Etliche sagten: ein badischer Offizier, der von der großen Armee gekommen, habe dies auf seiner Durchreise in Berlin erzählt; Andere wollten wissen, polnische Juden hätten diese Kunde als Geheimniß unter sich von Ort zu Ort getragen, einer wäre damit zu dem Präsidenten von Schön in Gumbinnen gekommen, und der hätte es nach Berlin gemeldet. Darauf bezieht sich wohl

eine ohne Zweifel officiöse Berichtigung in der Vossischen Zeitung vom 29. October: „Zur Widerlegung einiger falschen Gerüchte, welche sich in diesen Tagen über die Lage der Armeen in Rußland und Polen verbreitet haben, eilen wir unsern Lesern aus zuverlässigen Nachrichten zu melden, daß sich nach Briefen d. d. Wilna den 21. October der Kaiser Napoleon den 14. d. M. in erwünschtem Wohlsein zu Moskau befand, und daß bis dahin bei der dortigen französischen Armee nichts vorgefallen war."

Zwar am 14. October befand sich Napoleon noch in Moskau; aber bereits seit gestern, den 13., hatte seine alte Garde den Befehl, sich marschfertig zu halten, und schon der 18. October (der ihn das Jahr darauf bei Leipzig wiederfinden sollte) sah ihn und sein Heer abmarschiren aus dem seit vierunddreißig Tagen inne gehabten Moskau. Am 29. October Morgens, als diese Berichtigung in der Vossischen Zeitung erschien, ging sein Rückzug schon durch Borodino: „noch starr von der nächtlichen Kälte (schreibt Chambray) und erlahmt unter seinem harten Schicksal, marschirte der Soldat gleichgültig über das für ihn so denkwürdige Schlachtfeld; er hielt sich nicht auf, um es eines letzten Blickes zu würdigen. Der zweiundfünfzigste Tag war es seit jener Schlacht, und doch der furchtbare Anblick dieser blutigen Gefilde noch derselbe. Sie waren gedüngt mit Leichen von Menschen und Pferden, die nicht verwesen zu können schienen in der Kälte; besäet mit Waffen, Pferdegeschirren, Monturstücken und all den Ueberbleibseln, welche die Merkzeichen einer Wahlstatt sind. Von den Russen, die da in der Schlacht geblieben, war keiner begraben worden, von den Franzosen nur ein Theil. Sonst sind die Nachbarn des Schlachtfeldes dessen Todtengräber; hier aber standen die Dörfer schon menschenleer, als das Heer einrückte."

Erst am 17. November, einen Monat später, erschien in den Berliner Zeitungen das 25. Bulletin, welches Napoleons Abmarsch aus Moskau eingestand. In der folgenden Nummer las man in einem verdeutschten Artikel des Pariser Journal de l'Empire: „Sagt man: der Kaiser hat Moskau verlassen, so heißt das bloß: der Vater seiner Krieger begiebt sich allenthalben hin, wo große Operationen seine Gegenwart erheischen. Seine Blicke haben den Sieg geboren; seine Blicke werden

ebenfalls für die Sicherheit der siegreichen Armee wachen." — Es schien das Vorwort zu dem 26. Bulletin, welches die nächsten Berliner Zeitungen brachten, und worin Napoleon zu wissen that: „Moskwa ist in diesem Augenblick eine ungesunde, pestilenzialische Schandgrube." — Fünf Wochen vorher, bei der Botschaft seines Einzuges, war Moskwa noch „eine schöne Stadt, eben so groß wie Paris", und in seinem 20. Bulletin: „eine der schönsten und reichsten Städte der Welt." Aber auch in dem Bulletin von der „Schandgrube" aus Borowsk vom 23. October unterhielt Napoleon seine Pariser noch wie ein empfindsamer Reisender von dem schönen Wetter: „Die Einwohner Rußlands können sich nicht genug wundern über das Wetter, welches wir seit 20 Tagen haben. Es ist eben die Sonne, es sind die schönen Tage, die man auf der Reise von Paris nach Fontainebleau gewohnt ist. Die Armee befindet sich in einer äußerst fruchtbaren Gegend, die sich mit den besten von Deutschland und Frankreich vergleichen läßt."

Angesichts dieser Schilderung lag nichts näher, als die Vermuthung: Napoleon werde in dieser „äußerst fruchtbaren Gegend" überwintern, um so mehr, als seine officiöse Reichszeitung, das Journal de l'Empire, in einem Nachsatze zu diesem Bulletin bemerkte: „Diese fruchtbare und gesunde Landschaft bietet der Armee reichliche und ruhige Winterquartiere an. Vor allen Dingen wird die Cavallerie daselbst viel Fourage finden. Die trockene Witterung begünstigt die Bewegung der Truppen und erhält sie bei guter Gesundheit. Die ferneren Pläne und der Zweck des neuen Feldzuges, zu welchem man sich vorbereitet, können und dürfen nicht errathen werden. Schon aber bemerken wir, daß der Armeemarsch von Moskwa auf Smolensk und Witepsk weit weniger eine Rückbewegung, als eine Seitenbewegung zu nennen ist, vermittelst welcher das Hauptquartier der Hauptstadt Petersburg ungefähr um 40 Lieues näher gebracht wird. — Die Armee konnte über Moskwa nach Petersburg, auf der Straße von Twer, nur in sofern marschiren, wenn sie aller Verbindung mit ihren Magazinen und detachirten Corps entsagen wollte, aber sie mußte schlechterdings die Straße von Weliki-Lucki und von Pleskow (Pskow) mit in ihre Operationslinie ziehen. Folglich war es weit

einfacher, ihre gesammte Macht diesen beiden Straßen näher zu bringen, die auf dem kürzesten Wege nach St. Petersburg führen, und auf welchem man zugleich Riga und Reval bedrohen kann."

Ernst von Pfuel, 1812 in russische Dienste getreten, (1848 in Berlin Minister-Präsident und Kriegsminister) macht in seiner im December 1812 in Wilna geschriebenen Schrift über den „Rückzug der Franzosen bis zum Niemen" auch eine Bemerkung zu jenem 25. Bulletin, aber eine andere, als die französische Reichszeitung. „Als endlich — schreibt Pfuel — vom Rückzuge selbst denn doch die Rede sein mußte, so erfuhren alle Freunde der Franzosen mit Vergnügen aus dem 25. Bulletin, daß Napoleon seine Armee in die wohlverdienten Winterquartiere nach dem Gouvernement Smolensk führe, daß die Russen den mit der größten Ordnung ausgeführten Marsch gar nicht wagten ernsthaft zu beunruhigen, daß die Armee in der besten Stimmung von der Welt sei und Ueberfluß in Allem habe, daß das Wetter die Armee wunderbar begünstige, und daß der Kaiser den Marsch in die Winterquartiere so glücklich und meisterhaft combinirt habe, daß man ihn eigentlich wie eine offensive Operation gegen Petersburg betrachten könne, indem Smolensk weniger entfernt von Petersburg sei, als Moskau. In solchem Grade hat wohl noch nie ein Bulletin der Wahrheit Gewalt angethan; die fürchterlichste Zerrüttung müßte denn für Ordnung gelten und Verzweiflung eine heitere, fröhliche Stimmung sein; der Hungerstod müßte aus dem Ueberflusse entstehen und der Zorn des Himmels eine Begünstigung genannt werden; 10,000 Erfrorene und vor Hunger Gestorbene bewiesen hier etwas anderes, als Begünstigung!" —

In der That wurde jenes Anerbieten „reichlicher und ruhiger Winterquartiere" nicht von Napoleon angenommen. Das ersahen die Berliner schon acht Tage später aus den Mittheilungen, welche Napoleons auswärtiger Minister Maret von dorther zu machen pflegte. Durch seine „Nachrichten aus Wilna vom 29. November" erfuhren die Berliner Zeitungsleser am 5. December: „Man vermuthete in Wilna, daß der Kaiser daselbst in einigen Tagen eintreffen werde." Eine andere Nachricht aus Wilna brachte die Leipziger Zeitung, welche meldete: „Die Resultate der großen

Manöver, die jetzt ausgeführt werden, sind noch nicht bekannt."

Mittlerweile hatten die „großen Manöver" den Kaiser Napoleon zwar nicht der „zweiten russischen Hauptstadt Petersburg", aber doch seiner Hauptstadt Paris um so viel näher gebracht, daß die Berliner Zeitungen Donnerstag, den 17. December ihre Leser ohne Weiteres mit einer Nachricht, diesmal nicht aus Wilna, sondern aus Glogau überraschen konnten. Diese Nachricht, nicht lang, aber hoch bedeutsam wie eine sich plötzlich vor den Augen des Lesers aufrichtende Denksäule der Geschichte, lautete:

„Glogau, den 13. December. Gestern, Abends um 10 Uhr, reiseten Se. Majestät der Kaiser Napoleon, in Begleitung Ihres Oberstallmeisters, Herzogs von Vicenza (Caulaincourt) mit einem Theile Ihres Gefolges in Schlitten hier durch, nach Paris."

Aber wenn Napoleon so unvermuthet nach Paris ging, konnte das, wenigstens in den damaligen deutschen Zeitungen, nur als Sieger geschehen, nicht etwa als Flüchtling aus Rußland. Denn unmittelbar unter dieser Nachricht aus Glogau vom 13. stand eine Nachricht aus „Königsberg vom 7. December" mit dem Tagesbefehl des Chefs des Generalstabes des Gouvernements, J. Cardineau, welcher sagte: „Der Oberst Anatole von Montesquieu, Kammerherr des Kaisers und Adjutant Sr. Durchl. des Prinzen von Neuchatel, reiset so eben hier durch (er ist den 10. durch Berlin gekommen) und bringt die Nachricht von einem Siege bei Bereczina, welchen der Kaiser am 28. November über die vereinigten Armeen des Admirals Tschitschagoff und Generals Wittgenstein erfochten hat."

Dieser Sieg an der Berezina, den Berthiers Adjutant in Königsberg gemeldet, wird von E. von Pfuel in seinen frisch während des Feldzuges geschriebenen Beiträgen zur Geschichte dieses Krieges also geschildert: „Dieser Uebergang über die Berezina wird wegen seiner Schrecknisse lange in dem Gedächtnisse der Soldaten leben. Zwei Tage dauerte der Uebergang. Gleich von Anfang drängten sich die Truppen in Unordnung hinüber; denn mit Ordnung geschah schon längst nichts mehr bei der französischen Armee, und schon damals fanden Viele im Wasser ihr Grab; doch als die russischen Heere unaufhaltsam vor-

drangen, und der auf allen Punkten geworfene Feind in wilder Flucht der Brücke zustürzte, da erreichte Verwirrung und Schrecken bald den Gipfel. Artillerie, Bagage, Cavallerie und Infanterie, Alles wollte zuerst hinüber; der Stärkere warf den Schwächeren, der seine Flucht aufhielt, in's Wasser oder schlug ihn zu Boden, gleichviel ob Offizier oder nicht. Viele Hunderte wurden von den Kanonen gerädert; viele suchten den kurzen Raum zu durchschwimmen und erstarrten; viele versuchten über die hin und her befindliche Eisdecke zu gehen und versanken; überall Geschrei nach Hülfe und nirgends Rettung. Als endlich die russischen Batterieen die Brücke und beide Ufer zu beschießen anfingen, hatte der Uebergang ein Ende; eine ganze Division von 7500 Mann vom Victorschen Corps nebst 5 Generalen hatte sich seit früher schon mit Capitulation ergeben; an der Brücke selbst streckten mehrere Tausende das Gewehr, andere Tausende waren ertrunken oder zwischen den Eisschollen in der Geberde des Schmerzes oder der Verzweiflung erstarrt, eben so viele erschlagen, und eine Menge Kanonen und Bagage blieben verlassen und auf dem linken Ufer zurück. Dies war das Ende der zweiten Periode (des Rückzuges von Krasnoi bis zur Berezina, nachdem die erste von Malo-Jaroslawiz bis Krasnoi gegangen); die Resultate derselben waren über 20,000 Gefangene, gegen 200 Kanonen und eine unermeßliche Beute. — Die dritte Periode des Rückzuges geht von der Berezina bis zum Niemen und von da weiter in's Preußische. Obgleich sie für die Franzosen, der Steigerung aller Uebel wegen, die schrecklichste war, so hat sie doch unter allen das wenigste militärische Interesse; denn sie zeigt nichts, als eine Jagd längs der großen Straße. Ungefähr 40,000 Mann mit einer noch ziemlich bedeutenden Artillerie waren über die Berezina gekommen; aber in welchem traurigen Zustande waren diese Truppen! Ein neuer heftiger Frost gab ihnen völlig den Rest. Alles warf jetzt beinahe die Waffen weg; die Meisten hatten weder Schuhe noch Stiefeln, sondern Decken, Tornister oder alte Hüte um die Füße gebunden. Jeder hatte das erste Beste, was er gefunden, sich um Kopf und Schultern gehangen, um eine Hülle mehr zu haben gegen die Kälte: alte Säcke, zerrissene Strohmatten, frisch abgezogene Häute u. s. w. Glücklich, wer irgendwo ein Stückchen Pelz erobert hatte! Mit untergeschlagenen Ar-

men und tief verhüllten Gesichtern zogen Offiziere und Soldaten in dumpfer Betäubung neben einander her. Die Garden unterschieden sich in nichts mehr von den Uebrigen; sie waren, wie diese, zerlumpt, verhungert und ohne Waffen. Alle Gegenwehr hatte aufgehört; der bloße Ruf: Kosak! brachte ganze Colonnen in kurzen Trab, und mehrere Hundert wurden oft von wenigen Kosaken zu Gefangenen gemacht. Der Weg, den die Armee zog, füllte sich mit Leichen, und jeder Bivouac glich am andern Morgen einem Schlachtfelde. So wie Einer vor Ermattung hinstürzte, fielen die Nächsten über ihn her und zogen ihn, noch ehe er todt war, nackt aus, um sich mit seinen Lumpen zu behängen. Alle Häuser und Scheunen wurden verbrannt, und auf jeder Brandstätte lagen ganze Haufen von Todten, die, um sich zu wärmen, genaht waren und aus Kraftlosigkeit dem Feuer nicht mehr hatten entfliehen können. Die ganze Landstraße wimmelte von Gefangenen, die Niemand mehr beobachtete, und hier sah man Scenen des Greuels, wie sie noch nie erlebt worden sind; von Rauch und Schmutz ganz schwarz, schlichen sie wie Gespenster auf den Brandstätten unter ihren todten Kameraden herum, bis sie hinfielen und starben. Mit bloßen Füßen, in denen der Brand schon war, hinkten Manche noch auf dem Wege bewußtlos fort; Andere hatten die Sprache verloren, und Viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art wahnsinniger Betäubung gefallen, in welcher sie Leichname rösteten und verzehrten oder sich selbst Arme und Hände benagten. Manche waren schon so schwach, daß sie nicht einmal mehr Holz herantragen konnten; diese saßen auf ihren todten Gefährten, dicht gedrängt um irgend ein kleines Feuer, das sie gefunden, herum und starben so, wie dieses erlosch. Im Zustande der Bewußtlosigkeit sah man sie freiwillig in's Feuer hineinkriechen und wimmernd sich verbrennen, in der Meinung, sich zu wärmen, und Andere ihnen nachkriechen und den nämlichen Tod finden. — Napoleon, der Wiederhersteller Polens, dessen Bulletins noch vor wenigen Wochen gesagt hatten, daß der Donner des französischen Geschützes bereits in Asien gehört werde, ging den 24. heimlich und in geringer Begleitung durch Wilna. Die Armee defilirte vom 26. bis zum 28. früh in der fürchterlichsten Unordnung durch die Stadt, alle Straßen mit Leichen und Sterbenden füllend und von den Einwohnern bejammert und verspottet zugleich;

ja, als der bekannte Schreckensruf: Kosak! den 24. Morgens erscholl, und die Soldaten aus den Häusern liefen und nach dem Thore flüchteten, fielen die Juden mit der ihnen eigenen schreienden Lebhaftigkeit über sie her und erschlugen deren eine große Anzahl. Dieser abenteuerliche Kampf kostete besonders vielen Garden das Leben; denn unter allen Truppen hatten diese ganz vorzüglich die Juden gequält und ihre Rache gereizt. Die Garden hatten in dem ganzen Feldzuge keinen Schuß gethan; ihr erster und letzter Strauß war mit erzürnten Juden: das Schicksal fügte es so zur Züchtigung des Stolzes und Uebermuthes. Von Wilna zogen die Franzosen nach Kowno; kaum 25,000 Mann kamen über den Niemen; der größte Theil der noch übrigen Artillerie war schon vor Wilna stehen geblieben, der Rest ging bis Kowno verloren. Das Resultat des Rückzuges durch alle drei Perioden betrug weit über 100,000 Gefangene, worunter allein 50 Generale und gegen 900 Kanonen. — So endete die stolze Unternehmung Napoleons, so erfüllten sich die Verheißungen, die er im Anfange des Feldzuges mit prophetischem Munde ausgesprochen zu haben vermeinte. Nicht Rußland, sondern ihn traf das unvermeidliche Schicksal, das Europa durch seinen Sturz der Freiheit entgegenführte." ....

Von Glogau, wo er am 12. December am Spätabend plötzlich durchgereist war, kam er in der Nacht vom 13. zum 14. bei 15 Grad Kälte in Dresden an, stieg dort bei seinem Gesandten Baron von Serra ab, hatte eine zweistündige Unterredung mit dem König von Sachsen und reiste am 14. Vormittags weiter, so eilig, daß er den Weg von Dresden nach Meißen (fünf Stunden) in einer Stunde zurücklegte.

Aus Leipzig wurde berichtet: „Am 14. d. ist der Kaiser Napoleon unerkannt durch unsere Stadt gereist. Abends nach 6 Uhr sind Se. Majestät angekommen und haben nach eingenommener Mahlzeit im Hôtel de Prusse gegen 9 Uhr Ihre Reise nach Frankfurt fortgesetzt." — Aus Frankfurt a. M. schrieb der Westfälische Mercur: „Den 17. December Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr ging durch das Hanauer Thor ein Wagen mit 6 Pferden hier durch, dem drei Couriere mit einem Gefolgewagen und einem Bereiter Sr. Maj. des Kaisers vorausgingen, welcher Wagen, nachdem die Pferde gewechselt worden, den Weg nach Mainz nahm. Man weiß,

daß Se. Durchlaucht der Fürst von Neufchatel (soll wahrscheinlich heißen Se. Maj. der Kaiser) und Se. Excellenz der Herzog von Vicenza sich in dem erstern Wagen befanden."

Nach Mainz kam Napoleon am 16. Abends um 8 Uhr, hielt sich nur wenige Augenblicke da auf, fuhr rasch nach Metz weiter und am 18. um Mitternacht in Paris bei dem Palaste vor, den er am 9. Mai verlassen hatte, und den er, bis dahin immer als stolzer Sieger heimgekehrt, nun als Flüchtling von der großen Armee wieder betrat.

Am Morgen des 19. December lasen die Pariser in den Zeitungen: „Se. Majestät der Kaiser sind gestern Abend um 11½ Uhr in erwünschtem Wohlsein angekommen. — Se. Majestät haben den Weg von Smorgony über Wilna, Warschau, Dresden u. s. w. nach Paris, ungefähr 270 Meilen, in 13 Tagen zurückgelegt."

Die Berliner Zeitungen enthielten die Meldung von Napoleons Ankunft in Paris erst zehn Tage nachher, am 29. December. Inzwischen war ein Adjutant des Kaisers, der Divisions-General Graf von Narbonne, am 20. in Berlin angekommen; Napoleon hatte ihn schon von Wilna aus an den König abgesandt. „Ich war gegenwärtig," schreibt Minutoli, „als zum ersten Male beim Zuge gegen Rußland der den König becomplimentirende General Graf Narbonne in glänzender Uniform und mit dem feinen Anstande eines Bewohners des Faubourg de St. Germain sich dem Monarchen präsentirte, und abermals, als er im abgeschabten, durchräucherten Kleide nach der Rückkehr aus Rußland vor solchem erschien, scherzend seine schlechte Toilette entschuldigend, und nun mit glatten, aber feingewandten Worten die Hülfe des Königs für seinen Herrn ansprach; allein eben so fein und würdevoll, jedoch mit aller Zartheit und schonend wußte auch der König ihn, wiewohl nicht ganz befriedigend, zu bescheiden."

Am 24. December stand in den Berliner Zeitungen zu lesen: „Gestern Nachmittag um 4 Uhr sind Se. Excellenz der Herzog von Bassano (Maret), kaiserl. französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nebst Ihren Secretären aus Wilna hier eingetroffen und im Hotel des kaiserl. französischen Gesandten, Grafen von Saint-Marsan, abgestiegen. Schon vor einigen Tagen war die Departementskanzlei angekommen."

Derselbe Minister hatte noch am 2. December in Wilna den Krönungstag seines Kaisers und dessen „glänzenden Sieg an der Berezina“ mit allem Pomp begangen, hatte ein Ballfest gegeben, tanzen lassen auf dem Grabe der großen Armee. Er verweilte nicht länger als einen Tag in Berlin und reiste schon am 25., am ersten Weihnachtsfeiertage, schleunigst weiter über Leipzig nach Paris. Narbonne blieb bis zum 7. Januar.

Am 26. December, am zweiten Feiertage, erschien in den Berliner Zeitungen das 29. Bulletin, welches Napoleon am 3. December (zwei Tage vorher, ehe er das Heer verlassen) in Molodeczno herausgegeben hatte. Er sagte darin, wenn auch bei Weitem nicht die ganze, doch die erste Wahrheit nach der langen Reihe seiner falschen Siegesnachrichten. Er stellte in übertriebenem Grade den Winter als Würgengel seines Heeres hin. Er hatte Angesichts des unermeßlichen Elends noch die eiserne Stirn, durch das Bulletin zu verkünden: „Menschen, welche die Natur nicht fest genug gestählt hat, um über alle Wechselfälle des Glücks und Unglücks erhaben zu sein, verloren ihr munteres Wesen, ihre gute Laune und träumten von nichts, als von Unfällen; diejenigen, welche von Natur gegen Alles gewappnet sind, blieben wohlgemuth, änderten ihr gewohntes Wesen nicht und erblickten in den ungewohnten Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, nur eine neue Gelegenheit zum Ruhme!“

„War es möglich,“ ruft Chambray bei dieser Stelle des weltbekannten 29. Bulletins aus, „war es möglich, von gräßlicheren Unfällen zu träumen, als die gewesen, deren Zeugen und Opfer man selber geworden? Und diese Leiden, denen das Heer erlegen ist, sind sie nicht über alles Maß menschlicher Kräfte hinausgegangen? Hat man sich nicht tapfer geschlagen, so lange man eben noch Kraft genug gehabt, die Waffe zu tragen? .... Um so ruchloser von Napoleon, als er wußte, wie ungerecht ein derartiger Vorwurf war, und je weniger er für seine Person Frost und Hunger mit seinen Soldaten getheilt hatte; denn er ging in Pelze gehüllt, er fuhr, als die Kälte grimmiger wurde, in einem guten Wagen, er schlief in einem Bette und trank einen Tag wie den andern seinen Bordeaux-Wein, wie wenn er in Paris wäre.“

Auch an der gehörigen Vorsicht für seine Person hat es Napoleon auf dem Rückzuge nicht fehlen lassen. „Trotz der

treuen, ihn umringenden Garden," schreibt E. von Pfuel, „fuhr er in der Regel im Wagen des Marschalls Berthier und ließ den seinigen unter starker Bedeckung in einer gewissen Entfernung leer nachfahren; der Wagen des Marschalls Berthier hatte nur eine sehr geringe, dem Inhalte unangemessene Escorte, und die Glasfenster waren blind gemacht." Und wenn Napoleon den schwachen Seelen im Heere vorwarf, daß sie ihre gute Laune nicht bewahrt, er für seine Person hatte — wie E. von Pfuel erzählt — „trotz den in seiner unglückseligen Armee täglich sich wiederholenden Scenen des Elends und des Jammers, so wenig seinen guten Humor verloren, daß, als er bei der Schreckenspassage der Berezina über die Brücke fuhr, die auf todten Pferden und Menschen ruhte, und wo rechts und links ganze Schaaren von Erstarrenden und Ertrinkenden mit dem Tode rangen, er diese Unglücklichen scherzhafterweise crapauds (Kröten) nannte."

Der Schlußsatz des 29. Bulletins klang wie ein Hohnlachen entgegen dem allgemeinen Schmerz: „Die Gesundheit Sr. Majestät ist nie besser gewesen."

Chateaubriand in seinen Memoiren, da, wo er dieses letzten Bulletins der großen Armee gedenkt, schreibt: „Buonaparte hatte zu den Directoren der Republik gesagt: „Was habt Ihr mit hunderttausend Franzosen angefangen, die alle meine Waffenbrüder gewesen? Sie sind todt!" Frankreich konnte zu Napoleon sagen: „Was habt Ihr auf einem einzigen Marsche mit den fünfmal hunderttausend Soldaten vom Niemen angefangen, die alle meine Kinder oder meine Bundesgenossen gewesen? Sie sind todt!" — Das letzte Bulletin schließt, wie das vorletzte, mit dem Troste: „Die Gesundheit Sr. Majestät ist nie besser gewesen." — Ihr sämmtlichen Familien, trocknet Eure Thränen; Napoleon befindet sich wohl!"

So Chateaubriand. Dasjenige Urtheil aber über den russischen Feldzug, welches Napoleon mit dem heißesten Ingrimm gelesen hat, findet sich in einem Briefe des damaligen Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) an den Kaiser der Franzosen. Der „ehemalige Waffenbruder," wie Carl Johann sich in diesem Briefe vom 23. März 1813 ausdrücklich nennt, schreibt an Napoleon: „Der Herzog von Bassano sagt, nicht Ew. Majestät habe den Krieg mit Rußland angestiftet, und doch, Sire, ist Ew. Majestät an der Spitze von viermal hun-

derttausend Mann über den Niemen gegangen. Von dem Augenblicke an, als Ew. Majestät in das Innere dieses Reiches vordrang, war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Der Kaiser Alexander und der König (von Schweden) sahen schon nach dem Monat August das Ende des Feldzuges und dessen unermeßliche Folgen vorher. Nach allen militärischen Berechnungen schien es ausgemacht, Ew. Majestät würde in Gefangenschaft gerathen. Dieser Gefahr sind Sie entgangen, Sire; aber Ihre Armee, die Blüthe Frankreichs, Deutschlands und Italiens ist dahin. Dort sind unbeerdigt die Tapfern geblieben, die Frankreich bei Fleurus retteten; französische Krieger, die in Italien siegten, die dem brennenden Himmel Aegyptens widerstanden, und die bei Marengo, bei Austerlitz, bei Jena, bei Friedland und an so vielen anderen Orten den Sieg an Ihre Fahnen gefesselt haben. Möge bei diesem Gemälde, Sire, Ihr Gemüth sich erweichen, und ist es nöthig, um es vollends zu rühren, so gedenken Sie des Todes von mehr als einer Million Franzosen, welche auf dem Felde der Ehren als Opfer der von Ew. Majestät unternommenen Kriege gefallen sind." ...

Schon der Brand von Moskau war, wie jene Aufzeichnung Stägemanns bekundet, den Patrioten als die Wetterscheide des Glückes eines Eroberers erschienen, der bis dahin aus seinen immer siegreich ausdonnernden Kriegsgewittern ein langes ungeheures Herzeleid über die Länder und Völker geschickt hatte. Wie Stägemann in Berlin, so hatte auch Theodor Körner, der im preußischen Frühling zum Schwerte greifende Sänger, während des russischen Winters seine Leier bei dem in Flammen aufgehenden Moskau erklingen lassen:

Wie wölben dort sich deiner Kirche Bogen!
Wie schimmern der Paläste goldne Wände!
Es schwärmt der Blick, wohin ich ihn versende,
Von einer Pracht zur andern fortgeflogen.
Da wälzen sich auf einmal glüh'nde Wogen:
Es schleudern deiner Brüder eigne Hände
Auf's eigne Dach die sprüh'nden Fackelbrände;
Ein Feuerkreis hat prasselnd dich umzogen.
O laß dich nur vom Aberwitz verdammen. —
Ihr Kirchen, stürzt! Paläste, brecht zusammen!
Der Phönix Rußlands wirft sich in die Flammen.
Doch, hochverklärt, aus seinem Feuerkranze
Wird er ersteh'n im frischen Jugendglanze,
Und Sanct Georg schwingt siegend seine Lanze.

Napoleon selber hatte in seinem 20. Bulletin gesagt: „Es war ein Feuermeer. Der Kirchen zählte man sechzehnhundert, der Paläste mehr als tausend, und die Magazine, die Kaufhäuser und Waarenlager waren nicht zu zählen. Beinahe Alles ist verzehrt."

Aber in diesem Feuermeer hatten die harrenden Patrioten schon den ersten Hafen möglicher Errettung vorausgesehen. Nunmehr, nach dem Erscheinen des 29. Bulletins, warf die Hoffnung um so fester Anker. Wer, der jene Tage nicht selber mit durchhofft und durchharrt hat, wer, der nicht selber ein Genosse jener Zeit, ein mitleidendes Glied in der Kette des damals lebenden Geschlechts gewesen, kann sich einbilden: den Eindruck des 29. Bulletins bei seinem Erscheinen zu schildern? — Epigonen hießen sie in der alten Welt die nachgebliebenen Söhne jener griechischen Heerführer, welche im ersten Kriege gegen Theben gefallen waren. Nun denn, wer von den nur allzu verweichlichten Nachkommen jener Ritter des Eisernen Kreuzes, welche die Befreiungssiege gegen Napoleon mit erstritten haben, wer von den heutigen Epigonen kann sich anmaßen, die Spur, welche der fliehende Kaiser schleunigst zu Schlitten und zu Wagen von Smorgoni gen Paris gefahren, in Preußen, in Deutschland zurückgelassen — wir fragen: wer kann sich anmaßen, diese Spur in ihrer Frische und Tiefe zu ermessen, der ihr nicht treu nachgeht an der Hand der Augenzeugen und Zeitgenossen? — Unser, so des Lesers wie des Verfassers Bürge für die Wahrheit dieser historischen Darstellungen, für ihre Uebereinstimmung mit der Stimmung an jenen weihnachtlichen Vorabenden der Befreiungskriege, unser Gewährsmann sei auch hier ein Ritter des Eisernen Kreuzes. Henrich Steffens, damals in Breslau, ebenso wie Fichte und Schleiermacher in Berlin, ein patriotisches Vorbild der Jugend, welche dann — er mit ihr — freiwillig in den Kampf gezogen ist, Steffens in seinem Buche: „Was ich erlebte" schreibt über die Gemüthsverfassung seiner damaligen Mitlebenden: „Alle Menschen lebten in dieser Zeit in jener wunderbaren innern Aufregung, die dann entsteht, wenn große Erwartungen eine bestehende peinliche Lage zu verändern und zu verbessern versprechen, ohne daß der Augenblick gekommen ist, der zur entschiedenen Thätigkeit auffordert. Wenn die große Masse des Volkes auch geneigt ist, das Be-

stehende als ein Unveränderliches zu behandeln, sorglos von einem Tag zum andern lebt und plötzlich, als trete etwas völlig Unerwartetes hervor, sich von dem überraschen läßt, was bei einer selbst kurzen und oberflächlichen Betrachtung auch von den Unkundigsten sich voraussehen ließ: so verhält es sich doch anders, wenn die geistig Umsichtigeren das gewaltig Herannahende, schon lange dunkel Geahnte in seinen erschütternden Folgen übersehen. Eine einmal entstandene Erregung wächst dann in ungeheurem Maße, nicht in einem einfachen Verhältniß, sondern wie die physisch eingepflanzte Bewegung nach dem Quadrat der Zeiten und der Geschwindigkeiten, immer in sich gesteigert, in jedem Moment mit sich selber multiplicirt. Das 29. Bulletin war erschienen, jeder behutsame Ausdruck in diesem suchte vergebens die grenzenlose Niederlage zu verbergen, in den tieferen Gemüthern regte sich eine Ahnung von einer wundervollen thatenreichen Zukunft mit ihren Hoffnungen und geheimen Grauen. Es klang zuerst wie eine ferne halbverständliche Stimme aus dem Innersten der zerstreuten Seelen hervor; etwas Unglaubliches schien die ferne Stimme zu verkündigen. Selbst wer bis dahin geglaubt hatte, daß die bis zur Besinnungslosigkeit gesteigerte Ehrsucht in dem verwüsteten, grenzenlosen Lande ihre Schranken finden würde, konnte an das Entsetzliche des Untergangs eines siegreichen Heeres nicht glauben, welches seit 15 Jahren mit steigender Gewalt erst Bewunderung, dann ahnungsvolle Furcht, dann furchtsames Schrecken, endlich lähmendes Entsetzen über Völker und ihre Herrscher verbreitet hatte und nun so plötzlich von der göttlichen Rache getroffen war. An ein Ereigniß sollte man glauben, welches (in der Geschichte einzig) an Wunder die Siege übertraf! Aber das Wunder war da, unwidersprechliche Nachrichten häuften sich, die ferne Stimme näherte sich, das dunkle, schicksalschwangere Wort klang klarer, zuletzt als ein lauter, mahnender Aufruf. Da überströmten die stark hervorbrechenden Wogen die Ufer der vereinzelten Gemüther, da brausten die überströmenden Fluthen immer gewaltiger, da regte sich der lange verborgene und zurückgetretene Keim des besseren Sinnes, der König und Vaterland mit Treue und Liebe umfaßt, selbst in dem Trägsten, und was in dem Besten, oft zweifelhaft und schwankend, wie der Glaube an die göttliche Liebe in den frommen Seelen, unter Kämpfen mancherlei Art

festgehalten wird, das ward jetzt, in diesem Moment der Wunder, zur zuversichtlichen That gesteigert selbst in den stumpfsten Seelen: Jeder erwartete einen großen Augenblick und schien für ihn gewaffnet. Und doch war der Moment der That noch nicht da, aber sie war schon reif im Innern vieler Tausend Gemüther, und die zurückgehaltene Gewalt, die Alle bewegte, schwoll elastisch an; den Tag sehnsuchtsvoll erwartend, der die innere That zu einer äußeren gestalten würde. — Napoleon war, hieß es, heimlich allein, nur von einem seiner Heerführer begleitet, Tag und Nacht in einem Schlitten durch Schlesien geeilt; ein Postmeister, irre ich nicht, in Haynau (in Schlesien), hatte ihn erkannt. In Breslau war Alles in Bewegung; die gewöhnliche Sorge für den Tag und seine stille Beschäftigung war selbst in dem häuslichen Gemache dem großen Ereigniß gegenüber, welches wie ein innerer Aufruf mahnend aus einem Jeden herausklang, zurückgewichen. Auf den Straßen wogte es von Menschen, die sich zuflüsterten, ein Jeder erwartete den Befehl zur bestimmten That, und Alle blickten sich an, als müßte der Befehlshaber, der sie zusammenrufen, bewaffnen, ordnen sollte, nun plötzlich erscheinen. Da ward zuerst die Sorge für die Sicherheit des Königs laut. Werden die Reste der französischen Armee, welche die geheime Gesinnung kannten, um die Sicherheit ihres Rückzuges zu decken, in dem von ihnen besetzten Berlin sich Gewaltthätigkeiten gegen seine geheiligte Person erlauben? Jetzt zuerst trat jene geheim bewahrte Treue, die den rechten Mittelpunkt aller zukünftigen That gefunden hatte, wie sie mächtig während des Krieges heranschwoll, wie sie während des langen Leidens still im Innersten, oft denen, die sie pflegten, unbemerkbar sich erhielt, hervor, und Alles, wozu ein Jeder bereit war, hatte sein göttliches Siegel erhalten."

Um dieselbe Zeit hat der Präsident Schön in Gumbinnen, beim Anblick der ersten aus Rußland im preußischen Littauen anlangenden Ueberbleibsel der großen Armee, dorther nach Berlin geschrieben:

„Seit Xerxes ist ein dergleichen Rückzug einer großen Armee nicht geschehen."

7.

Das preußische Neujahr 1813.

Im neuen Jahr wieder die alte Lüge. Hatte auch Napoleon selber im 29. Bulletin seine vorherigen Heerberichte widerrufen — die Flucht der großen Armee paradirte in den Pariser Zeitungen nichts desto weniger „als eine Reihe von Triumphen". Man muß das lesen in den damaligen Tagesblättern, um es heut zu Tage für möglich zu halten. Lesen wir also nachstehenden Artikel, den die Berliner Zeitungen in ihrer ersten Nummer des Befreiungsjahres 1813 den Lesern als französisches Neujahrsgeschenk aus dem Journal de Paris mittheilen; und zwar die Vossische vollständig, die Spenersche aber — darin überhaupt enthaltsamer — nur im Auszuge:

„Die in dem letzten (29.) Bulletin von der großen Armee enthaltenen Nachrichten können nur den Ruhm, womit sie sich in dieser Campagne bedeckt hat, und die Verwunderung vermehren, welche die heroische Standhaftigkeit und das mächtige Genie Sr. M. des Kaisers einflößen. — Es giebt wenige Blätter in der alten und neuern Geschichte, die man in Absicht des Großen, des Erhabenen und des Interesse mit diesem denkwürdigen Bulletin vergleichen kann. Es ist ein historisches Stück von der ersten Gattung. Auf solche Art erzählte Xenophon den Rückzug der Zehntausend, und auf solche Art entwarf Caesar, der zugleich großer Feldherr und großer Schriftsteller war, seine Commentare. Vielleicht ist nie ein auffallenderes Schauspiel gewesen, als das Schauspiel der französischen Armee, die mitten in einem feindlichen Lande ihrer Artillerie, ihrer Transportmittel und beinahe ihrer gesammten Cavallerie durch die Heftigkeit des

Frostes beraubt wurde. In dieser unglücklichen Lage belebt das Genie des Souveräns Alles, sieht Alles voraus und schafft unerwartete Hülfsmittel. Die Feinde, welche die Elemente zu ihren Bundesgenossen haben, werden allenthalben geschlagen, wo sie sich blicken lassen. Der Marsch der französischen Armee, der durch keine Schwierigkeit aufgehalten wird, ist eine Reihe von Triumphen, und die Operationen endigten sich mit einem eclatanten Siege, der alle Besorgnisse zerstreut. Man sieht, wie jene heilige Schaar, welche aus Braven besteht, die unter den Braven gewählt worden, mitten unter den Gefahren jene Standhaftigkeit und Munterkeit beibehält, welche die „von der Natur nicht stark genug geschaffenen Menschen" nicht besitzen, und man bleibt überzeugt, daß bei einem solchen Feldherrn der eventuelle Erfolg dieses Krieges nicht ungewiß sein kann."

Als Gegenbild zu dieser „heiligen Schaar", welche (laut des 29. Bulletins) auf dem Rückzuge „den Kaiser während aller Bewegungen nicht aus den Augen verlor", stand in der nämlichen Berliner Neujahrsnummer ein „Muttergottesbild" bescheiden unter den „Vermischten Nachrichten" der Spenerschen Zeitung. Man las da: „Auf Verlangen des Fürsten Kutosow wurde das Muttergottesbild von Kurks, welches schon einmal das Reich gerettet haben soll, von den Einwohnern jener Stadt öffentlich ins Lager gebracht." —

Die klassische Pariser Zusammenstellung Napoleons mit Xenophon und Caesar findet in den Memoiren Chateaubriands ihre Glosse: „Welcher Aberwitz eines akademischen Gleichnisses! Man sollte nicht murren; denn der furchtbare Jammer, den Napoleon heraufbeschworen, hatte ihm ja Gelegenheit gegeben, sein Talent als Schriftsteller zu zeigen! Nero hat Rom angezündet und dabei den Brand von Troja besungen. Wir hatten es bis zu dem grausamen Hohne einer Schmeichelei gebracht, welche Xenophon und Caesar ihren Gräbern entsteigen ließ, um die ewige Trauer Frankreichs zu verspotten." —

Außer jenem klassischen Artikel des Journal de Paris stand am Neujahrstage 1813 in der Vossischen Zeitung noch ein anderer aus Paris zu lesen. Er lautete: „Se. Majestät der König von Rom haben Ihren erhabenen Vater sprechend bewillkommt. Es war die erste Wortfolge, die der Vater aus

dem Munde dieses erlauchten Kindes vernahm. Die Zusammenkunft mit der Kaiserin war eben so rührend als zärtlich." . . .

Eine Neuigkeit entgegengesetzter Art zeigte sich am Neujahrstage 1813 zu Königsberg in Preußen. Sie war so beschaffen, daß sie damals nicht frischweg in die Zeitungen kommen konnte. Erzählen wir sie nachträglich mit den Worten des damaligen Lieutenants im preußischen Generalstabe, nachmaligen Ritters des Eisernen Kreuzes von Prittwitz (1848 Commandeur des Gardecorps in Berlin und 1849 Oberbefehlshaber über das Reichsheer in Schleswig und Jütland). „Bekanntlich — so schreibt Prittwitz in seinen 1843 erschienenen „Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1813" — bekanntlich war auch Königsberg ein Sammelplatz für die einberufenen Krümper und Rekruten; man konnte hier indeß nur etwas für ihre Bekleidung und nichts für ihre Bewaffnung thun, man mußte sich darauf beschränken, sie in größeren Transporten nach Graudenz abgehen zu lassen. Die Leute trafen übrigens fröhlich und guten Muthes ein, die allgemein gereizte Stimmung der Einwohner gegen die französischen Truppen recht lebhaft theilend. Am 1. Januar des Morgens standen nun 4= bis 500 solcher Krümper und Rekruten am Schloßberge in Königsberg bis zur Schmiedestraße hin in zwei Gliedern aufmarschirt und sperrten dadurch den Eingang zu der hinter ihnen liegenden Schloßkaserne, in welcher die Pferde des Königs von Neapel, seiner Umgebungen und der Gendarmes d'élite standen. Einer der Gendarmes d'élite wollte sich schleunig nach der Kaserne begeben; da ihm indeß nicht augenblicklich Platz gemacht wurde, so versetzte er einem der vor ihm stehenden Rekruten einen so heftigen Stoß mit dem Fuße gegen den empfindlichsten Theil des Unterleibes, daß der junge Mensch sogleich besinnungslos zur Erde fiel. Kaum aber war dies geschehen, so fielen Alle über den Gendarmen her. Er suchte zu entfliehen und gelangte auch in die Kaserne; hier aber fanden seine Verfolger Heu= und Mistgabeln, womit sie ihn bald tödtlich verwundeten. Der König von Neapel stand am Fenster und sah den Vorgang mit an. Er sandte sogleich zwei Offiziere herunter, um die Menge zu beruhigen; allein es wurden ihnen die Degen zerbrochen, die Hüte vom Kopfe geworfen, und kaum konnten sie sich vor noch

ärgeren Mißhandlungen retten. Die Schloßwache, aus einer Compagnie französischer Garde bestehend, war ins Gewehr getreten und schickte sich an, Feuer zu geben. Der König, die immer wachsende Volksmenge bemerkend und wohl das allgemeine Gemetzel scheuend, welches bei der herrschenden Stimmung der Gemüther unfehlbar darauf gefolgt wäre, befahl, daß die Wache sich ruhig verhalten solle; er verlangte nur, daß der preußische Unteroffizier, welcher dem Gendarmen die Glieder nicht gleich öffnen lassen, vor ihn gebracht werden solle. Die unruhige Volksmenge widersetzte sich dem aber und befreite den Unteroffizier. Man ließ nun die Krümper und Rekruten zu ihrer Bestimmung abführen, worauf die Ruhe sich nach und nach wieder herstellte. Der halbtodte Gendarm konnte nicht weiter, als bis auf die Treppe, welche zu den Zimmern des Königs im Schlosse führte, gebracht werden; er verschied kurze Zeit darauf in einem nahe gelegenen Registraturzimmer. . . . Es war zum Mittag eine große Cour — Neujahrs-Gratulation — bei dem Könige von Neapel angesagt. Sie wurde plötzlich abbestellt, wie man glaubte: in Folge des eben erzählten Ereignisses; wie sich später indeß ergab: wahrscheinlich in Folge der eben aus Tilsit eingetroffenen Nachrichten (von Yorks Convention), und schon am Nachmittage reiste der König mit den Notabilitäten des großen Hauptquartiers nach Elbing ab. Die Garde folgte eiligst noch am nämlichen Tage, während das größere Gefolge erst am 2. aufbrach." . . . .

So wurde das Neujahr 1813 in Königsberg, der zweiten Residenzstadt der preußischen Monarchie, angetreten.

Am 2. Januar 1813 hörte der König in Potsdam das erste Wort von der Convention, welche York am zweiten Weihnachtstage mit Diebitsch im Wesentlichen mündlich abgemacht hatte, um sie dann Mittwoch, den 30. December in der Poscherungschen Mühle schriftlich abzuschließen. Der König hatte bestimmt, alle seine Flügel-Adjutanten sollten einer nach dem andern den Krieg in Rußland mitmachen. Nach dem ersten, dem Major von Wrangel war Ende October die Reihe an den Major Grafen Henckel von Donnersmarck gekommen. Ihn sandte York nun mit der ersten Meldung an den König, und schon in diesem Briefe schrieb er: „Handle ich unrecht,

so werde ich meinen alten Kopf ohne Murren zu Ew. Majestät Füßen legen."

Es war, wie Graf Henckel schreibt: „der Augenblick, in welchem der Wendepunkt des Schicksals der preußischen Monarchie eintrat, in dem der erste Schritt in die glorreiche Zukunft geschah, die uns vom tiefsten Fall den Gipfel des Triumphes ersteigen sah! Mit ihm begann das Riesenwerk unserer Befreiung von Tyrannenketten. Der General von York war es, der es unternahm und auf Gefahr des eigenen Kopfes wagte. Tiefe Verehrung müsse darum ewig jeden Preußen durchdringen, wenn er den Namen York aussprechen hört!"

Graf Henckel war von Memel an bis Marienwerder durch die Trümmer der französischen Armee gefahren: sie war ohne Waffen, beinahe ohne Bekleidung, auf Schlitten, an Krücken, ohne Schuhe, mit verbundenen Köpfen. Wenn die Dahinziehenden nicht aus dem Wege wollten, hieben die Postillons sie um die Ohren. Am 2. Januar 1813 — schreibt Henckel weiter — „kam ich durch Berlin, wo ich mich in der Geschwindigkeit auf der Post etwas umzog, und um 3½ Uhr Nachmittags in Potsdam im neuen Garten anlangte, wo der König in der Orangerie gegessen hatte. Zeit Lebens wird mir der Empfang der königlichen Kinder unvergeßlich bleiben; denn man hatte mich den Tag vorher todt gesagt, und nun empfing mich ein Jubel, der mir in diesem Augenblicke vor Rührung die Worte benahm. Der König ging gleich mit mir bei Seite; wie sehr er durch meine Nachrichten überrascht wurde, läßt sich denken. Es war aber auch eine ganz eigene Aufgabe, sich, umgeben von Franzosen, nun zu benehmen. — Der König befahl mir, nach Berlin zu gehen, um den Staatskanzler von Hardenberg von allem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen; Nachts gegen 2 Uhr kam ich am Dönhofsplatze und der Wohnung des Staatskanzlers an. Er war nicht zu Hause; ein Bedienter führte mich zu ihm hin. Des Morgens nach 5 Uhr war ich wieder in Potsdam. — Nachdem ich dem König den Zustand der aufgelösten französischen Armee geschildert, bat ich ihn, die Gnade zu haben, mir ein Cavallerie-Regiment zu geben; unfehlbar würde ich ihm dann einen Theil der Marschälle, Generale und Stabsoffiziere bringen; es sollte dem Kaiser doch schwer werden, diesen Mangel gleich

wieder zu ersetzen. Er erwiderte mir darauf: „Für Sie wäre das ganz schön, für mich aber malhonnête."

Daß die französischen Generale und Offiziere auf ihrem Rückzuge durch Preußen selbst ein Gefühl davon gehabt, das preußische Volk könne leicht auf eigene Faust Vergeltung an ihnen üben: das bezeugen unter vielen anderen Kunden auch die von E. M. Arndt aufgezeichneten Mittheilungen des Präsidenten Schön an Stein. Von Lyck her, wo Kaiser Alexander mit seinem Gefolge weilte, waren Stein und Arndt zusammen „durch's liebe preußische Land hin weiter gegen Nordwesten gefahren"; ihre Schlitten mit doppeltem und dreifachem Vorspann flogen im Lande der Masuren durch Wald und Feld über eine Menge spiegelheller Seen hin. Des Nachts in Gumbinnen angekommen, stieg Stein mit seinem Reisegefährten gleich in Schöns Behausung ab. Aus diesen Tagen seines Aufenthaltes mit Stein in Gumbinnen schreibt E. M. Arndt:

„Höchst ergötzlich waren mir die vielen Erzählungen der jüngstverflossenen Wochen von den Durchzügen der gegen Westen fliehenden Franzosen und von dem Betragen und der Einquartierung der hohen Offiziere, Marschälle, Generale und Intendanten Napoleons, wie sie unter Schöns Augen sich begeben. Man hatte in Gumbinnen für die Vornehmsten und Obersten, wie natürlich, die besten Quartiere bei den angesehensten Bewohnern der Stadt ausgesucht und ihnen die Quartierzettel darauf zugestellt; viele hatten sich aber ohne Wissen vom Präsidenten (Schön) und Polizei unter der Hand an andern Stellen die Nachtwohnung gesucht und bei einem Schuster oder Schneider mit dem Preise von fünf, sechs Thalern für den Nachtschlaf oft ein elendes Stübchen und Bettchen gedungen. „Sie hatten nämlich doch", fuhr Schön fort, „wohl etwas von dem Bewußtsein ihres Uebermuths und der in diesem Lande verübten Frevelthaten im Leibe, und sie fürchteten, da man durch die Quartierzettel eines Jeglichen Namen wußte, nächtlicher Weile leicht aufgehoben und abgeführt oder gar todt geschlagen zu werden. Sie kamen auch wirklich meist in einem so armseligen jämmerlichen Aufzuge an, so zersprengt und einzeln nach einander, mit zerbrochenen Wagen und Geschirr, mit abgetriebenen Pferden, zum Theil gar zu Fuß, ohne irgend einen marschallischen und generalischen

Prunk und Pracht — wie fern von dem Glanz und Stolz, mit welchem sie vor nicht neun Monaten über Weichsel und Niemen gegen Osten gezogen waren, daß sie von ein paar hundert lustigen und wohl berittenen Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: schlagt todt! schlagt todt! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen." — Hier fiel Stein Schön in die Rede: „Aber warum haben Sie die Kerle denn nicht todt schlagen lassen?" — Schön erwiderte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht gethan." — Stein aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen."

Es widerstand dem redlichen Sinne Friedrich Wilhelms, über die französischen Truppen in ihrem Elende herzufallen. „Als von allen Seiten — schreibt Minutoli — die dringendsten Aufforderungen an ihn ergingen, die Umstände zu benutzen, indem ein paar Schwadronen hinreichend wären, um Hunderte von Marschällen, Generalen und Stabsoffizieren und Tausende von Subaltern-Offizieren und Soldaten aufzuheben, und nur wenige Bataillone im Stande sein würden, sich der mit Mannschaft und Geschützen nur schwach besetzten Festungen zu bemächtigen, da verweigerte der König großmüthig eine jede Unternehmung dieser Art. Er gab vielmehr den gemessensten Befehl, daß man den sich zurückziehenden französischen Truppen nicht nur keine Hindernisse in den Weg legen, sondern solchen vielmehr die Hand zu ihrer Verpflegung und sicherem Fortkommen willig bieten solle. — Ein so edles Betragen, welches anfänglich viele Patrioten mit dem größten Unmuth erfüllte, fand späterhin, selbst beim Feinde, gerechte Anerkennung. Denn so sagte unter Andern Ségur: „Die Preußen warteten zwar auf eine passende Gelegenheit, um ein erzwungenes Bündniß zu brechen, und benutzten den ersten Augenblick, der sich dazu darbot; dennoch weigerten sie sich nicht nur, Macdonald auszuliefern, sondern sie wollten ihn auch nicht verlassen, als bis sie ihn so zu sagen aus Rußland herausgezogen, und er in Sicherheit wäre. Macdonald

dagegen merkte wohl, daß man ihn verlassen wollte, ohne jedoch materiellen Beweis davon zu haben, und beharrte dabei, lieber in Tilsit zu bleiben und sich der Gnade der Preußen zu überlassen, als ihnen durch einen allzu raschen Rückzug Veranlassung zum Abfalle zu geben. Die Preußen mißbrauchten dies edle Benehmen nicht. Sie waren abgefallen, aber keine Verräther. Und, was in unserem Jahrhundert und nach so vielem Unglück, wie sie es erduldet hatten, noch als Verdienst gelten kann, sie vereinigten sich nicht mit den Russen. An ihrer eigenen Grenze angekommen, konnten sie sich nicht entschließen, ihrem Besieger in der Vertheidigung des vaterländischen Bodens gegen diejenigen beizustehen, die als seine Befreier erschienen und es auch wurden. Sie blieben neutral, so lange (ich muß es wiederholen) bis Macdonald, Rußland und den Russen entgangen, sich ungehindert zurückziehen konnte."

Dasjenige Exemplar von Ségurs Geschichte der großen Armee (sie erschien 1824 und erlebte in den ersten zehn Jahren zehn Auflagen), welches König Friedrich Wilhelm III. gelesen hat, zeigt verschiedene Randbemerkungen des Lesers, darunter, wie G. W. von Raumer berichtet, auch die nachstehende von des Königs Hand:

„Die That des General York wird dereinst in der Geschichte um so glänzender erscheinen, wenn man sie als Gegenstück zu den zahlreichen Beispielen so vieler Staatsmänner und Befehlshaber betrachtet, welche die ihnen übertragene Gewalt mißbrauchten, indem sie nur ihre eigenen Zwecke und Ideen im Auge hatten, die sich aber, wo es auf Verantwortung ankam, hinter höhere Autorität flüchteten und ihren Fürsten Beschwerden bloßstellten, die zu vermeiden ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Diese Convention bietet ein bedeutsames Beispiel, wie ein treuer Diener, durch die Umstände zu einem selbstständigen Entschlusse gedrängt, seinem Könige die ihm anvertrauten Truppen und seinem Vaterlande die Vortheile einer augenblicklichen Entscheidung sichern, die Nachtheile der Verzögerung abwenden konnte, ohne weiter zu greifen, als ihm gebührte; indem, wenn der von ihm gethane Schritt zurückgethan werden sollte, nichts erforderlich war, als ein einziges Opfer, wozu er sich selbst weihte, auch in diesem Falle wie immer bereit, seine Treue mit seinem Blute zu besiegeln, wie

er sie durch sein ganzes ruhmvolles Leben vor- und nachher bewiesen hat."

Sonach hätte der König selber die beste Rechtfertigung des kühnen Schrittes geschrieben, den York aus Liebe zum Vaterlande that. Vorerst allerdings brachte die Uebereinkunft, welche York auf dem Rückzuge aus Kurland mit den nachrückenden, sein Corps von den Franzosen trennenden Russen unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung eingegangen war, den König in die schwierigste Lage. Noch commandirte Augereau in Berlin, noch war die Hauptstadt, war Spandau, „die Citadelle von Berlin," in der Gewalt der „Verbündeten," aus denen jeden Augenblick rächende Feinde im Herzen des Landes werden konnten! Die preußischen Truppen waren, wie Graf Henckel, Yorks erster Sendbote, schreibt, „in alle vier Winde zerstreut. Der General von York stand neutral bei Tauroggen, General von Bülow hatte sich mit den Truppen nach Hinterpommern gezogen, der König war mit den Garden in Potsdam; mit Ausnahme von Glogau war eigentlich nur Schlesien unser. Doch schon war der Entschluß gefaßt, Alles daran zu setzen, um endlich das Joch abzuschütteln; Alles zu wagen und lieber unterzugehen, als in einem traurigen Zustande zu verkommen. Berlin war indeß noch von den Franzosen besetzt; man war besorgt für die Person des Königs."

Am 5. Januar hatte man in den Berliner Zeitungen gelesen: „Am 2ten dieses traf der königlich preußische Major und Flügel-Adjutant Sr. Maj. des Königs, Herr Graf Henckel von Donnersmark, von dem im Felde stehenden königlich preußischen mobilen Armee-Corps hier ein." — In der nächsten Nummer meldeten sie unter den Angekommenen den „königlich preußischen Major von Thile als Courier von Graudenz." — Dieser, der zweite Eilbote Yorks, gleich am Tage des Abschlusses der Convention (am 30. December) aus Tauroggen abgesandt, am 5. Januar mit Tagesanbruch in Berlin eingetroffen und sofort beim Palais des Königs vorgefahren, überbrachte die Urkunde der Convention und mit ihr ein Schreiben Yorks an den König, welches lautete:

„Durch einen späteren Abmarsch, wie der Marschall, durch die vorgeschriebene Marschdirection von Mitau auf Tilsit, bloß um den Rückzug der siebenten Division zu decken; durch böse Wege und endlich durch ungünstige Witterung in eine höchst

nachtheilige Lage versetzt, habe ich mich genöthigt gesehen, mit dem kaiserlich russischen Generalmajor von Diebitsch die Convention abzuschließen, welche ich Ew. Majestät hiermit allerunterthänigst zu Füßen lege. — Fest überzeugt, daß bei einem weiteren Marsche die Auflösung des ganzen Corps und der Verlust seiner ganzen Artillerie und Bagage eben so unausbleiblich gewesen sein würde, wie bei der großen Armee, glaubte ich als Unterthan Ew. Majestät nur noch auf Allerhöchstdero Interesse und nicht mehr auf das Ihres Verbündeten sehen zu müssen, für den das Corps nur aufgeopfert worden wäre, ohne ihm in seiner Lage noch wahre Hülfe leisten zu können. — Die Convention läßt Ew. Majestät in Höchstihren Entschließungen freien Willen; sie erhält aber Ew. Maj. ein Truppencorps, was der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Werth giebt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkür Ihres Alliirten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablirung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten! Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in einem mit Recht Besorgniß erregenden Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.“

An den Marschall Macdonald, unter dessen Oberbefehl das von ihm commandirte preußische Hülfscorps stand, hatte York aus Tauroggen am 30. December nach Tilsit geschrieben: „Gnädiger Herr (Monseigneur)! Nach sehr mühseligen Märschen ist es mir nicht möglich gewesen, sie fortzusetzen, ohne auf den Flanken und im Rücken gefährdet zu werden. Dies hat die Vereinigung mit Ew. Excellenz verzögert, und da ich zwischen der Alternative wählen mußte, den größten Theil meiner Truppen und alles Material, welches allein meine Subsistenz sichern könnte, zu verlieren oder Alles zu retten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Convention zu schließen, nach welcher die Sammlung der preußischen Truppen in einem Theile Ostpreußens, der sich durch den Rückzug der französischen Armee in der Gewalt der russischen befindet, statt-

finden soll. Die preußischen Truppen werden ein neutrales Corps bilden und sich gegen keinen Theil Feindseligkeiten erlauben. Die künftigen Begebenheiten — Folge der Verhandlungen, welche zwischen den kriegführenden Mächten statthaben müssen — werden über ihr künftiges Schicksal entscheiden. Ich beeile mich, Ew. Excellenz von meinem Schritte in Kenntniß zu setzen, zu dem ich durch gebieterische Umstände (par des circonstances majeures) gezwungen bin. Welches auch das Urtheil sein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird, ich bin darüber wenig in Unruhe. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reiflichste Erwägung schreiben es mir vor; die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich. Indem ich Ihnen, gnädiger Herr, diese Erklärung mache, entledige ich mich der Verpflichtung gegen Sie und bitte Sie, die Versicherung der tiefsten Hochachtung zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe, zu sein Ew. Excellenz gehorsamer Diener, der General-Lieutenant v. York."

In seinem damaligen Hauptquartiere zu Tilsit empfing der Marschall Macdonald am Sylvestertage des Jahres 1812 diesen preußischen Absagebrief — in Tilsit, der Vaterstadt des unglücklichen Friedens, und gerade in dem nämlichen Hause, wo Napoleon fünf Jahre vorher dem König jenen harten Frieden auferlegt hatte. ... Macdonald saß eben beim Frühstücke, neben ihm der Lieutenant von Korff, der Offizier der 32 preußischen Dragoner, welche die Stabswache bei dem Marschall hatten. Ihn entließ Macdonald mit den Worten: „Wie die Dinge jetzt stehen, können Sie nicht länger bei mir bleiben. Führen Sie Ihre Mannschaft über die Memel zurück; dort treffen Sie Ihr Corps und Ihr Regiment."

Er gab dem Offizier der Dragoner, welche zuletzt die Wache bei ihm gehabt hatten, zum Andenken eine emaillirte goldene Dose und für jeden der 32 Mann ein Douceur von zwei Napoleonsd'or. Er wiederholte zum Abschiede seine schon früher ausgesprochene Anerkennung für die tapfern, unter seinem Befehl gestandenen Preußen; er bezeichnete einzelne von ihm gerühmte Kameraden des Herrn von Korff und bat ihn, an solche besondere Grüße auszurichten.

„Es ist möglich," sagte der französische Marschall bei der Trennung, „daß wieder andere Umstände eintreten, und wir uns als Kameraden wiedersehen. Ist es aber bestimmt, daß

wir gegen einander zu Felde ziehen, dann zweifle ich nicht, die Preußen, die ich die Ehre gehabt zu commandiren, werden ihrem vormaligen Feldherrn Ehre machen."

Sie haben sie ihm gemacht — namentlich an der Katzbach, wo York, „der Schwerenöther", wie Blücher ihn nannte, „der wohl brumme, aber auch beiße", die Niederlage Macdonalds mit herbeigeführt hat.

Am 12. Januar las man in den Berliner Zeitungen: „Am 10. d. traf der königlich preußische Rittmeister, Herr Graf von Brandenburg von Graudenz hier ein." Er brachte aus Tilsit, wo Macdonald am 31. December 1812 ab- und York am Neujahrstage eingezogen war, einen dritten Brief des Generals an den König. York schrieb: „Ew. königlichen Majestät melde ich allerunterthänigst, daß ich in Folge der mit dem russischen General Wittgenstein abgeschlossenen Convention mit dem meinem Commando anvertrauten Corps bei Tilsit Cantonirungsquartiere bezogen habe. Der Schritt, den ich gethan, ist ohne Befehl Ew. Majestät geschehen. Die Umstände müssen ihn aber rechtfertigen, selbst dann, wenn meine Person in dem Drange der politischen Rücksichten verurtheilt werden müßte. In der Lage, worin sich das Corps befand, war es mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß es durch gewaltsame Märsche und durch verzweiflungsvolles Schlagen wo nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an die Weichsel kommen mußte. Der Rückzug des Marschalls, der eine gänzliche Flucht war, und die letzten Gefechte bestätigen das Gesagte und sagen deutlich, was zu erwarten stand. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen, den ich eingeschlagen. Auf dem vaterländischen Boden hätten Ew. Majestät Unterthanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergeuden müssen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltirten Eroberers zu tragen. So lange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. Majestät gefährdet, sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon und Bassano (Maret) werden Ew. Majestät zeigen, was von diesem Alliirten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie jetzt bei einer Negociation das kleinste Gewicht in die Waagschale legen könnte, Ew. Majestät

Staaten würden das Losungpfand zum Frieden werden. Das Schicksal will es anders! Ew. Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer aller deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage, daß die Vorsehung dieses große Werk leitet. Der Zeitpunkt aber muß schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu dürfen. In dem Entschluß Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt! Die Negociationen, welche Ew. Majestät Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Gewicht erhalten, wenn Ew. Majestät mit einem entscheidenden und kraftvollen Schritt vorangehn. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Oestreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät ihm vorbahnen. Ew. königliche Majestät haben mich wie einen ruhigen, kalten, sich nie in die Politik mischenden Mann gekannt. So lange Alles im gewöhnlichen Gange war, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen. Das war Pflicht. Die Zeitumstände haben aber ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten bewährten Dieners. Diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird Alles von Neuem beleben und enthusiasmiren, Alles wird sich als alte und rechte Preußen schlagen, und der Thron von Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen. Sind meine Ansichten falsch, so waren es meine Handlungen natürlich auch; sie sind aber so eingerichtet, daß sie auf keinen Fall den Willen Ew. Majestät hemmen können. Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücken soll, oder ob es die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurtheilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. königlichen Majestät, daß ich eben so ruhig auf dem Sandhaufen wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Gnade, bei dem Urtheil, was vielleicht über mich gefällt werden muß, auf meine früheren Dienste keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art es auch sei, ich sterbe immer, wie Ew. kö-

niglichen Majestät allerunterthänigster und getreuester Unterthan York."

Dieser herrliche Brief, ist er nicht wie ein Metallspiegel, aus dem uns das Bild Yorks in seiner ganzen Heldengröße und Felsentreue entgegenstrahlt? — O daß die Nachkommen, nur zu oft arm am Geiste der Väter, sich doch selber daran spiegeln möchten! Haben wir es denn nicht erleben müssen, daß ein in diesem fünfzigsten Jubeljahre zu Berlin gedrucktes „aufrichtiges" Geschichtsbuch von York unter Anderem sagt: „seinen politischen Sympathieen nach altpreußischer Hochtory und vor wenigen Jahren in Königsberg der berüchtigten Perponcherschen Schranzen- und Reactionsclique zugehörig, obwohl durch reiche Welterfahrung über die specifische Bornirtheit des pommersch-märkischen Junkerthums einigermaßen erhoben, und nicht bloß durch das Leben, sondern auch durch Lectüre und Studien gebildet, wenngleich nicht ganz außerhalb des altpreußischen Generals- und Feldmarschalls-Conflicts mit dem Mir und Mich, grimmiger Franzosenhasser, gleich Napoleon Hasser der Ideologie und der Ideologen, obschon ein Verehrer Schillers, Hasser der Steinschen und Scharnhorstschen Neuerungen, der Kosmopoliten, Raisonneurs und Juden — das war der Mann." ... Auf diese Weise, es ist schmerzlich zu sagen, feierte ein liberaler Federheld in diesem Jubeljahre den Mann, von dem gewiß nicht minder, als von irgendwem, das Wort Shakespeares gilt: „Er war ein Mann: nehmt Alles nur in Allem."

Ja, wenn dieser altpreußische Kriegsmann und Feldherr, über dessen Corps Graf Henckel an den König schrieb: „Gott gebe Ew. Majestät 300,000 solcher Truppen, und Sie erobern die Welt!" — wenn York, der schon in seinem ersten Briefe, den 27. December, an den König schrieb: „Handle ich unrecht, so werde ich meinen alten Kopf ohne Murren zu Ew. Majestät Füßen legen" — wenn York, der darauf am 29. die um ihn versammelten Offiziere seines Corps anredete: „Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren; in diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen" — wenn York, der am folgenden Tage, am 30., in seinem zweiten Briefe an den König wiederholte: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich ge-

fehlt haben sollte," und der zu Neujahr in seinem dritten Briefe dem König zuschwur: „er werde auf dem Sandhaufen eben so ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem er grau geworden, die Kugel erwarten" — wenn dieser „alte ächte Preuße", wie er sich selber mit Stolz nennt, in den Augen neumodischer Liberalen als „Reactionär" dasteht: so können alle ächten Preußen nur den Herrn der Heerschaaren anflehen, daß er dem König und dem Vaterland in jeglicher Noth solche „Reactionäre" zur guten Wehr und Waffe gebe.

Auch ein sogenannter „Reactionär" und ein „Märkischer Junker" dazu ist es, der schon citirte damalige Rittmeister, späterhin General F. A. L. von der Marwitz, der als Zeitgenosse von York geschrieben hat: „Wie der Ueberrest der Franzosen die Grenze Preußens erreicht hatte, waren die verfolgenden Russen ihnen an Zahl wenig überlegen (20- bis 30,000), und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie in Verbindung mit den 16- oder 18,000 Preußen unter York, welche nur bis Riga gewesen waren, also gesund zurückkamen, das Königreich Preußen oder wenigstens die Weichsel vertheidigt und gehalten haben würden, zum Ruin unseres Landes und zur ewigen Befestigung der Knechtschaft. Es ist also nicht genug zu preisen und wird lange nicht so erkannt, wie es sollte, daß der General York den mannhaften Entschluß faßte, die Franzosen zu verlassen und mit den Russen eine Convention zu schließen. Hierdurch wurde die Flucht der Franzosen, die an dem Niemen würden Halt gemacht haben, bis an die Oder verlängert, und der erste Anstoß zur Befreiung des Vaterlandes gegeben."

Dieser „Reactionär", in dessen gleichzeitigen Aufzeichnungen das von York geschrieben steht, ist — liberal gesagt — derselbe „specifisch-märkische Junker", der in den letzten Tagen des Aprils 1813 mit der ersten Landwehr in dem preußischen Staate diesseit der Weichsel für König und Vaterland ausmarschirt ist, um als Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse heimzukehren. . . .

Als der Graf von Brandenburg (derselbe, der am 6. November 1850, am zweiten Jahrestage seiner rettenden That in seinem Minister-Hotel in der Wilhelmsstraße zu Berlin gestorben ist, und dessen Lebensgeschichte sagt: „er fiel ein Opfer der Revolution, die er so siegreich bestritten, als ein mann-

hafter Held; denn die Revolution führte zu Demüthigungen, die sein stolzes preußisches Herz nicht zu überwinden vermochte"), als der Graf von Brandenburg, damals noch königlich preußischer Rittmeister, den dritten Brief Yorks an den König nach Berlin trug, da hatten die Berliner Zeitungen schon gemeldet: „Am 3. dieses (Januar) ging der am kaiserlich französischen Hofe accreditirte königlich preußische Gesandte, Herr General-Lieutenant von Krusemark, von hier über Potsdam nach Paris ab."

Dort in Paris hatte der preußische Gesandte Krusemark am 16. Januar 1813 eine Audienz bei Napoleon, über welche G. W. von Raumer aus urkundlichen Quellen berichtet: Napoleon, der die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatte, sich aber heiter und mittheilsam zeigen wollte, fing sogleich an: „Nun, was macht man bei Euch, der General York und sein Abfall?"

Krusemark sprach sich dahin aus: „daß der Vorfall dem König sehr unangenehm sein werde, York sei aber abgeschnitten gewesen; jedenfalls könne man sein Benehmen nicht als Verrath bezeichnen, auch sei die Convention nicht ganz nachtheilig, und York habe sich stets brav geschlagen."

„Das ist wahr," unterbrach der Kaiser, „aber unter gewissen Umständen schlägt sich Jedermann brav; ich beurtheile sein Benehmen aus seinem eigenen Brief an Macdonald. Doch, wie dem sei, es ist die schlimmste Begebenheit, die kommen konnte, weniger in militärischer, als in politischer Beziehung; sie ändert ganz die Lage der Dinge, verlängert den Krieg und giebt den Russen Hoffnung auf ähnliche Abfälle. Man hätte sich am Niemen halten können, denn die Russen sind nicht stark und haben auch sehr gelitten. Jetzt kann man nicht wissen, wohin das Kriegstheater sich wenden wird, und ich muß nun eine neue Armee in größter Stärke aufbringen."

Der Gesandte bemerkte: „York habe doch nur 14,000 Mann gehabt und damit die Russen wohl nicht aufhalten können."

„Doch," versetzte Napoleon, „die Russen sind nicht stark. Yorks Convention ist auch wohl simulirt, wenn aber auch nicht, so ist das Corps doch verloren; die Russen werden es jedenfalls zurückbehalten, und das kann ich ihnen auch nicht verdenken, ich würde es an ihrer Stelle vielleicht eben so machen. Doch die Sache wird sich bald aufklären, man wird

ja sehen — aber was wird Graudenz thun, und werden die andern Corps dem Beispiele folgen?"

Auf diese hastige Frage suchte der Gesandte den Kaiser zu beruhigen: „der König werde gewiß gemessene Befehle geben, daß Jeder seine Pflicht beobachte; aber der Kaiser müsse dabei zu Hülfe kommen, denn die Nation sei allerdings gegen die französische Allianz und der König durch die Lage der Dinge zu großer Rücksicht auf Rußland genöthigt. Das Beste sei ein Friede, denn der nächste Feldzug sei unberechenbar, zumal bei der Stimmung in Deutschland und der besorgten Landung der Schweden."

„Das glaube ich nicht," sagte Napoleon, „der Prinz von Pontecorvo (wie er den Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, nannte) wird nicht gegen Frankreich kriegen wollen. Aber, dies bei Seite gestellt, ich wünsche auch den Frieden, ohne den Krieg zu fürchten. Ich habe allerdings eine zu schlimme Erfahrung gemacht, um nicht genug daran zu haben; ich lasse von meinen Prätensionen ab, ich bin bereit, einen ehrenvollen Frieden zu machen. Er schien mir leicht vor Yorks Abfall; jetzt ist er schwerer, weil Rußland dadurch zu übertriebenen Hoffnungen verlockt wird. Es ist ein großes politisches Evenement" — dies wiederholte Napoleon mehrmals — „wir stehen vielleicht vor großen Ereignissen. Es ist ein Ungewitter, durch das man hindurch muß. Frankreichs bin ich sicher; sein Geschick ist zu sehr an meine Person geknüpft. Uebrigens ist der Friede ein allgemeines Bedürfniß; ich werde dazu thun, was ich kann, und habe dazu Oestreichs Vermittelung angenommen und ihm meine Bedingungen mitgetheilt. Ich will den Tilsiter Frieden revociren; ich werde auch nicht 100,000 Franzosen tödten lassen, um Rußland seine polnischen Provinzen zu entreißen: ich thäte es vielleicht zur Aufrechthaltung des Continentalsystems, aber da ich dies nicht erreichen kann, werde ich nicht so viel meiner Unterthanen für die Herstellung Polens hinopfern, und wenn Rußland vernünftig ist, macht es auch Frieden. Der Krieg hat ihm ungeheure Verluste gebracht; rückt es vor, so macht es denselben Fehler wie ich und kann es wohl noch bereuen. Aber seit Yorks Abfall, und seitdem Alexander den Minister Stein zu sich berufen und stets um sich hat, besorge ich, er werde üblem Rathe folgen. Rußland hat mich zu sehr gefürchtet vor diesem Feld-

zug, jetzt fürchtet es mich zu wenig." — Napoleon äußerte hierauf, daß Rußland wohl ohne England Frieden machen könne, und fuhr dann fort: „Die Bedingungen des Tilsiter Friedens waren hart, ich habe sie dictirt, und es gab geheime Bedingungen, die Sie nicht kennen. Wenn ich darauf beharren wollte und verlangte, daß Rußland England bekriegen solle, würde es vielleicht lieber auch noch Petersburg verbrennen lassen, als darein willigen; so aber, da es seine Unabhängigkeit wieder erlangt hat, warum sollte es nicht Frieden ohne England machen? Freilich wäre ein allgemeiner Friede für die Ruhe Europas das Wünschenswertheste."

Hier unterbrach ihn der Gesandte mit den Worten: „Halten Ew. Majestät ihn denn für unmöglich?"

„Ja," versetzte Napoleon, „ich habe England Alles, was irgend zu verlangen war, angeboten. Ich kenne England genau, es wird nie Frieden machen, denn es will keine französische Seemacht. Es weiß wohl, daß es nicht mehr mit Ludwig XV. zu thun hat, und daß man mir nicht proponiren kann, nur 30 Schiffe zu halten, und daß Frankreich unter mir bald mehrere hundert Seeschiffe haben würde. Deshalb wartet England lieber irgend ein Ereigniß ab und denkt, der Kaiser exponirt sich stets, eine Kanonenkugel kann ihn tödten, dann erreichen wir unser Ziel, und Frankreichs Macht wird zertrümmert. Das sind die Gedanken Englands, die es sich freilich hütet auszusprechen, und deshalb wartet es lieber das Ende des Krieges ab. Viel leichter ist also ein bloßer Continentalfriede, und von Oestreichs Haltung wird er sehr abhängen, wenn es Rußland bedroht. Meine Heirath hat den Stand der Dinge verändert, Oestreich hat nichts mehr von Frankreich, vieles von Rußland zu befürchten. Wenn Oestreich schwankt, dann freilich würde es große Evenements herbeiführen. Der öffentliche Geist in ganz Deutschland taugt nichts; aber die Annäherung der Russen wird das ändern: man wird sich nicht sehr freuen, die Kosaken bei sich zu sehen."

Der Gesandte entgegnete: „er glaube eher, der Einmarsch der Russen werde die Gemüther nur noch mehr exaltiren, Deutschland habe zu sehr gelitten, die Stimmung sei so gereizt, daß jeder Funken einen allgemeinen Brand entzünden könne; nur ein Frieden könne dem vorbeugen."

„Ich bedarf," sagte Napoleon, „auch des Friedens. Ich fürchte aber die Russen nicht, sie haben mir keine Kanonen abgewonnen; verstehen Sie wohl, ich will nicht sagen, daß ich nichts verloren habe, fast meine ganze Artillerie ist darauf gegangen; aber ich weiß meine Armee besser zu führen. Ich habe eine sichere Basis für den Krieg. Setzen wir den schlimmsten Fall, daß ganz Deutschland sich erhöbe, Oestreich, Preußen und Dänemark sich gegen mich erklärten, so ziehe ich mich hinter den Rhein zurück und warte da den Angriff ab; ich würde wohl den Augenblick zu finden wissen, ihn mit Erfolg wieder zu überschreiten. Wer weiß, ob das nicht die beste Chance für meine Größe wäre. Das Glück hat mich in meinem Leben so sehr begünstigt, daß ich wohl annehmen darf, daß dies das beste Mittel wäre, mich noch mehr zu begünstigen. Meine Hülfsmittel sind unermeßlich: ich habe dieses Jahr über 1100 Millionen Francs zu disponiren, die Franzosen sind voll Muth und Energie und werden thun, was ich verlange. Man hat in Wien nicht geglaubt, daß ich eine solche Aushebung wagen würde, und ihr Preußen, habt ihr es geglaubt?"

Krusemark erwiederte: „ja, er wisse, daß Napoleons Anwesenheit in Frankreich und Paris die Nation zu den größten Anstrengungen vermöge."

Napoleon fuhr fort: „Ja, Sie sind schon lange genug hier und kennen das Land; ja, wenn noch mehr geschehen müßte, würde ich die Mittel finden und im Nothfall selbst die Frauen bewaffnen können."

Der Kaiser ging nun auf Preußens allerdings peinliche Lage über: der König werde es aber nicht zu bereuen haben, wenn er an seinem System festhalte. Als Krusemark bei der Erschöpfung Preußens auf eine Geldhülfe drang, vermied Napoleon eine bestimmte Erklärung und kam wieder auf Preußens Lage zurück. „Etwas Gutes wird das Unglück immerhin haben", sagte er, „ich werde die Erfahrung von der Zuverlässigkeit des Königs machen, was ihm nur vortheilhaft sein kann."

Krusemark ergriff die Gelegenheit, von der Erniedrigung Preußens zu sprechen: „der Kaiser habe es zu schwach gemacht und dadurch die Gemüther so erbittert, daß das Gouvernement nicht garantiren könne, was geschehen werde."

Napoleon entgegnete: „Sprechen wir nicht von vergangenen Dingen; mit Energie kann man die Gemüther niederhalten und die öffentliche Meinung lenken." — Der Kaiser fragte nun: wer das Commando der preußischen Armee haben solle, ob etwa Tauenzien, erkundigte sich nach vielen militärischen Details und zeigte dabei ein großes Mißtrauen in den Geist der preußischen Truppen, deren Bravour er sonst sehr lobte. Endlich kam er nach vielen Fragen auf Preußens Lage zurück: nur ein Festhalten am bisherigen politischen System könne Preußen zuletzt wieder eine politische Existenz verschaffen. „Wenn der König mir attachirt bleibt", sagte Napoleon, „wird er gewiß seine politische Existenz wieder gewinnen; wenn er abfällt, wer weiß! Im ersten Fall erfordert mein eigenes Interesse, Frankreich einen nützlichen Alliirten beim künftigen Frieden zu erhalten; der König kann also überzeugt sein, daß wenn ich auf ihn rechnen kann, ich ihm nichts Uebles mehr, sondern Gutes thun will; und ich sehe weit lieber ihn in Deutschland regieren, als einen französischen Prinzen, der die Deutschen nicht zu regieren versteht, der nur Tracasserieen und Sottisen begeht, und dessen ich äußerst satt bin."

Mit dieser seltsamen Andeutung, daß er seinen Bruder, den König von Westfalen, für Preußen aufzuopfern bereit sei, entließ Napoleon den Gesandten, der, wie jeder Preuße, wußte, was auf solche Zusagen Napoleons zu geben sei; und daß dessen Beschluß, bei wiederkehrendem Glücke das ihm so bedrohlich gewordene Preußen zu vernichten, längst feststand.

Zu Ende Januar hatte auch der Fürst Hatzfeld (am 12. „in Aufträgen Sr. Majestät" von Berlin nach Paris abgereist) Audienz bei Napoleon, der sogleich mit der Klage begann, daß York sich habe von den geheimen Gesellschaften influenziren lassen, die überhaupt einen großen Einfluß in Preußen gewonnen hätten. Hatzfeld benutzte diese Aeußerung, um zum Frieden zu rathen: „die deutschen Völker, zumal die Preußen, seien so erbittert und durch die Last so zum Aeußersten getrieben, daß ein allgemeiner Aufstand zu besorgen sei, dessen Folgen unberechenbar wären, und den selbst die in Frankreich immer noch vorhandenen jacobinischen Elemente würden benutzen können."

„Was Sie da von den Gefahren eines Volksaufstandes in Deutschland sagen", versetzte Napoleon, „ist nur zu wahr

und wäre das größte Unglück für euch. Ich kenne den gefährlichen Einfluß der Secten wohl; überall haben sie mit mehr oder weniger Erfolg gewuchert. Uebrigens können Sie glauben, daß ich wegen ähnlicher Bewegungen bei mir vollkommen ruhig bin und sie nicht fürchte: der Franzose schwatzt und raisonnirt, Sie können das alle Tage anhören; bald will er, daß ich hinzöge, China oder Aegypten zu erobern, bald will er, daß ich ruhig hinter dem Rhein bliebe, das beschränkt sich auf Reden; aber der Franzose thut, was ich will, und das genügt." ....

Im Widerspruch damit, daß er der jacobinischen Elemente in Frankreich wegen „vollkommen ruhig sei", stand die Rede, welche Napoleon nach seiner Heimkehr am 20. December 1812 vom Throne herab gehalten hatte, als der Senat und der Staatsrath ihm „den Zoll ihrer Glückwünsche über die glückliche Ankunft Sr. kaiserlichen und königlichen Majestät zu den Füßen des Thrones niedergelegt." Nachdem der Staatsminister Graf Defermon im Namen des Staatsraths gesprochen und dabei das Maletsche Complot berührt hatte, antwortete Napoleon (wie die Vossische Zeitung vom 31. December 1812 mittheilte): „Jener Ideologie, jener nächtlichen (ténébreuse) Metaphysik, welche, mit Spitzfindigkeit den ersten Ursachen nachgrübelnd, auf die Grundlagen ihrer Theorie die Gesetzgebung der Völker bauen will, anstatt der Kenntniß des menschlichen Herzens und den Lehren der Geschichte die Gesetze anzufügen, haben wir alles Unglück und alle Leiden zu verdanken, welche unser schönes Frankreich betroffen haben. Durch dergleichen Irrthümer mußte die Regierung der Blutmänner herbeigeführt werden, und wurde es auch in der That. Wer war es, der den Grundsatz der Insurrection zur Pflicht stempelte! Wer war es, der das Volk berückte, indem er dasselbe zu einer Souveränetät hinaufwand, die es auszuüben außer Stand war! Wer war es, der die Heiligkeit der Gesetze und die Ehrfurcht für dieselben über den Haufen stieß, indem er sie nicht von den heiligen Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Natur der Dinge und der bürgerlichen Rechtspflege, sondern bloß von dem Willen einer Versammlung von Männern abhängen ließ, denen die Kenntniß der bürgerlichen, peinlichen, Verwaltungs-, politischen und militärischen Gesetze völlig fremd war? Wenn man dazu

berufen ist, einen Staat wiederzuschaffen, so muß man Grundsätze befolgen, die diesen schnurstracks zuwiderlaufen. Die Geschichte malt das menschliche Herz; in der Geschichte muß man die Vorzüge und Mängel der verschiedenen Gesetzgebungen aufsuchen. Dieses sind die Grundsätze, die der Staatsrath eines großen Reichs nie aus den Augen verlieren darf; mit denselben muß er einen unerschütterlichen Muth verbinden und gleich den Präsidenten Harlay und Molé bereit sein, im Kampfe für den Souverän, den Thron und die Gesetze zu sterben." — Zur Kennzeichnung der von Napoleon als Beispiel aufgestellten Präsidenten Harlay und Molé wird dabei in der Vossischen Zeitung unter Paris angemerkt: „Achilles von Harlay, geb. 1536, gest. 1616, Parlamentsrath, Parlaments-Präsident und nach dem Tode seines Schwiegervaters Christ. de Thou erster Parlaments-Präsident. Er zeigte sich in diesem Amte der Würde, Größe und Festigkeit der römischen Consuln würdig. Er widersetzte sich der Ligue aus allen Kräften und antwortete dem Oberhaupt derselben, Herzog Guise, mit standhaftem Muthe: „Schändlich ist's, Herr Herzog, daß der Diener den Herrn aus seinem eigenen Hause stoße. Uebrigens machen Sie mit mir, was Ihnen beliebt; meine Seele gehört Gott, mein Herz dem Könige; meinen Körper überlasse ich den Gottlosen, die das Reich zerrütten." — Mathias Molé, geb. 1584, gest. 1656, Parlamentsrath, Präsident, erster Präsident und Siegelbewahrer. In den Unruhen der Fronde unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIV., an dem Tage der Barricaden, versammelte sich das Volk drohend unter seinen Fenstern. Er ließ die Thüren mit den Worten öffnen: „Das Haus des ersten Präsidenten muß Jedermann offen stehen." Man gab ihm die Wuth des Volks zu bedenken: „Sechs Fuß tief in der Erde", gab er zur Antwort, „stellen gegen den größten Feind sicher!" Das waren Männer! Wohl wahr, größer als Krieger und Helden! Der Cardinal von Retz setzt sie über den großen Gustav Adolph, über den großen Condé."

Und gleichwie Napoleon in dieser Thronrede an die Mitglieder seines Staatsrathes zwei todesmuthige Royalisten, zwei feste Säulen des alten Königthums als Vorbilder hinstellte, eben so hatte er in derselben Stunde zu den Senatoren gesprochen: „Das größte Bedürfniß des Staats ist eine

muthvolle Obrigkeit. Unsere Väter hatten zum Losungswort: „Der König ist todt! Es lebe der König! Diese wenigen Worte enthalten die Hauptvorzüge der Monarchie."

Also die erbliche Monarchie pries jetzt Napoleon im Gegensatze zu der Irrlehre von der Volkssouveränetät, welche „die Regierung der Blutmänner herbeiführte", indem sie (das zeigt der Gang der Geschichte) aus der Umänderung des Staats in dessen Umwälzung, aus der Reform in die Revolution, aus der Revolution in die Anarchie drängte. Als die Wurzel „alles Unglücks und aller Leiden des schönen Frankreichs" klagte der Kaiser den revolutionären Schwarmgeist an, der in den Zweigen des Freiheitsbaumes rauschte, und der „das Volk berückte, indem er dasselbe zu einer Souveränetät hinaufwand, die es auszuüben außer Stande war." Mit royalistischen Worten hob er die Vorzüge der Monarchie hervor, und zwei königstreue Männer ließ er als nachahmungswerthes Beispiel leuchten!

Um so merkwürdiger, wenn wir uns dabei erinnern, wie er, Napoleon, selber während der Schreckenszeit der französischen Revolution als „Brutus Buonaparte" die Rolle eines Jacobiners gespielt hat. Ein kurzer Rückblick auf die ersten Stationen seiner Laufbahn zeige uns, wie aus dem Brutus ein Caesar ward. . . . Als die Revolution entbrannte, hatte er, wie er als Kaiser sagte, die Ehre, ein einfacher Artillerie-Lieutenant zu sein. Kaum zwanzig Jahre alt, der zweite Sohn eines reicher mit Kindern, als mit Gütern gesegneten Advocaten auf Corsica; ohne andere Aussicht in die Welt, als die, welche sich in seinem Degen spiegelte; der karge Sold sein einziges Vermögen; Plutarch sein Gesellschafter, und die Helden des Alterthums seine Vorbilder: so erscheint der kleine, knappe fünf Fuß hohe, schmächtige Offizier mit dem corsischen Gesicht, den scharfen Augen und dem fremdartigen Wesen als „ein junger Mann von antikem Gusse", wie sein corsischer Landsmann Paoli von ihm sagt. Gierig nach Ruhm, hat er diesen, weil er ihn noch nicht mit dem Degen finden kann, einstweilen mit der Feder gesucht, hat sich als Schriftsteller um den von der Lyoner Akademie ausgesetzten Preis beworben und ihn gewonnen durch seine Beantwortung der Frage: „Mittels welcher Grundsätze und Staats-Einrichtungen kann das Menschengeschlecht zur höchsten

Glückseligkeit gelangen?" Der junge Offizier hat wohl anders, als der nachmalige Kaiser, über die besten Staatsformen gedacht. Denn als sein Minister Talleyrand ihm nach Jahren jene glücklich aus dem Staub der akademischen Maculatur aufgestöberte, gekrönte Preisschrift mit krummem Rücken überreicht, da reißt sie Napoleon in Stücke, sobald er einige Zeilen überflogen hat. Das die vernichtende Kritik des Kaisers über die literarischen Allotria des Lieutenants. Auch eine andere Schrift, zur Zeit der Schreckensherrschaft von Brutus Buonaparte verfaßt: „Le souper de Beaucaire", worin Marat mit einem politischen Gegner kannegießert und ihm mit den Grundsätzen der Jacobiner den Mund stopft, auch diese erzrevolutionäre Stylübung des damaligen Artillerie-Hauptmanns Buonaparte fand so wenig Gnade vor den Augen des Kaisers Napoleon, daß er alle irgend noch aufzutreibenden Exemplare zu sammeln und zu vertilgen befahl. — Ja, der junge Offizier, der in Zukunft seinen Degen als Zepter über das Reich der Revolution strecken sollte, versuchte sein Glück zuerst als Demokrat: einen Urlaub, den er in seiner Heimath zubrachte, benutzte er nicht bloß zu einem schwärmerischen Gedicht auf die Freiheit und zur Abfassung eines rothen Pamphlets gegen den corsischen Adels-Deputirten, den Grafen Matteo Buttafuoco, der in der National-Versammlung mit den Aristokraten gestimmt; sondern er hielt auch Reden in den Clubs, schrieb Adressen, half Stimmen werben, die National-Garde organisiren und bekämpfte als erwählter zweiter Bataillons-Chef die aristokratische Partei in Ajaccio mit den Waffen in der Hand. Er hat gesehen, wie in Paris eine bisher unbekannte Größe nach der andern obenauf kommt, empor geschwellt von der hoch und höher gehenden Woge der Revolution. Und schon zuckt in seiner vor Ehrgeiz fiebernden Seele ein Caesarisches Gelüst: dort in der Hauptstadt Frankreichs der Erste zu sein, dazu ist noch keine Aussicht für ihn — so will er wenigstens auf Corsica an der Spitze der Bewegung marschiren. Er will, als es bis zum Bürgerkriege kommt, seine Vaterstadt Ajaccio, den Herd der aristokratischen Partei, mit bewaffneter Hand nehmen, wird aber zurückgeschlagen und sammt seiner Familie aus Corsica vertrieben. Ein kleines Schiff trägt den zukünftigen Caesar und sein Glück nach Nizza, mit ihm seine vier Brüder, darunter

drei zukünftige Könige von Napoleons Gnaden, und seine drei Schwestern, darunter eine zukünftige Königin. Von Nizza weiter nach Marseille, wo bittere Armuth der Verbannten harrt. Ihre Heerden, ihre Weingärten, Alles, was sie ihr eigen genannt, war die Beute der corsischen Rache geworden, ihr Leben nur gerettet durch den treuen Beistand jenes Corsen Costa, den Napoleon dafür noch in seinem Testamente mit 100,000 Francs bedachte. Sein Vaterhaus in Ajaccio, rein ausgeplündert, soll späterhin den englischen Truppen als Caserne gedient haben.

Wie erzählt wird, hätten die Engländer, von der aristokratischen Partei auf Corsica herbeigerufen, zu dieser ersten Niederlage und Verbannung Buonapartes geholfen: also derselbe Feind, der ihm mit den Preußen bei Waterloo die letzte Niederlage bereitete; derselbe Feind, der ihn an den Fels der Verbannung auf St. Helena kettete. — Das Schreckensjahr 1793, welches das Haupt des Königs unter der Guillotine fallen und die eine Hälfte Frankreichs gegen die andere im Bürgerkriege wüthen sieht, findet den Capitän Buonaparte als erklärten Jacobiner. Er hat den Namen Napoleon abgeworfen und nennt sich jetzt Brutus Buonaparte. Von Nizza aus zieht er mit dem Convents-Heere gegen die Royalisten und Girondisten im südlichen Frankreich: die Anhänger der königlichen Partei, ja sogar die der gemäßigten republikanischen Partei sind in seinen Augen „Verräther.“ Ganz im rothglühenden Jacobiner-Style des Tages schreibt er an zwei Convents-Deputirte, an Robespierre den Jüngern und Fréron: „Bürger-Repräsentanten! Vom Felde der Ehre aus, marschirend im Blute der Verräther, melde ich Euch mit Freuden, daß Eure Befehle vollstreckt sind, und daß Frankreich gerächt ist. Weder das Alter, noch das Geschlecht ist verschont worden. (Ni l'age ni le sexe n'ont été épargnés.) Diejenigen, welche von den Kanonen der Republik blos verwundet worden, sind in die andere Welt geschickt (dépêchés) durch das Schwert der Freiheit und das Bajonett der Gleichheit. Brutus Buonaparte, citoyen sansculotte.“ Im Stillen freilich murrt Brutus gegen die sich wie Feldherren geberdenden Convents-Deputirten und ihre Creaturen. Als er dort bei der Belagerung Toulons, dieser Vaterstadt seines jungen Kriegsruhmes, das Geschütz commandirt, da entfährt ihm ein-

mal der gefährliche Ausruf: „Wir brauchen hier den Degen eines Feldherrn, und man schickt uns Pinsel und Lancette.“ Der Pinsel war ein Seitenhieb auf den abberufenen General Cartaux, einen früheren Maler und jacobinischen Zungenhelden; die Lancette ein Stich auf den diesen Pinsel ersetzenden, eben so untauglichen General Doppet, einen ehemaligen Arzt und Club-Redner, der zum Glück bald von dem alten Haudegen Dugommier abgelöst ward. Zum Glück auch für Brutus. Denn der „Doctor Doppet“, geübter im Denunciren, als im Commandiren, hatte schon gemurmelt: er werde dem Cidevant-Adeligen, dem corsischen Verräther, der erzaristokratische Reden führe, die Kollerader schlagen lassen durch die Guillotine! Dagegen Dugommier, der alte tapfere Degen, ergraut im Kriegshandwerk, fühlt sich magnetisch angezogen von dem jungen. Im Sturme auf das Bollwerk, wo Buonaparte ihm zugerufen: „Morgen Abend essen wir in Toulon!“ hat er etwas von dem Adler des zukünftigen Caesars rauschen hören, und als Toulon, das Zeughaus der französischen Seemacht, den Engländern wieder abgenommen ist, da schreibt der wackere General an den Wohlfahrts-Ausschuß: „Belohnt und befördert diesen jungen Mann; denn, wenn Ihr ihn mit Undank bezahlt, so wird er sich selber befördern.“ In der That war der junge Offizier unter den Wällen Toulons schon zum Obersten aufgerückt; aber die eitlen Volks-Repräsentanten hatten seine kriegerische Ueberlegenheit mit Stillschweigen gestraft, hatten in ihrem Bericht an den National-Convent nichts von Buonaparte, dafür aber von sich gemeldet: „Auf unsern Ruf eilte Alles zum Siege!“ Der Convent war diesmal so klug, mehr auf die Stimme des Generals zu hören, als auf die der martialischen Deputirten dort, von denen Napoleon erzählt: sie seien, den Säbel in der Hand und einher stolzirend wie Räuber, drei Stunden nach dem Kampfe gekommen, um der Armee ihr Compliment zu machen. Der Convent beförderte den Obersten Buonaparte zum Brigade-General bei der Artillerie und übertrug ihm im März 1794 den Oberbefehl über die Artillerie bei der französischen Armee in Italien.

Indessen fährt der Saturn der Revolution fort, seine eigenen Kinder der Reihe nach zu verschlingen. Nachdem die Girondisten und die Jacobiner, die zahmen und die wilden

Revolutionäre, zusammen die Monarchie gestürzt, jene durch ihre Reden, diese durch ihre Fäuste; nachdem dann die Jacobiner die Henker der Girondisten geworden, kommt jetzt die Guillotine über die Jacobiner, um die bisherigen Schlächter zu schlachten. Danton, so lange das Haupt der Schreckens-Partei; Danton, dessen Donnerstimme zuerst gebrüllt: „Energie, blutige Energie müßt Ihr zeigen, die Feinde innen und außen durch Schrecken schlagen!" Danton, der Stürmer, fällt durch Robespierre, den Schleicher. Aber auf dem Henkerkarren prophezeit er: „Ich ziehe Robespierre nach mir, wie das Schiff den Nachen." Und wenige Monate nachher (in den letzten Julitagen 1794) liegt Robespierre selber auf dem Karren, die Kinnlade zerschossen von der Kugel, welche sich gesträubt hat, dem Beile zuvor zu kommen. Neben ihm sein Bruder, beide Beine zerbrochen von dem Fehlsprung aus dem Fenster. Und vor dem Karren her singen und tanzen frohlockende Volkshaufen die Carmagnole, tanzt und schreit ein Weib, wie vor Freude trunken, schreit: „Herunter mit Dir in die Hölle, der Du verflucht bist von allen Müttern, von allen Frauen und allen Töchtern!" So erfüllt sich das Wort des guillotinirten Lasource: „Ich sterbe an dem Tage, an dem Frankreich den Verstand verloren hat; Ihr sterbt an dem Tage, an dem es ihn wiederfindet."

Zehn Tage nach dem Sturz der Schreckensherrschaft finden wir Brutus Buonaparte als Gefangenen der Republik: das Beil schwebt über seinem Haupte. Die Getreuen Robespierres sind von der an's Ruder gekommenen Gegenpartei über Bord geworfen, die zur Armee deputirten Schreckensmänner von den Genossen der Gegenpartei abgelöst, und die neuen Convents-Deputirten bei dem Heere in Italien haben sofort decretirt, den General Buonaparte zu verhaften und ihn an den Wohlfahrts-Ausschuß in Paris abzuliefern. Das Decret, in dem sich die Verfassung der republikanischen Armee spiegelt, lautet:

„In Erwägung, daß der General Buonaparte, Ober-Befehlshaber der Artillerie von der Armee in Italien, durch das verdächtigste Benehmen und besonders durch die Reise, welche er letzthin nach Genua unternommen, ihr Vertrauen ganz und gar verloren hat, beschließen die Volks-Repräsentanten bei der Armee von den Alpen und Italien wie folgt:

Der Brigade=General Buonaparte ist vorläufig (provisoirement) abgesetzt; er wird durch die Dienstbeflissenheit und unter Verantwortlichkeit des Generals en chef der besagten Armee in Verhaft genommen und unter guter und sicherer Escorte an den Wohlfahrts=Ausschuß in Paris ausgeliefert; alle seine Papiere und Sachen werden versiegelt, ein Verzeichniß davon wird durch die von den Volks=Repräsentanten Salicetti und Albitte dazu ernannten Commissionäre aufgenommen und alle diejenigen Papiere, welche verdächtig erscheinen, werden dem Wohlfahrts=Ausschuß übersandt. Ausgefertigt Barceloneta, den 19. Thermidor im zweiten Jahre der einen, untheilbaren und demokratischen französischen Republik. (Gezeichnet:) Albitte, Salicetti, Laporte. Die gleichlautende Abschrift bezeugt der General en chef der italienischen Armee. (Gezeichnet:) Dumerbion."

Auf Befehl der abberufenen Volks=Repräsentanten war der General Buonaparte im militärischen Auftrage nach Genua gegangen; auf Befehl der jetzigen Volks=Repräsentanten ging es dafür als dringend Verdächtiger in's Gefängniß mit der Aussicht auf die Guillotine. Schon der Umstand, daß er von Toulon her mit dem Bruder Robespierres befreundet gewesen, reichte hin, den Verdächtigen zum Strafbaren zu stempeln, und das Revolutions=Tribunal erkannte nur auf eine Strafe, den Tod. Vor der Hand nach Nizza gebracht, sitzt er dort 14 Tage gefangen. Inzwischen erhalten die Volks=Repräsentanten einen Wink: die italienische Armee verliere in Brutus ihren besten Kopf; er sei es ja, der dem General en chef den Plan zu dem siegreichen Feldzuge in die Hand gesteckt. Ein zweiter Beschluß der Volks=Repräsentanten setzt den Gefangenen wieder vorläufig (provisoirement) in Freiheit: in Erwägung, daß der General Buonaparte sich durch seine militärischen Fähigkeiten der Republik noch nützlich erweisen könne. — Er sieht ein, Brutus ist nicht mehr zeitgemäß; er entsagt dem gefährlichen Namen, unter dem er mit dem jüngeren Robespierre correspondirt hat, und nennt sich reactionärer Weise wieder Napoleon. Erst provisorisch festgesetzt, dann provisorisch freigelassen, sieht er sich bald darauf definitiv zurückgesetzt. Ein alter Camerad von ihm, der Artillerie=Capitän Aubry, der, während Buonaparte im Felde stand, im Convent saß, ist damals von ihm beim Avancement übersprungen, jetzt aber durch

die neue Wendung der revolutionären Dinge Vorsitzender im Kriegs-Comité des Wohlfahrts-Ausschusses geworden. Um zu zeigen, daß er sich auf's Kriegswesen verstehe, macht Aubry eine neue Rangliste der republikanischen Armee und sich selber darin zum General der Artillerie, indem er sich an Buonapartes Stelle und diesen zur Infanterie der West-Armee (in der Vendée) versetzt. Als Buonaparte nach Paris kommt, um Einspruch zu thun, sagt ihm Camerad Aubry: es gehe jetzt nach der Anciennität; er (Buonaparte) sei noch zu jung, erst müßten ältere vorrücken. Die anzügliche Antwort des jungen Generals ist: „Im Felde altert man rascher, als im Convent." Und die Folge davon ist, daß der dictatorische Wohlfahrts-Ausschuß decretirt: in Erwägung, daß der General Buonaparte sich geweigert, auf seinen Posten abzugehen, sei derselbe aus der Liste der angestellten Generale gestrichen. Der plötzlich entlassene General verkauft erst Wagen und Pferde, dann, als diese aufgezehrt sind, seine Bücher. Er lebt „wie ein armer Student," zurückgezogen, vergessen, bis Barras sich seiner am Vorabend des 13. Vendémiaire (5. October 1795) erinnert. Tags darauf erwirbt der abgedankte Artillerie-General sich den heißen Dank des Convents, indem er den Aufstand der Pariser Sectionen erstickt im Feuer der von dem Rittmeister Murat über Nacht herbeigeholten 40 Kanonen und im Blute der von ihm niedergeschlagenen und entwaffneten Nationalgarden. Die Sectionen (Stadtviertel von Paris), welche an ihm ihren Herrn gefunden, schelten ihn den „Kartätscher" (Mitrailleur); der Convent begrüßt ihn, als er von der Straßenschlacht in den Sitzungssaal kommt, als den „Retter der Versammlung, der Republik und des Vaterlandes," ernennt ihn zum General der Armee des Innern und dann, beim Ausbruch des neuen Krieges mit Oesterreich, zum Ober-General der Armee in Italien. Dort findet er das republikanische Heer abgerissen, ausgehungert, verwildert, ähnlicher einer Räuberbande, als einer Armee. Ein zweiter Hannibal, vertröstet er in seiner Proclamation die Soldaten auf „die Ernte von Ueberfluß und Ruhm in der fruchtbarsten Ebene der Welt," wohin er sie zu führen verspricht. Er vollführt, was er ihnen verheißen. Aber der Begriff Volk lebt für den ehemaligen Jacobiner nur noch in seinem Kriegsvolke. Gegen alles übrige Volk ist er, wo es sich gegen ihn erhebt, der

Schreckensmann in Waffen. So in Mailand, als das Volk hinter seinem Rücken aufgestanden. Rasch wieder da, stellt er die Ruhe wieder her durch Auspeitschen und Erschießen der Aufständischen und dadurch, daß er die Corporationen verantwortlich macht für ihre Mitglieder. Bei dem nächsten Aufstande, droht er, werde er je den dritten Mann von ihnen blutig peitschen lassen und je den zehnten erschießen. Und daß er der Mann sei, diese Drohungen zu verwirklichen, bewies er in Pavia. Mit Kartätschen verjagt er dort die Insurgenten von den Wällen, läßt das Thor der Stadt mit Aexten spalten, die Häuser durch Fußvolk, die Straßen durch Reiterei nehmen, und als nun der Magistrat eilends kommt, um seine Ergebung zu versichern, da ist die barsche Antwort Buonapartes: „Das hätten sie thun sollen, als er noch draußen vor den Thoren gestanden. Wozu sie an der Spitze der Stadt ständen, wenn sie nicht einmal Ordnung halten könnten? Er werde reinen Tisch machen.“ Er machte ihn mit der Hand des Schreckens: er ließ die Häuser plündern, die Stadt in Brand stecken, je den zehnten Mann der Besatzung erschießen und ihren Commandanten dazu. Das war die Freiheit, das die Vernichtung der Tyrannei, welche er den Völkern Italiens verheißen hatte. Und wie in Frankreich und Italien, ebenso nachher in Aegypten schlägt er jede Volkserhebung gegen ihn durch den Schrecken zu Boden: gerade auf die große Moschee, den Sitz der Aufständischen, richtet er in Kairo seine Kanonen. Aus Aegypten heimgekehrt, setzt er in dem republikanischen Kalender den 18. Brumaire (10. November) 1799 hinter den 13. Vendémiaire. Vor vier Jahren war es das „souveräne Volk,“ welches der Ex-Brutus mit Kartätschen von den Straßen fegte; jetzt sind es die Volks-Tribunen, welche er mit seinen Bajonetten zu Thür und Fenster hinaustreibt. Und bei der ersten Sitzung, welche dann der neue Consul Buonaparte in dem dreiköpfigen Consulate hält, nimmt er selbst ohne Weiteres den Vorsitz ein, zeigt sich am grünen Tische wie auf dem Schlachtfelde als Oberhaupt, so daß sein Mit-Consul Sieyes, bisher als „politischer Großvater der Revolution“ angesehen, ganz verdutzt nach der Sitzung seinen Freunden zuflüstert: „Jetzt haben wir einen Herrn.“

Consul dem Namen nach, Alleinherrscher in der That, bändigt er das zügellose, verwilderte Frankreich, indem er es

zu einer mechanischen Ruhe und Ordnung zwingt und es fest im Zaume seiner Militär-Dictatur hält. Die „demokratische Republik", der sogenannte Freistaat, der sich dem Zepter des Königs entwachsen dünkt, hat sich selbst die eiserne Ruthe gebunden. Denn derselbe Demokrat, der in seiner Mißtrauens-Adresse an den Deputirten der corsischen Aristokratie, den Grafen Buttafuoco schrieb: „O Lameth, o Robespierre, o Petion, o Mirabeau, o Barnave, o Bailley, o Lafayette! Seht, das ist der Mensch, welcher es wagt, an Eurer Seite zu sitzen. Ganz vom Blute seiner Brüder triefend, stellt er sich frech unter dem Generalskleide, dem ungerechten Lohne seiner Schurkereien dar. Er wagt es, sich den Repräsentanten des Volkes zu nennen; er, der dasselbe verkauft hat, und Ihr duldet es!" — derselbe Revolutionär, der von Corsica an den Convent schrieb: „Repräsentanten! Ihr seid die wahren Organe der Volkssouveränetät; alle Eure Decrete sind von dem Volke dictirt" — er läßt den Sitzungssaal der Volks-Tribunen durch seine Grenadier-Mützen stürmen, wie sie einst den Palast des Königs durch ihre Jacobiner-Mützen; er erstickt ihre Stimmen, die ihm entgegenschreien: „Nieder mit dem Tyrannen! In die Acht den neuen Cromwell!" — er erstickt ihre Stimmen durch Trommelschlag, wie einst die Königsmörder die des sterbenden Ludwigs; er nimmt die Rednerbühne, wo sie eben seinen Tod decretiren wollen, zur Stufe seines Gewaltschrittes und steht nun als einziger Gesetzgeber und Regent an der Spitze des „Bürgerreichs", um es in Zeit von noch nicht fünf Jahren auch dem Namen nach zu dem zu machen, was es schon jetzt unter seiner Dictatur ist, zum unumschränkten Kaiserreiche.

So häutete sich der Brutus zum Caesar. Und dieser Fortschritt ist es, dessen gewaltsame Fußtapfen wir unseren Lesern zeigen wollten, zeigen in der Parallele mit jener Thronrede vom 20. December 1812, worin er die revolutionäre Ausgeburt der Volkssouveränetät verwirft, die Tafel der „bloß von dem Willen einer Versammlung abhängenden Gesetze" zerschlägt und Grundsätze aufstellt, welche dem ideologischen Sinai in der Wüste der Revolution „schnurstracks zuwiderlaufen." . . .

Wir fahren nun fort in der Schilderung des preußischen Neujahrs 1813, anknüpfend an Napoleons Wort zum

preußischen Gesandten in Paris: „Nun, was macht man bei Euch; der General York und sein Abfall?" — Am 2. Januar, in der vierten Nachmittagsstunde, hatte der König, wie wir gesehen, in der Orangerie des Neuen Gartens zu Potsdam durch den Major Grafen Henckel die erste Meldung von Yorks Uebereinkunft mit Diebitsch empfangen; am 5. früh überbrachte ihm der Major von Thiele die Schrift der abgeschlossenen Convention, und am 10. der Rittmeister Graf Brandenburg den dritten Brief Yorks, worin der preußische General den Schritt, den er ohne Befehl, aber mit Vorbehalt der Genehmigung Sr. Majestät gethan, als einen durch die Umstände gerechtfertigten erklärte, „selbst dann, wenn seine Person in dem Drange der politischen Rücksichten verurtheilt werden müßte." Hören wir nun von einem Augenzeugen, wie es dem Yorkschen Corps in den Tagen vor der Convention, auf dem von Macdonald vorgeschriebenen Marsche von Mitau auf Tilsit ergangen ist. Der Major Graf Henckel, der diesen Marsch vom 20. December Abends bis 27. December Mittags mitgemacht hat, schreibt in seinem Tagebuche vom 20. December 1812: „Der Marsch ging die Nacht durch auf Calwe, wo wir um vier und ein halb Uhr Morgens ankamen. Die Arrièregarde bis Elley. Das Hauptquartier des Marschalls war in Evosky. Major von Borcke, welcher sein Bataillon in Tuckum zusammengezogen, marschirte heute früh ab und sollte in zwei Märschen zur Deckung der Bagage in Frauenburg eintreffen. Unser Nachtmarsch bei 23 bis 24 Grad Kälte und einer ungeheuren Glätte war ein überaus beschwerlicher und für die Truppen verderblicher. Wir ließen an 800 Mann theils erfroren, theils an einzelnen Gliedern unbrauchbar, unterweges liegen. Die allergeringste Erhabenheit im Wege hielt stets die ganze Colonne auf; die Pferde wurden sehr bald stumpf, so daß kein Geschütz herauf- und heruntergebracht werden konnte, ohne von den anderen Geschützen Pferde abzuspannen und vorzulegen. Dies steigerte sich mit jedem Tage, so daß wir zuletzt nur mit Mühe eine bis anderthalb Meile täglich machen konnten. Hierzu kam noch, daß man die Truppen nicht gut bivouacquiren lassen konnte, und bei der Unkenntniß der Gegend und ohne Boten die einzelnen Bataillone lange suchen mußten, ehe sie ihr Nachtquartier fanden. — Es erscheint mir als ein großer

Fehler des Marschalls Macdonald, daß er mit den fremden Truppen und einem sehr geringen Theile von uns vorausgeht und uns nachziehen läßt. Ohne es zu wollen, zwingt er uns mit diesen Anordnungen und bei der Schwierigkeit der Märsche, allmälich immer mehr von ihm abzukommen. Und wenn nun ohnehin schon unsere ganze Stellung zu der französischen Armee eine falsche war, so stößt er uns so zu sagen mit Gewalt dazu, ganz von den Russen umgeben, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, diese falschen, unseren Neigungen zuwider laufenden Verhältnisse aufzugeben. — Den 23. December über Szawle. Der Marsch wurde durch die Kälte und schlechten Wege so aufgehalten, daß der General von York beschloß, in zwei Colonnen zu marschiren, wovon die eine unter dem General von Kleist über Kurtowiani nach Koltiniani, und General von York selbst mit der andern über Podubiecz und Kelin nach Nimokst marschiren wollte. General von Kleist kam bis Kurtowiani, General von York bloß bis Podubiecz. — Den 24. December blieb das Corps in zwei Colonnen getheilt. Die unter General von Kleist bis Wenghowa; die unter General von York bis Kelin. — 25. December. Blieb das Corps in zwei Colonnen; über Kroschy, wo sie wieder zusammenstießen, gegen Koltiniani vor. Bis hierher war das Trainfuhrwesen mit der äußersten Noth gefolgt. Wir mußten nämlich Alles von Mitau aus auf Train- und Vorspannwagen mitnehmen; hierzu kam die große Anzahl Kranker, die wir schon von Mitau mitgenommen, und die unterwegs, meist an erfrornen Gliedern, zum Erschrecken zugenommen hatten. Dieser ganze Zug dehnte sich über eine Meile aus und hielt daher unsere Bewegungen, die schon langsam genug gingen, ungemein auf. Da stieß unvermuthet die Avantgarde eine halbe Meile von Koltiniani auf das feindliche Corps des Generals von Diebitsch."

Diebitsch, von Geburt ein Preuße (aus Groß-Leipe in Schlesien) und ein Zögling des Cadettenhauses zu Berlin, war 1801 seinem Vater, der von Kaiser Paul als General nach St. Petersburg berufen worden, in russische Dienste gefolgt. Seiner kleinen Statur wegen von der russischen Garde zum Generalstabe versetzt, hatte er hier geistig so hervorgeragt, daß er bald zum Obersten befördert wurde und dann im Laufe des Feldzuges von 1812 groß genug erschien,

um mit 27 Jahren General zu werden. Bei der Ende December von Diebitsch befehligten Avantgarde befand sich unter andern Preußen, welche beim Ausbruch des Krieges in russische Dienste getreten, auch der Oberst-Lieutenant von Clausewitz. Dieser, im Auftrage Diebitschs mit York unterhandelnd und beim Abschlusse der Convention zugegen, schreibt als classischer Zeuge über den thatsächlichen Hergang:

„Diebitsch hörte den 24. December, daß die Arrièregarde Macdonalds sich in Wengkowo befinde, und beschloß, sich ihr den folgenden Tag bei Koltiniani vorzulegen. Er brach früh auf und erreichte diesen Punkt Morgens um 10 Uhr. Man stieß auf einige preußische Marketender, welche zu der Truppe des Generals Massenbach gehörten. Sie sagten aus, daß eine Arrièregarde von zwei Schwadronen Husaren und zwei Compagnieen Jäger noch zurück, alles Uebrige aber schon durch sei. General Diebitsch stellte sich auf, um dieser Arrièregarde den Rückweg abzuschneiden. Clausewitz, welcher zwei Brüder beim preußischen Corps hatte, von welchen der ältere Major war und die beim Corps befindlichen Jäger befehligte, konnte mit hoher Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß dieser als ein guter Vorposten-Offizier der Befehlshaber der ganzen Arrièregarde sein werde. Der Gedanke, ihn hier vielleicht gefangen genommen zu sehen, hatte etwas viel Schmerzlicheres, als der Gedanke, sich Tage lang im Feuergefecht einander gegenüber zu befinden. Es war ihm daher ein unbeschreibliches Vergnügen, als andere eingebrachte Nachzügler aussagten, die Arrièregarde bestehe aus vier Bataillonen Infanterie, zwei Schwadronen Cavallerie und einer Batterie und stehe unter dem Befehle des Generals Kleist.

General Diebitsch an der Spitze von 1400 Mann, weit umher von keiner andern Truppe unterstützt, hatte wohl keine Aussicht, dieser Arrièregarde viel anzuhaben; indessen wollte er, wie man im L'Hombrespiel thut, einen kleinen Trumpf ausspielen, um zu sehen, wie die Karten ausgetheilt seien. Er fragte Clausewitz, ob er als Parlamentär zum General Kleist reiten wolle. Clausewitz erwiederte ihm, daß er als russischer Offizier natürlich jeden Dienst übernehmen werde, den der General ihm auftrage, daß es ihm aber allerdings lieber sei, wenn dieser einen liefländischen oder kurländischen Offizier hinschicken wolle, die der Sprache ja eben so kundig

seien, und wobei der erste Eindruck dem preußischen General wahrscheinlich weniger unangenehm sein werde, als wenn die Anträge von einem derjenigen preußischen Offiziere gebracht würden, die beim Ausbruch des Krieges zur großen Mißbilligung der meisten preußischen Generale den Dienst verlassen hatten, um in den russischen zu treten. General Diebitsch fühlte dies nicht minder und schickte daher den Major von Reune hinüber. Dieser sollte dem General Kleist vorstellen, daß ihm der gerade Weg durch ein ansehnliches Detachement verlegt sei, daß es Mittel geben werde, sich zu verständigen und unnützes Blutvergießen zu vermeiden, und daß der General Diebitsch daher wünsche, eine Unterredung mit dem General Kleist zu haben. Der Major von Reune kam mit der Antwort zurück, daß der General von Kleist sich auf keine Unterredung einlassen könne, weil er nicht der Commandirende sei, daß der General York selbst noch zurück sei und den Abend eintreffen werde, daß man bis dahin die Sache auf sich beruhen lassen wolle. Nun war es klar, daß man nicht die Arrièregarde, sondern die Hauptmacht des preußischen Corps von Macdonald getrennt hatte. General Diebitsch mußte sich glücklich preisen, durch den Zufall so geführt worden zu sein. Militärisch konnte er von seiner Lage nur unbedeutende Vortheile erwarten; aber die Möglichkeit, sich mit den Preußen zu verständigen, war von dem höchsten Werthe.

York traf mit dem Reste des Corps gegen Abend bei dem General Kleist ein und ließ dem General Diebitsch durch den Offizier, welchen dieser abermals hingeschickt hatte, sagen, daß er bereit sei, zwischen den Vorpostenketten eine Unterredung mit ihm zu haben. — Beide sprachen sich also am Abend des 25. Diebitsch hatte seine Truppen so verdeckt als möglich aufgestellt, aber er war edel genug, um York ganz ehrlich zu sagen, was er habe und nicht habe. Er fügte hinzu, daß er nicht daran denken könne, ihm den Weg wirklich zu versperren, daß er aber allerdings alles Mögliche thun werde, ihm seinen Train, seine Artillerie-Fahrzeuge und vielleicht einen Theil seiner Artillerie abzunehmen. Dies war natürlich das geringste Gewicht, welches General Diebitsch seinen Vorstellungen geben konnte; der Hauptgegenstand der Unterredung war die gänzliche Vernichtung der französischen Armee, und daß die russischen Generale vom Kaiser angewiesen

seien, bei vorkommenden Umständen die preußischen nicht wie eigentliche Feinde zu behandeln, sondern in Rücksicht auf die früheren freundschaftlichen Verhältnisse beider Mächte und die Wahrscheinlichkeit, daß dieselben nun bald erneuert werden würden, mit ihnen jedes freundschaftliche Abkommen zu treffen, welches dieselben wünschen könnten. General Diebitsch erklärte demgemäß, daß er bereit sei, mit dem General York einen Neutralitäts-Vertrag einzugehen und zu dem Behufe die militärischen Vortheile, welche er über ihn habe, aufzugeben.

York erklärte sich nicht ganz bestimmt. Er zeigte Neigung zu einem Vertrage solcher Art, daß die Ehre der Waffen auf keine Weise gefährdet werde; aber er glaubte, daß in diesem Augenblicke er als Soldat noch zu wenig gerechtfertigt erscheinen würde. Man verabredete hierauf, daß man die Nacht hindurch nichts unternehmen wolle: am andern Morgen sollte General York erst eine Recognoscirung und hierauf einen Marsch nach Lawkowo machen, als wolle er das Detachement des Generals Diebitsch links umgehen; daß General Diebitsch aber sich bei Schileli ihm wieder entgegenstellen sollte. York sagte am Schluß der Unterredung zu Diebitsch: „Ihr habt ja so viele ehemals preußische Offiziere bei euch, schickt mir doch künftig einen solchen, ich habe dann doch noch mehr Zutrauen.“

General Diebitsch fragte Clausewitz hierauf, ob er künftig Aufträge der Art übernehmen wolle, wozu sich dieser sehr bereit erklärte.

Das erste Mal, als er zum General York kam, was den 26. in der Gegend von Schileli geschah, wollte dieser ihn nicht vor sich lassen, weil er sich dadurch compromittiren würde. Er schalt den Offizier der Vorposten, der jenen begleitet hatte, darüber aus, daß man ihn ohne seine specielle Erlaubniß so weit durchgelassen hatte. Indessen schickte er ihm den russischen Oberst-Lieutenant Grafen Dohna hinaus, um mit ihm über die Angelegenheit zu sprechen. Graf Dohna (Scharnhorsts Schwiegersohn) war gleichfalls im Jahre 1812 aus dem preußischen Dienst in den russischen getreten, gehörte zur russisch-deutschen Legion und hatte die Erlaubniß erhalten, nach Riga zu gehen, um noch Theil an dem Feldzuge zu nehmen. Er befand sich beim General Levis, welcher mit

5000 Mann der Besatzung von Riga dem General York gefolgt, aber noch mehrere Märsche zurück war und den Grafen Dohna als Unterhändler an ihn vorausgesandt hatte. Clausewitz war sehr erfreut, hier einen seiner genauesten Freunde und Bekannten wieder zu finden. Aus dem, was Graf Dohna sagte, ging hervor, daß General York es ehrlich meine, daß er aber ein Interesse dabei habe, die Sache noch ein paar Tage zu verschieben, und indeß auch nicht auf einem Fleck wie angenagelt stehen bleiben könne; daß man sich also gegen die preußische Grenze hinschieben müsse. —

In der Nacht vom 28. zum 29. sprach Clausewitz den General York in Tauroggen (jener früher brandenburg-preußischen, seit 1795 russischen Grenzstadt, in deren Nähe die Mühle von Poscherun liegt). Er war kaum von Tauroggen nach Willkischen zurückgekehrt, da trat der General Diebitsch ganz bestürzt in's Zimmer und sagte zu Clausewitz, daß er eben die Nachricht erhalten: eine Kosakenpatrouille von einem Unteroffizier und 6 Mann, welche abgesandt worden war, einen Brief an General d'Auvray nach Ragnit zu bringen, sei von dem Feinde genommen worden. Dieser Brief oder vielmehr Zettel enthielt einen noch dazu in französischer Sprache geschriebenen kurzen Bericht, wie weit man mit York gediehen sei, durch welchen, wenn er in die Hände der Franzosen fiel, der General York auf das Alleräußerste bloßgestellt war. Diebitsch war außer sich über den Gedanken, das Unglück dieses Generals verschuldet zu haben. Er forderte Clausewitz in einem bittenden Tone auf, gleich zu York zurückzukehren, um ihm den Vorfall ehrlich zu bekennen. Der Auftrag war nicht angenehm, aber Clausewitz übernahm ihn doch gern. Schon war der Schlitten vorgefahren, als der Urädnik der Kosaken hereintrat und dem General Diebitsch meldete, daß er vom Feinde angefallen und seine Leute versprengt worden seien.

„Und der Brief?“ rief der General eilig.

„Da ist er,“ antwortete ruhig der schöne Kosak, indem er dem General den Brief zurückreichte.

Dieser fiel Clausewitz um den Hals und vergoß Thränen der Freude.

Am 29. Mittags wurde Clausewitz noch einmal zum General York nach Tauroggen geschickt, den er in der Nacht in

diesem Orte erst verlassen hatte. Dies Mal brachte er zwei Schreiben mit, welche als die ultima ratio angesehen wurden. Das erste war vom Chef des Generalstabes des Wittgensteinschen Corps, dem General d'Auvray, an den General Diebitsch gerichtet, in welchem ihm zuerst einige Vorwürfe darüber gemacht wurden, daß er die Sache mit dem General York noch nicht zu Ende gebracht habe. Nun wurden ihm die Dispositionen der Wittgensteinschen Armee mitgetheilt, aus welchen sich ergab, daß die eigentliche Avantgarde Wittgensteins unter General Scheppelof den 31. bei Schillupischken, Wittgenstein selbst aber in Sommerau sein sollte.

Das zweite Schreiben war ein Brief des Marschalls Macdonald an den Herzog von Bassano, welchen die Wittgensteinschen Truppen aufgefangen hatten. Der Marschall beschwor darin Napoleons auswärtigen Minister in Wilna, „um Gottes Willen" ihm doch Nachricht zu geben: ein aus Wilna eingetroffener Offizier streue alberne Gerüchte aus, behaupte, er habe den Kaiser durch Wilna kommen und weiter nach Kowno reisen sehen. Zugleich schrieb Macdonald: endlich sei die Bombe mit dem General York geplatzt; er habe geglaubt, fester gegen ihn auftreten zu müssen, und es sei nothwendig, gewisse Offiziere schleunigst aus dem preußischen Corps zu entfernen.*)

*) Die „geplatzte Bombe" in diesem Schreiben Macdonalds aus Stulgen findet ihre Würdigung in folgendem Tagebuchblatte des Grafen Henckel vom 28. November: „Heute kam der Brief vom Marschall an den General von York, worin dieser ihn sehr hart anließ, ihn beschuldigte, daß er seine Befehle nicht genau befolge; er werde ihm zeigen, was ein Marschall von Frankreich, dem er untergeben sei, durchzusetzen vermöge. Es war dies wie aus den Wolken gefallen, da das Verhältniß sich zeither immer ganz leidlich gestellt hatte. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß der General von York dem Kaiser Napoleon zuwider ist, der ihn auf eine oder die andere Art weg haben will und daher dem Marschall aufgetragen haben mag, ihn schärfer zu behandeln; denn der Marschall ist ein viel zu gerader und braver Mann, als daß dies aus ihm selbst kommen konnte. Der General von York war natürlich sehr über dieses Schreiben gekränkt, da er sich ganz rein von allen ihm gemachten Vorwürfen und Beschuldigungen fühlt, was ihm das ganze Corps bezeugen kann." — In dem Berichte, den er Tags darauf, am 29. November, über die „sehr unangenehme Begebenheit" an den König abschickte, spricht Graf Henckel seine Ansicht von der Sache dahin aus: „Daß es ein lang verhaltener Groll des Marschalls ist, der nun auf einmal zum Ausbruche kommt, scheint mir un-

Als Clausewitz zum General York ins Zimmer trat, rief ihm dieser entgegen:

„Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit euch zu thun haben. Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktupöhnen zu marschiren, um mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende; eure Truppen kommen nicht an; ihr seid zu schwach; ich muß marschiren und verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden."

Clausewitz sagte, daß er dem General hierauf nichts entgegnen wolle, daß er ihn aber bitte, Licht geben zu lassen, weil er ihm einige Briefe mitzutheilen habe; und da der General noch zu zögern schien, setzte Clausewitz hinzu:

„Ew. Excellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit setzen wollen, abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben."

Der General York ließ hierauf Licht geben und aus dem Vorzimmer seinen Chef des Generalstabes, den Obersten Röder hereintreten. Die Briefe wurden gelesen. Nach einem augenblicklichen Nachdenken sagte General York:

---

zweifelhaft; denn sonst könnten bei einem sonst loyalen Manne die aus rein personellen Gründen entstehenden Aeußerungen nicht so grell ausgefallen sein. Selbst angenommen, es finde eine höhere Insinuation statt, oder daß die Sachen vielleicht schlecht ständen, und daß man den früher geäußerten Gesinnungen des Generals von York nicht traue, ihn also weghaben wolle, so bin ich doch beinahe überzeugt, daß der Marschall andere und minder abstoßende Mittel gewählt haben würde, um zu seinem Zwecke zu gelangen, wenn nicht wirkliche Unzufriedenheit mit seinem Betragen zu Grunde läge. Es ist nicht zu leugnen, daß der General von York bei seinem finsteren und in sich verschlossenen Charakter von Anfang an bis jetzt wenig gethan hat, um sich den Marschall, der ihm äußerlich mit Offenheit entgegengekommen ist, und die oberen hier anwesenden französischen Behörden zu Freunden zu machen. Er hat stets allen Umgang mit ihnen vermieden und ist selten anders zu einem und dem andern gekommen, als wenn Unannehmlichkeiten zu sagen waren. Nie ist er mit ihnen auf einem freundschaftlichen Fuße gewesen, was sie so sehr zu wünschen geschienen haben. Aber eben so gewiß ist es auch, daß der General immer consequent in seinen Reden sowohl wie in seinen Handlungen gewesen ist, und daß alle Anschuldigungen, welche ihm der Marschall in seinem Briefe macht, auch platthin ohne allen Grund sind, so daß derselbe sich der strengsten Untersuchung jederzeit wird unterwerfen können, und dies ihm das ganze Corps bezeugen muß und kann."

„Clausewitz, Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray ehrlich ist, und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?"

Clausewitz erwiederte: „Ich verbürge mich Ew. Excellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntniß, die ich von General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe. Daß diese Dispositionen so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen; denn Ew. Excellenz wissen, daß man im Kriege mit dem besten Willen oft hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat."

Der General York schwieg noch einige Augenblicke ernsten Nachdenkens, reichte dann Clausewitz die Hand und sagte:

„Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen, und daß ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen."

Es wurde die Stunde auf 8 Uhr Morgens festgesetzt. Als dies feststand, sagte der General York:

„Ich werde aber die Sache nicht halb thun, ich werde Euch auch den Massenbach verschaffen."

Er ließ hierauf einen Offizier hereintreten, der von der Massenbachschen Cavallerie und eben angekommen war. — Ungefähr wie Wallenstein sagte er, im Zimmer auf- und niedergehend: „Was sagen Eure Regimenter?" Der Offizier ergoß sich sogleich in Enthusiasmus über den Gedanken, von dem französischen Bündnisse loszukommen, und sagte: so fühle jeder Einzelne ihrer Truppen.

„Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute; mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern," erwiederte York.

Ganz beglückt, eilte Clausewitz nach Willischken zurück, und am anderen Morgen begleitete er den General Diebitsch zu jener Mühle, wo sich der General York in Begleitung des Obersten von Röder und seines ersten Adjutanten, des Majors von Seydlitz einfand. Außer Clausewitz begleitete den General Diebitsch nur der Graf Dohna, so daß sich bei dieser Verhandlung lauter geborene Preußen befanden.

Bei den preußischen Truppen wurde die Convention mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen*).

*) Die Convention, am 19. Januar 1813 zugleich mit dem Befehl, York vor ein Kriegsgericht zu stellen, an der Spitze der Berliner Zeitungen bekannt gemacht, lautet:

„Es ist dato zwischen den beiden Unterzeichneten, dem königlich preußischen General-Lieutenant und commandirenden General des preußischen Hülfs-Corps zur französischen Armee, von York, und dem russisch-kaiserlichen General-Major und General-Quartiermeister der gräflich Wittgensteinschen Armee, von Diebitsch, nachstehende Convention verabredet und beschlossen worden:

Artikel 1. Das preußische Corps besetzt den Landstrich innerhalb des königlichen Territoriums längs der Grenze von Memel und Nimmersaat bis zu dem Wege von Woinuta nach Tilsit; von Tilsit macht ferner die Straße über Schillupischken und Melauken nach Labiau, die Städte dieser Straße mit eingeschlossen, die Grenze desjenigen Territoriums, welches dem Corps hierdurch eingeräumt wird. Das Curische Haff schließt an der anderen Seite dieses Territorium, welches während der preußischen Besetzung als völlig neutral erklärt und betrachtet wird.

Die kaiserlich russischen Truppen behalten jedoch einen freien Durchmarsch auf den vorgenannten Grenzstraßen, können aber in den Städten kein Quartier verlangen.

Artikel 2. In diesem in vorstehendem Artikel bezeichneten Landstrich bleibt das preußische Corps bis zu dem eingehenden Befehle Sr. Majestät des Königs von Preußen neutral stehen, verpflichtet sich aber, wenn Höchstgedachte Se. Majestät den Zurückmarsch des Corps zur französischen Armee befehlen sollten, während eines Zeitraums von zwei Monaten, vom heutigen Tage an gerechnet, nicht gegen die kaiserlich russische Armee zu dienen.

Artikel 3. Sollten Se. Majestät der König von Preußen oder Se. Majestät der Kaiser von Rußland die Allerhöchste Beistimmung versagen, so soll dem Corps ein freier, ungehinderter Marsch auf dem kürzesten Wege dahin, wo Se. Majestät der König bestimmen, freigestellt bleiben.

Artikel 4. Alle etwaige preußische Traineurs und alles militärische Material, was auf der Straße von Mitau hierher zurückgeblieben sein könnte, wird dem Corps unbedingt zurückgegeben; auch erhalten diejenigen Verpflegungs- und Train-Branchen, welche sich von Königsberg oder weiter zum preußischen Corps begeben wollen, einen freien Durchmarsch durch die kaiserlich russischen Armeen.

Artikel 5. Können die Befehle des General-Lieutenants von York den General-Lieutenant von Massenbach noch erreichen, so sind die Truppen unter seinem Commando, so wie alle andern preußischen Truppen und dazu gehörigen Administrations-Branchen, die sich dieser Convention anschließen wollen, darin mit einbegriffen.

Artikel 6. Wenn durch die kaiserlich russischen Truppen unter Commando des General-Major von Diebitsch preußische Truppen von dem Detachement des General-Lieutenant von Massenbach gefangen

Obgleich der General York (schreibt Clausewitz weiter) die Geschicklichkeit gehabt hatte, den König durch zwei verschiedene Sendungen auf einen Schritt, wie er ihn thun wollte, vorzubereiten, so war der König doch durch die Yorksche Convention höchst unangenehm überrascht. Er sah sich durch die Eigenmächtigkeit seines Generals in große Verlegenheit gesetzt. Der Augenblick zu einer Aenderung der politischen Verhältnisse schien noch nicht gekommen, und wenn dieser Augenblick wirklich da war, so schien es doch nicht nöthig und nicht recht, daß ein General dazu die Entscheidung gab. Dies Raisonnement war in Berlin sehr natürlich; denn man übersah dort noch nicht die Zerstörung der französischen Kriegsmacht in ihrem ganzen Umfange. Eben so wenig konnte man übersehen, von welchen Folgen für den ganzen Krieg des Generals York Austritt aus der Reihe der Fechtenden war; es mußte sein Vertrag also als eine unnütze Eigenmächtigkeit erscheinen. Indessen mag doch die ruhige Ueberlegung aller Verhältnisse und die Berathung mit dem Baron Hardenberg auch beim Könige schon die Idee erzeugt haben, daß ein Festhalten an Frankreich in dem Sturm des Unglücks, den es sich selbst zugezogen, weder Preußens Pflicht, noch sein Interesse sei. Es wurde also beschlossen, in diesem schwierigen Augenblick einer entscheidenden Erklärung nach Möglichkeit auszuweichen und so gut zu laviren, als man könne. Der Schritt des Generals York sollte der Form nach gemißbilligt, der Vertrag nicht bestätigt, dem General Kleist das Commando des Corps übergeben, eine Untersuchung über den General York verhängt, ein anderes Contingent versprochen und Fürst Hatzfeld mit allen diesen Beschlüssen nach Paris geschickt werden. Dies

---

genommen werden sollten, so werden sie dieser Convention mit eingeschlossen.

Artikel 7. Dem preußischen Corps steht es frei, seine Verpflegung mit den Provinzial-Regierungen aus dem Lande zu reguliren, selbst wenn der Sitz dieser Regierungen durch kaiserlich russische Truppen besetzt wäre.

Vorstehende Convention ist in duplo ausgefertigt und von den Unterzeichneten eigenhändig unterschrieben und mit ihrem Familien-Siegel bekräftigt worden.

Poscherungsche Mühle, den 18./30. December 1812.

gez. von York,	von Diebitsch,
königlich preußischer General-Lieutenant.	kaiserlich russischer General-Major.

waren alles Schritte, welche an sich noch keine großen Wirkungen in der politischen Waagschale hervorbringen konnten und doch den Franzosen im ersten Augenblicke genügen mußten. Ein Flügel-Adjutant des Königs, der Oberst-Lieutenant von Natzmer, wurde mit diesen Aufträgen zum Yorkschen Corps geschickt. Nun war aber die Hauptsache, daß das Yorksche Corps hinter Wittgenstein stand, und daß Oberst-Lieutenant von Natzmer also durch die russischen Truppen gehen mußte. Er konnte dies nicht heimlich thun, hatte auch nicht den Auftrag dazu, sondern er ging zum Grafen Wittgenstein und bat um die Erlaubniß, sich zum General York zu verfügen. Graf Wittgenstein fragte, was sein Auftrag sei, worauf Oberst-Lieutenant von Natzmer antwortete, daß er den Befehl habe, den General York des Commandos zu entsetzen und dasselbe auf den General Kleist zu übertragen.

„In diesem Falle, Herr Oberst-Lieutenant, werden Sie meine Posten nicht passiren," sagte Graf Wittgenstein. „Haben Sie sonst noch etwas auszurichten?"

Oberst-Lieutenant von Natzmer gestand, daß er ein Schreiben an den Kaiser von Rußland habe.

„Ach mit dem größten Vergnügen werde ich Ihnen gestatten, dasselbe zu überbringen!"

Ein kleiner Schlitten fuhr vor, ein russischer Offizier setzte sich mit dem Oberst-Lieutenant von Natzmer hinein, und sie reisten zum Kaiser nach Wilna. Dies geschah Mitte Januar. General York blieb nun im Besitze seines zweifelhaften Commandos. In Berlin erfuhr man täglich mehr von der Vernichtung der Franzosen. Der Gedanke eines möglichen Widerstandes wuchs von Stunde zu Stunde, und vier Wochen, nachdem Oberst-Lieutenant von Natzmer abgefertigt worden war, fand kein Zweifel mehr statt über die Partei, welche man ergreifen sollte."

So Karl von Clausewitz, der damals mit seinem Degen ausgewanderte Preuße unter den Russen, der wahlverwandte Zögling Scharnhorsts, der von ihm sagte: „Niemand außer seiner Familie habe ihm so nahe gestanden und ihn so verstanden wie Clausewitz", und den dieser den „Vater seines Geistes" nannte, den Meister durch die Werke des Schülers preisend; der Freund Gneisenaus, mit dem er sich Eins wußte in dem Herzeleid um das „gebundene Preußen", Eins im

heißen Zorn und Eifer gegen den verhaßten Unterdrücker, und mit denen, mit Scharnhorst und Gneisenau, er dann im preußischen Frühling 1813 die stolze Freude theilen sollte, „das preußische Volk in Waffen, wie einst Minerva aus dem Haupte des Zeus, auf den Ruf seines Königs kampfgerüstet aufstehen zu sehen." Er ist im Frühjahr 1814, nachdem er mit in Paris eingezogen, zu den preußischen Fahnen zurückgekehrt, unter denen er schon als kaum zwölfjähriger Junker am Rhein gestanden und sich dort bei der Belagerung von Mainz die Offizierssporen verdient hat. Nach dem Kriege zwölf Jahre lang Director der Kriegsschule in Berlin, geht der General von Clausewitz 1831 mit dem Feldmarschall Grafen Gneisenau, der sich den Freund als Chef seines Stabes vom König erbittet, nach Posen. Hier erlebt er den Schmerz, den geliebten Feldherrn in der Nacht des Jahrestages der Groß-Beerener Schlacht plötzlich von dem Herrn der Heerschaaren abberufen zu sehen. Und kaum drei Monate nachher liegt auch Clausewitz auf dem Friedhofe. — Diebitsch, dessen Uebereinkunft mit York Clausewitz vor neunzehn Jahren mit herbeigeführt hatte, war elf Wochen vor Gneisenau von derselben verheerenden Weltseuche in seinem Hauptquartiere auf dem Gute Kleczewo bei Pultusk hinweggerafft worden. Polnische Zeitungen hatten, als der russische Feldmarschall nach zehnstündigen Leiden an der Cholera starb, von Vergiftung gefabelt. Sie wurden Lügen gestraft durch die Beweisschrift des Arztes Dr. Theodor Stürmer, der den Grafen Diebitsch-Sabalkansky von St. Petersburg aus in den Feldzug begleitet, mit vier anderen Aerzten (auch einem preußischen) an dessen Kranken- und Sterbebett gestanden und die Leiche zur amtlichen Feststellung des Befundes mit secirt hatte. Diese Schrift, von den andern Aerzten beurkundet und damals zu Berlin in Druck gegeben, enthält auch einzelne Charakterzüge und Aeußerungen des Feldmarschalls Diebitsch, darunter eine in Bezug auf York. Diebitsch empfing gewöhnlich in der Abendstunde, wo ihm seine Geschäfte einige Muße gönnten, den Besuch seines Arztes. Nicht immer war der Inhalt des Gesprächs ein medicinischer. Dr Stürmer trug diese Unterredungen mit dem Feldmarschall unmittelbar in ein Tagebuch, und unter diesen täglichen Aufzeichnungen findet sich auch eine Mittheilung über die Begegnung Yorks und Diebitschs auf dem Schlachtfelde von Groß-

Görschen oder Lützen, vier Monate nach dem Abschluß der folgenschweren Convention in der Mühle von Poscherun. Wir erzählen das, was Dr. Stürmer „aus dem eigenen Munde" des russischen Feldmarschalls gehört zu haben versichert, mit den eigenen Worten des Arztes: „Bei anbrechender Abenddämmerung, im Wegreiten vom Schlachtfelde, bemerkte Diebitsch einen Trupp Offiziere, der sich an der gefährlichsten Stelle dem stärksten feindlichen Feuer ausgesetzt. Die Neugierde treibt auch ihn hin; er findet den General York mit seinem Stabe, der auf dem Schlachtfelde den Tod sucht; in tiefster Verzweiflung antwortet er auf die Vorstellungen von Diebitsch: „Sie selbst waren es, der mich bei Tauroggen zu einem Schritt überredete, von dem ich bisher nur Schmach eingeerntet, und Napoleon triumphirt dennoch." Doch endlich siegt abermals die Ueberredung von Diebitsch, und York verläßt das Schlachtfeld. Elf Monate später umarmten sich beide Krieger beim Einzuge von Paris." — Diebitsch im russischen Kriegsdienste, wo er, der „Fremde", von den eifersüchtigen National-Russen immer mit scheelen Augen angesehen worden, und mit desto scheeleren, seitdem er über den Balkan zum Feldmarschall und Grafen Sabalkansky aufgestiegen — Diebitsch, der Vertraute des Kaisers Alexander, an dessen Sterbelager er in Taganrog als treuer General-Adjutant stand, und dessen Testament er von da nach St. Petersburg brachte, um dann dort dem Kaiser Nicolaus eben so treu zur Seite zu stehen im Kampfe gegen die Militärverschwörer, auf deren Liste der „Fremde" unter den Todescandidaten paradirte — Diebitsch unter den russischen Fahnen, die er noch zuletzt bei Ostrolenka zum Siege über den tapfern Polenfeldherrn Skrzynecki geführt; Diebitsch, der ehemalige preußische Cadett, hat sich in der Fremde seiner preußischen Heimath dankbar erinnert. So erzählt W. Häring (Willibald Alexis) in den „Blättern aus seinen Erinnerungen" da, wo er den Einzug des Wittgensteinschen Corps in Berlin am 11. März 1813 schildert: „Eines schönen Zuges eines der russischen Generale muß ich hier gedenken. Es war ein Name, der nachher auf dem Hämus zu den Sternen erster Größe aufleuchtete, um darauf in den polnischen Sümpfen unterzugehen. General Diebitsch war, wie bekannt, im Berliner Cadettencorps erzogen. Er hing mit inniger Liebe an diesem Institut, an den Lehrern seiner

Jugend. Beim Einzuge durch die Königsstraße verließ er plötzlich die Tête seines Corps, schwenkte seitwärts in die Neue Friedrichsstraße und erschien unerwartet im Cadettencorps; er ließ die Lehrer einladen, die Lehrer riefen die Schüler. Ueberraschung, Freude, Aufmunterung für Jung und Alt. Sein Gedächtniß lebt hochgeehrt noch im Berliner Cadettencorps fort. Doch unter der Zahl der Lehrer vermißte Diebitsch Einen, den er, und der ihn vorzugsweise geliebt. Der alternde, kranke Mann war in seiner Wohnung zurückgeblieben, aber der General ruhte nicht, bis er auch ihn umarmt und Versicherungen der Dankbarkeit gethan, die keine leeren Worte blieben. Diebitschs Lehrer war auch mein erster Lehrer, ein lieber, freundlicher Mann; kein Gelehrter, der durch Wirken und Werke sich einen Namen in der Pädagogik oder Literatur gemacht, aber ein Exemplar jener gemüthlichen deutschen Gelehrten, die die Welt in ihrer Studirstube sehen, innig zufrieden mit Allem, wenn nur der Ofen warm ist, und der Sturm nicht durch die Ritzen der Fenster zu heftig eindringt, jener einst großen Klasse, die jetzt aber mehr und mehr ausstirbt. Professor Wippel war Bibliothekar des Cadetten-Corps. Denke man sich einen hagern Mann, mit scharfen Gesichtszügen, spärlichem Haar, aber großen Augen, aus denen die Güte und das Wohlwollen selbst blickten. Sein blauer halb militärischer Ueberrock, von feinem Tuche, war abgetragen; sein Costüm zu Hause — nun wie es Jean Paul oft von deutschen Stubengelehrten geschildert hat. Die großen Filzschuhe durften nicht fehlen, um, wo eine Blöße anderwärts sich zeigte, mit Wärme auszuhelfen; uralte Möbel, Polsterstühle, auf denen eine alte, halb erblindete Katze als Erb- und Familienstück den Hauptplatz einnahm. Seine Sprache war etwas steif und gewählt, in veralteten Höflichkeitsformeln sich bewegend. Diesen Mann denke man sich, den freundlichen Gelehrten, den kein rauhes Lüftchen der Straßenluft bis dahin berührt hatte, und nun wurde der Landsturm in Berlin organisirt, und er mußte, damals etwa gegen funfzig alt, mit einer ungeheuer langen Pike in Reih und Glied treten und marschiren und exerciren. Das war dem Gelehrten doch zu viel. Nicht die Anstrengung, nicht das Zeitopfer. Der loyale Mann, der Patriot hätte für König und Vaterland sein Alles gegeben. Aber Ellenbogen an Ellenbogen mit Branntweintrinkern, oft

mit dem Auswurf der Gesellschaft (wie gerade Jeder wohnte) stehen zu müssen, Redensarten zu hören, die er nie vernommen, Kraftausdrücke, deren Wurzeln er in keinem Lexikon fand, das war eine Aufgabe, vor der seine Humanität und sein Patriotismus erlagen. Er klagte uns, er habe es doch nicht für möglich gehalten, daß Menschen so roh wären. Für ihn, der jeden seiner alten Schüler mit väterlicher Zärtlichkeit verfolgte, auch wenn sie ihm undankbar wurden, welchen Sonnenblick in sein stilles Dämmerleben warf Diebitschs Erscheinen! Auch als Sabalkansky noch ehrte und beschickte er den werthen Lehrer."

Aus dem letzten Feldzuge des ehemaligen preußischen Cadetten, dessen Bildniß jetzt im Feldmarschall-Saal des Cadettenhauses zu Berlin hängt, berichtet Dr. Stürmer: „Im Gewühl der Schlacht blieb er sich gleich; ohne wie ein verzweifelter Spieler sein Leben auf eine Karte zu setzen, stand er oft, wenn es darauf ankam, an der gefährlichsten Stelle, kalt und ruhig seine Befehle ertheilend. In der Schlacht bei Grochow stand der Marschall mit seinem Generalstabe auf einer Anhöhe, dem Erlenwäldchen gegenüber. Manche Kanonenkugel fiel hier nieder. Der Feind vertheidigte seine Stellung mit überall anerkanntem Muthe. Seine Gegner, meist Soldaten aus dem Littauischen Corps, momentan betroffen, zauderten, ihre polnischen Brüder anzugreifen; sie wurden zweimal zurückgeworfen, da stellte sich der Marschall selbst an ihre Spitze und führte sie den Hügel hinab bis zum Erlenwäldchen in's Treffen. — Nachdem die blutige Schlacht bei Ostrolenka vom Morgen bis zum Abend gewüthet, ritt der Feldmarschall mit seinem Generalstabe über die Narew-Brücke zur ersten Schlachtlinie, bis zur Wendung der Chaussee hinan, um die Position der Polen genau in's Auge zu fassen, auf der kleinen Fläche, wo einige Stunden zuvor der furchtbarste Kampf stattgefunden. Das feindliche Kanonenfeuer hatte eine Pause gemacht, nur Kleingewehrfeuer der Tirailleure pfiff rings herum — da erkannte der Feind den Feldmarschall, wie später Gefangene aussagten, und 36 schwere Geschütze richten plötzlich ihr Geschoß auf die bezeichnete Stelle, nur ein Wunder rettete damals den Grafen. — Der Feldmarschall verlor in der Schlacht keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit. Beim Ertheilen seiner Befehle ereiferte er sich bisweilen, oft nahm

er dann einen heftigen Ton an, sprach sehr schnell, laut und gesticulirte stark; wiederholte aber gleich nochmals die gegebenen Befehle deutlicher, gleichsam befürchtend, mißverstanden zu sein. Diebitsch ließ sich bei seinem lebhaften Charakter im Feuer der Unterhaltung bisweilen durch eine gewisse Heftigkeit hinreißen. Glaubte er aber Jemand verletzt zu haben, so that er Alles, um das Geschehene wieder gut zu machen. In Burgas entspann sich bei der Mittagstafel ein Gespräch zwischen dem Marschall und einem seiner Adjutanten; Beide waren über den Gegenstand verschiedener Meinung, der Marschall ereifert sich, der junge Garde-Lieutenant, von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt, giebt nicht nach und führt den Disput selbst nach aufgehobener Tafel fort. Der Graf, aufgebracht, fährt den jungen Mann dermaßen an, daß dem ohnehin Reizbaren die Thränen in die Augen treten; doch schon in demselben Augenblicke geht der Marschall auf den Adjutanten zu, reicht ihm die Hand, umarmt und bittet ihn öffentlich um Vergessen des Geschehenen. Des Grafen Herzensgüte und Wohlthätigkeit erstreckte sich auch auf jeden Nothleidenden; doch, öfter hintergangen, beobachtete er eine große Vorsicht in der Austheilung seiner Wohlthaten. Sein Kaiser hatte ihn zum reichen Manne gemacht, ein großer Theil seines Vermögens war bereits zu wohlthätigen Zwecken verwandt worden. Der Graf war ein tief religiöser Mensch: „Ich bin ein schwacher Mensch, ich bedarf einer Stütze," waren seine eigenen Worte über diesen Gegenstand.

Hinsichtlich der Polen, gegen welche Diebitsch eben im Felde lag, hörte Dr. Stürmer ihn sagen: „Was die Uebermacht und Bravour meiner Soldaten nicht vermag, wird innere Zwietracht vollbringen; denn in der ganzen Geschichte des polnischen Volkes habe ich nur eine Erscheinung beständig gefunden, nämlich: die der Spaltungen und Uneinigkeit der Häupter zur Zeit des wichtigsten Augenblickes. Was nun die polnische Nation selbst betrifft, so finde ich, daß sie sich seit beinahe 300 Jahren das Erlangen einer höheren geistigen Bildung höchst erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht hat. Wie konnte sie auch dazu kommen? wie machtlose Könige, ein eigennütziger Klerus, ein von Parteisucht zerrissener Adel, Juden und Sclaven den zu bearbeitenden Stoff bilden?"

Noch am Abend vor seiner plötzlichen Erkrankung macht Diebitsch einen Spaziergang. Er scherzt mit dem Adjutanten, der ihn begleitet, springt munter einen Hügel hinan und bricht einen dicken Ast vom Baume, zum Zeichen, wie stark er sei. In der Nacht liegt er auf den Tod darnieder. Als Graf Toll, Graf Orloff, der Flügel-Adjutant Obrist Tscheffkin, der Dujour-General Obrutscheff, einer nach dem andern an sein Sterbebett tritt, da bittet er sie, gleich wieder zu gehen: seine Krankheit sei ansteckend. Zu dem Grafen Orloff sagt er: „Sie werden den Kaiser eher sprechen, als die andern Herren Generale — theilen Sie Sr. Majestät mit, was Sie gesehen — sagen Sie Sr. Majestät, ich sterbe gern, indem ich redlich die mir auferlegte Pflicht erfüllte und mir endlich das Glück ward, die Treue zu meinem Herrn durch meinen Tod zu besiegeln." — In schmerzfreien Augenblicken betet er inbrünstig. Aus einem warmen Bade gehoben, fühlt er, seine erstarrten Hände sind noch wie Eis, und ruft: „Mein Gott! Also so muß das Alles enden? Nun, Herr, Dein Wille geschehe!"

So stirbt Diebitsch im rüstigsten Mannesalter von sechsundvierzig Jahren. Und wie er, der russische Feldmarschall, seiner preußischen Herkunft eingedenk geblieben ist, ebenso hat der Preußenkönig ihn nicht vergessen, seinen ehemaligen Cadetten, der, nachdem er York zu dem kühnen Schritte bewogen, späterhin einmüthig mit Blücher und Gneisenau das kühne Vorwärts auf Paris durchgesetzt. Noch ein Jahr vor seinem Tode empfing der Balkan-Ueberschreiter von Friedrich Wilhelm III. einen goldenen Ehrendegen. Er feierte damals am preußischen Hofe, wie er selbst äußerte, „seinen eigentlichen, sein deutsches Gemüth erquickenden, weil ihm von Herzen gegönnten Triumph." Hatten die moskowitischen Großen es doch in St. Petersburg zu hintertreiben gewußt, daß er in dem ihm vom Kaiser Nicolaus zugedachten Triumphe dort einziehe, er, der vielbeneidete „Fremde," der den Türken bei Madara den Sieg aus den Händen gerissen, Silistria erobert, über den Balkan gegangen, Adrianopel genommen und „mit dem Schatten eines Heeres" (wie Moltke schreibt) 16 Stunden vor Constantinopel den Großsultan zum Frieden gezwungen. — „Diebitsch (schreibt Clausewitz, der Mittelsmann zwischen ihm und York) war die Hauptfeder in dem Wittgensteinschen Armee-Commando. Er war von Jugend auf fleißig gewesen und hatte

sich für sein Fach gute Kenntnisse erworben. Feurig, brav und unternehmend, von raschem Entschluß, großer Festigkeit, mit einem tüchtigen Hausverstande, etwas dreist und herrisch, die Andern mit sich fortreißend, dabei sehr ehrgeizig — so war General Diebitsch, und diese Eigenschaften mußten ihn immer stark gegen das Ziel hintreiben. Da er ein edles Herz hatte, offen und redlich, ohne die Spur von Intrigue war, so mußten General Wittgenstein und General d'Auvray bald von ihm überwunden werden."

Es sind zwei zukünftige Feldmarschälle, welche sich dort in der Mühle von Poscherun, nach der Unterzeichnung des Vertrages, umfangen halten; denn auch der General York wird in der Folge von seinem Könige zum Feldmarschall erhöht. Er ist, schon Jahre vorher „zum Abmarsch völlig bereit," am 4. October 1830 heimgegangen: nicht volle acht Monate liegen zwischen der Bahre des Grafen York von Wartenburg und der Bahre des Grafen Diebitsch-Sabalkansky. . . .

In den mitgetheilten Aufzeichnungen von Clausewitz ist es der Offizier, der uns als Augenzeuge den Hergang der Convention des Generals York beschreibt. Betrachten wir nun, wie dem gemeinen Mann in jenen Tagen die Dinge unter seinem Gesichtskreise erschienen sind. Ein damaliger preußischer Soldat unter York und nachmaliger Ritter des Eisernen Kreuzes hat seine Erlebnisse von Anno 1812 im „Soldaten-Freund" erzählt. Der schlichte Erzähler, der Sohn eines Kaufmannes aus Graudenz, hatte von seinem Vater nichts geerbt, als den Haß gegen die Fremdherrschaft: seine Familie war durch den Feind verarmt. „Wie der Bürger Nettelbeck zu Colberg (schreibt der Eisenritter, Controleur Friedrich Schulz) in den Jahren 1806 und 1807 durch seinen Patriotismus zur Erhaltung jener Festung wesentlich beigetragen, so hat mein Vater — der Bürger und Kaufmann Johann Friedrich Schulz in Graudenz — als treuer Unterthan Sr. Majestät des Königs, zur Erhaltung der Festung Graudenz nach besten Kräften das Möglichste geleistet, was damals um so gewagter war, als der Feind die Stadt Graudenz besetzt hatte und mein Vater sich inmitten der Feinde befand. Die patriotischen Bestrebungen meines Vaters wurden leider von einem seiner Schiffer, Johann Däring (ein Pole), dem Feinde verrathen; am 27. März 1807 wurde daher unser Haus vom Feinde

besetzt, der Platz-Commandant, in Begleitung zweier Offiziere, trat ein und forderte meinem Vater sämmtliche Bücher und Papiere ab. Die Schränke wurden gewaltsam geöffnet, Geld und Werthsachen mitgenommen, die Möbel demolirt und mein Vater zur Haft abgeführt, in der er bis nach dem Frieden von Tilsit ausharren mußte. Nicht allein seine Vermögens-Verhältnisse, sondern auch die Gesundheit meines Vaters wurden durch die harten Mißhandlungen während seiner Haft so zerrüttet, daß er 1811 starb. Ich mußte also schon frühzeitig selbst auf mein Fortkommen bedacht sein. Der Graf von Schwarberg, dessen Güter in Galizien und Hoch-Polen lagen, und der in Jahre langer Geschäftsverbindung mit meinem Vater gestanden hatte und von dessen Schicksal unterrichtet war, trug mir eine Rechnungsführer-Stelle auf seinen Gütern an. Den damaligen Bestimmungen gemäß hatten die Civil-Behörden nicht die Befugniß, einem jungen cantonpflichtigen Manne einen Paß zur Reise in's Ausland zu ertheilen. Ein solcher Paß mußte bei dem königlichen hohen General-Commando nachgesucht werden. Ich reiste daher nach Marienwerder, meldete mich bei Sr. Excellenz dem General-Lieutenant von York und bat um einen Paß in's Ausland. Der Paß wurde mir verweigert; am 7. Juni 1809 mußte ich dagegen schwören und wurde in die 10. Compagnie königlichen 4. ostpreußischen Infanterie-, jetzt ostpreußischen Grenadier-Regiments Nr. 5 eingestellt. Nachdem ich ausexercirt war, wurde ich in Rücksicht auf meine Jugend und Schwächlichkeit gekrümpert, d. h. am 1. October 1809 auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Am 1. April 1810 wurde ich indeß schon wieder einberufen und als Schanzschreiber an der Ostsee-Küste zwischen Pinzig und Neustadt und 1811 in gleicher Eigenschaft bei Groß-Lubin beschäftigt. Am 1. November 1811 wurde ich in die 1. Compagnie vorgedachten Regimentes eingestellt, in der ich denn auch die Feldzüge von 1812 in Rußland, so wie 1813—1815 in Deutschland, Holland und Frankreich mitgemacht habe. — Am 4. Juni 1812 wurden wir bei Piktupöhnen von dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, der das 11. Armee-Corps commandirte, inspicirt. Hier war es auch, wo wir zum ersten und, Gott sei es gedankt! auch zum letzten Male das Vive l'Empereur! ertönen lassen mußten, wobei uns, die wir wohl begriffen, was es

hieß, unter fremdem Joche zu sein, die Haut schauderte. Um uns das Joch so recht fühlbar zu machen, wurde an jenem Tage der Befehl gegeben, von da ab, statt wie bisher auf Posten und Patrouillen mit unserm kräftigen: „Halt! Werda?" in französischer Sprache mit dem quikenden: „Qui vive?" anzurufen." — Er machte in Kurland mehrere Gefechte mit und merkte sich von seinem Hauptmann von Mirbach den Spruch: „Man muß dem Feinde, wenn er stärker ist, als wir, nie Zeit lassen, daß er uns übersehen und unsere Stärke kennen lernt." Auf dem Rückmarsche nach der preußischen Grenze sah er in einem Vorwerke „ein Bild des größten Jammers: in der Stube lagen siebenzehn Mann, Franzosen, Italiener, Holländer, Bayern und Württemberger, die nicht bloß Hände und Füße, sondern die Arme bis zur Schulter und die Beine bis zum Knie erfroren hatten; keiner von ihnen konnte sich von der Stelle rühren. Sie flehten uns an, wir sollten sie todt schießen, damit sie von ihren Schmerzen befreit und vor der russischen Gefangenschaft geschützt wären. — Wir mußten sie ihrem Schicksal überlassen, und gewiß hat nicht einer von ihnen die Heimath und die Seinen wiedergesehen." — Der preußische Musketier beinahe auch nicht. „Am 19. December 1812 (erzählt er) früh 6 Uhr erhielt das Bataillon Befehl, die Commandirten an sich zu ziehen und nach Schaulen aufzubrechen. Niemand wußte, was dieser so rasche Aufbruch zu bedeuten habe, glaubte aber, daß die Russen vielleicht einen Zug auf Mitau gemacht hätten. Als Alles zum Abmarsch bereit stand, erhielt ich einen mit einem Pferde bespannten Schlitten und die Ordre, zurück zu bleiben und die bereits einberufenen Sauve-Garden dort abzuwarten, um sie dem Bataillon möglichst schnell nachzuführen. Das Bataillon mochte eine Stunde fort sein, als die Bauern aus den nächsten Ortschaften theils einzeln, theils in Gesellschaft in dem Kruge sich einfanden, was, so lange das Bataillon da war, nicht vorgekommen war. Der Marschall war bereits mit seinem Stabe und der Bagage abgezogen. Die Versammlung der Bauern im Kruge wurde mit jeder Minute zahlreicher; ich ging öfter aus und ein, um nach denen auszusehen, auf die ich zu warten hatte. Es konnte mir nicht entgehen, daß die Bauern, wenn ich in die Stube trat, sehr geheim thaten, während sie, wenn ich hinausging, in lautes Streiten aus-

brachen. Dies bewies, daß etwas Besonderes im Werke sei. Als ich wieder eintrat, fragte mich Einer, der recht dreist auftrat, worauf ich noch warte? Ich antwortete ruhig: „Ich warte hier auf ein Bataillon Füsiliere, eine Escadron Husaren und zwei Geschütze, die in dieser Stunde hier eintreffen werden und die Schanzen besetzen sollen." Es war unverkennbar, daß meine in Ruhe gesprochenen Worte bei Allen eine gewisse Verlegenheit hervorgebracht hatten. Ich ging dann abermals hinaus und hörte, wie die Bauern wieder laut wurden. Es war die höchste Zeit, den Ort zu verlassen. Ich hieß meinen Fuhrmann aufsitzen, stieg auch rasch in den Schlitten und befahl, zu fahren. Mein Fuhrmann fuhr aber nicht nach russischer Art; wenngleich ich ihn aufforderte, rasch zu fahren, blieb sein Pferd doch in seinem zögernden Gange. Ich war eben nur den Brückenkopf und den Fluß passirt, etwa neunzig Schritte gefahren, als die Bauern aus dem Kruge herausstürzten und meinem Fuhrmann zuriefen, er solle halten, was er auch that; als er aber die Spitze meines Bajonetts durch seinen Schafspelz auf seiner Haut fühlte, fuhr er wieder los. Nun setzten sich einige zwanzig Mann in Trab, ihre Knüppel in der Luft schwingend und schreiend, hinter mir her; der Flüchtigste von Allen, gerade der, welcher mich gefragt hatte, worauf ich noch warte, hatte meinen Schlitten schon bis auf zehn bis fünfzehn Schritte eingeholt und würde mich in der nächsten Minute ereilt haben. Ich schlug auf ihn an und hieß ihn zurückbleiben; er achtete nicht darauf, stand von der Verfolgung nicht ab; als er kaum vier Schritte von meiner Bajonettspitze entfernt war, drückte ich ab. Er stürzte zu Boden; die Andern trugen ihn zum Kruge zurück, ob lebend oder todt, konnte ich nicht erkennen. Nach dem Schusse ging das Pferd wie ein Hirsch davon, und die Bauern standen von der Verfolgung ab. Ich war froh, daß ich die Gefahr, die mir drohte, erkannt, die Bauern, die es offenbar auf mich abgesehen, getäuscht und mich der Gefahr entzogen hatte, von ihnen gefangen und gemißhandelt oder erschlagen zu werden. Am 24. December 1812 kamen wir an derselben Stelle, auf der wir im Juni bei unserem Einrücken in Rußland die Grenze überschritten hatten, in unser geliebtes Vaterland zurück. Die Gefühle, die sich unserer bemächtigten, als wir die preußische Grenze wieder erreichten, lassen sich nicht be-

schreiben; denn wir hatten ja dem Feinde unseres allgeliebten Königs und Vaterlandes folgen, unter dem Commando eines verhaßten Fremdlings stehen und für fremdes Interesse kämpfen müssen! Das war zu hart. Von einer Anhöhe, über welche die Straße von der russischen Grenze über Piktupöhnen nach Tilsit führt, konnten wir das sich vor uns hinziehende Corps übersehen, und es schien, als ob die Tête Halt gemacht. Sehr bald sahen wir einen Reitertrupp auf uns zukommen und erkannten, daß die Kosaken wieder unsere Avantgarde aufhielten. Der Vorderste dieses Reitertrupps war der Marschall selbst, der, als er an uns herankam, zu unserem Major von Liptow sagte: „Monsieur le Colonel, die Mann, fur de Voltigeurs, par le Flanc droit, Feuer! Feuer!" Der zunächst folgende Adjutant verdeutschte die Worte dahin, daß die Tirailleurs in die rechte Flanke des Bataillons in der Straße auf Piktupöhnen, das die Russen besetzt hatten, losgehen und es nehmen sollten." — Piktupöhnen wurde wirklich genommen und dort am 25. December Ruhetag gehalten. „Ein sehr trauriges Christfest für uns," ruft unser Musketier. Er konnte natürlich nicht wissen, daß der General York und der General Diebitsch sich am Abend dieses ersten Weihnachts-Feiertages zum ersten Male sprachen, und was York seinem Corps für eine frohe Bescheerung bereiten würde. Am zweiten Weihnachts-Feiertage rückte der Musketier mit seinem Bataillon in Ragnit ein, welches von den Russen geräumt worden. „Hier (schreibt er) erhielten wir Quartier, und mit Recht konnten wir sagen: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Denn hier waren Lebensmittel aller Art und in Fülle zu haben, und Jeder konnte sich gütlich thun, was auch dem ermöglicht wurde, der ohne Geld war, denn wir hatten bereits seit längerer Zeit keine Löhnung mehr erhalten. Es kam nämlich von Tilsit ein französischer Kriegscommissar zu uns herüber und brachte uns, vom Feldwebel abwärts, vier Albertus-Thaler, die uns der Marschall als Gratification für unsere gute Haltung während der Retirade zahlen ließ. Wenn der Marschall Macdonald uns Preußen dieses Geld, das den Meisten von uns erwünscht kam, als Lockspeise reichen ließ, dann hatte er, wie die Folge lehrte, seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn in jeder Preußenbrust lebten ganz andere Gefühle, als sie der Mar-

schall für sich und die Sache, der er diente, wünschte. In der Nacht vom 29. zum 30. December 1812 wurden wir von unsern Offizieren und Unteroffizieren, die in den Quartieren umherliefen, zum sofortigen Umhängen und Antreten geweckt. Wie schwierig es ist, zur Nachtzeit ohne vorherigen Appell oder Allarm aus so weitläufigen Quartieren ein Bataillon zusammen zu rufen, liegt auf der Hand, und doch wurde das Bataillon bald complett, weil Jeder mitwirkte, die Kameraden herbei zu holen. Als das Bataillon complett war, trat es in aller Stille seinen Marsch nach Tilsit an. Es ist wahr, daß dieser Marsch von nur zwei Meilen fünf und eine halbe Stunde dauerte, weil durch das plötzlich eingetretene Thauwetter der Schnee theilweise geschmolzen war, und wir in dem Schlamme bis über den Spann, stellenweise auch bis zur Wade zu gehen hatten, wobei noch Mancher, der es in der Finsterniß versah und zu weit rechts oder links trat, bis an den Unterleib in den Graben fiel. Vor der Stadt Tilsit befanden sich die Magazine; als wir uns diesen näherten, wurden vom Bataillon Hülfsfouriere commandirt, um Lebensmittel zu empfangen. Wir Commandirten traten aus, blieben vor dem Magazine stehen, während der Offizier hinging, um die Anweisung zum Empfange der Lebensmittel zu holen. Es war in der achten Stunde früh, wir hatten nicht über eine Viertel Stunde dort gewartet, als fünf Reiter die Straße von Ragnit herkamen, in denen wir den Hauptmann von Hildisheim, zwei Offiziere vom Generalstabe und zwei Ordonnanzen erkannten; als sie an uns herankamen, fragten sie uns, worauf wir dort warteten? Nach unserer Meldung hießen sie uns sofort aufbrechen, um dem Bataillon nach Piktupöhnen zu folgen. Als wir in die Stadt kamen, lag das ganze Corps noch in seiner Ruhe; nur die Bürger waren auf den Beinen, sie drängten sich mit der Frage an uns: was es zu bedeuten habe, daß die Preußen über die Memel zurückgingen, während die übrigen ruhig liegen blieben? Daß wir die Frage, wenn wir es gekonnt, eingedenk unserer Pflicht, nicht beantwortet hätten, steht fest; so aber konnten wir in Wahrheit uns mit unserer Unwissenheit entschuldigen. Die ungestörte Ruhe des Marschalls und des Corps ließ uns die Sache, dem Bataillon auf dem Fuße zu folgen, nicht so pressant erscheinen, und wir beschlossen einzukehren, um nach einem

so schweren Nachtmarsch uns durch ein gutes Frühstück zu kräftigen. Wir machten noch einige Einkäufe an Lebensmitteln und gingen in der zehnten Stunde über die Memel zurück. Wir mochten die Memel wohl vierhundert Schritte hinter uns haben, da begegneten wir einem russischen Parlamentär, der nach Tilsit ritt, und bald darauf hörten wir den Generalmarsch in der Stadt schlagen, und das Corps brach auf. Beim Empfange jener Depesche hat der Marschall seinen Kopf in beide Hände genommen und mehrere Male gerufen: „O mon Dieu, Monsieur York!" Bei unserm Rückzuge auf das rechte Memel-Ufer konnte unsere Artillerie uns nicht folgen, weil das Wasser bereits stark über die Eisdecke strömte, sie mußte vor der Stadt stehen bleiben. Der Marschall wollte sie bei seinem Abzuge von Tilsit, da sie inmitten seines Corps stand, mit sich nehmen. In eigener Person begab er sich zu dem Commandeur derselben und forderte ihn auf, zu folgen. Der Major von Fiebig antwortete kurz und fest:

„Ich stehe unter dem Befehl Sr. Excellenz des Generals von York, und nur auf dessen Ordre werde ich meine Stellung ändern."

Die Batterie hatte mit der Queue zur Stadt abgeprotzt, die Geschütze waren geladen, und die Lunten brannten; der Marschall zog stillschweigend ab. Auf dem Berge vor Piktupöhnen trafen wir unser Bataillon auf derselben Stelle, auf der wir uns noch vor wenigen Tagen für fremdes Interesse geschlagen und einen so braven Offizier, den Major von Manstein verloren.*)

In der zwölften Stunde kam unser commandirender General von York, in Begleitung des russischen Generals von

*) Ein Schreiben Macdonalds an Berthier aus Tilsit vom 28. December 1812, abgedruckt im Pariser Artikel der Vossischen Zeitung vom 23. Januar 1813, gedenkt des Gefallenen und seiner Tapferkeit. „Ich ließ (schreibt Macdonald) die Position von Piktupöhnen angreifen. Die Russen wurden durch einen schönen Angriff, den die schwarzen Husaren und die preußischen Dragoner machten, geworfen. Zwei russische Infanterie-Regimenter haben die Waffen gestreckt; außerdem hat man ihnen eine Haubitze, eine Feldschlange und den bespannten Karren derselben abgenommen. Die leichte preußische Batterie unter dem Major Graumann hat mit vieler Richtigkeit und Ueberlegenheit gefeuert. Der Oberstlieutenant Treskow hat sich aufs Neue ausgezeichnet. Er hat einen seiner tapfern Hauptleute, den Grafen von Manstein, verloren." — Er fiel als Major; sein Patent war schon unterwegs.

Diebitsch mit dessen Suite zu uns. General von York redete uns folgendermaßen an:

„Soldaten! Wir haben jetzt keinen Feind vor uns; wer uns angreift, gegen den wollen wir uns wehren! Ihr werdet jetzt Quartiere beziehen und die weiteren Befehle Sr. Majestät des Königs abwarten.“

Dann wurde das Gewehr präsentirt und ein dreimaliges Hoch auf Se. Majestät, unsern allgeliebten König und Herrn, Friedrich Wilhelm den Dritten ausgebracht, in das Jeder von uns mit vollster Kraft einstimmte. O, wie waren doch die Gefühle, die unsere Brust bei diesem Hoch durchströmten, von denen verschieden, die wir bei dem vor sieben Monaten und fast auf derselben Stelle, bei dem uns so abgezwungenen „Vive l'Empereur!“ empfunden hatten; diese beseligenden und wohlthuenden Gefühle sind wie bei mir, so auch gewiß bei Jedem, der zur Stelle war, in frischem und wärmstem Andenken. — Hiermit war der Feldzug von 1812 gegen Rußland geschlossen, welcher im Gedächtniß eines Jeden, der daran Theil genommen, von denen jetzt nur noch Wenige am Leben sind, eine schmerzliche Erinnerung bleiben wird. Wie aber jedes Uebel sein Gutes hat, so auch jener Feldzug; er hat in jener schweren Zeit schwere Opfer gekostet, hat uns aber auch die Gelegenheit gebracht, uns in der Waffenthat vor dem Feinde zu üben und das gesunkene Selbstvertrauen wieder zu wecken. Ja, wir sind durch jene Prüfung erstarkt und haben der Welt unsere Thatkraft wie unsere treue Hingebung für König und Vaterland in den nun folgenden Jahren 1813, 14 und 15 bewiesen.“ —

So der preußische Musketier. In seinen treuherzigen Aufzeichnungen vergegenwärtigt sich wohl zugleich die Stimmung seiner Kameraden. . . .

Am 26. Januar 1813 meldeten die Berliner Zeitungen aus Danzig vom 19.: „Das unter den Befehlen des Herzogs von Tarent (Macdonald) stehende zehnte Corps der großen Armee kam den 13. d. auf dem Danziger Gebiete an. Se. Excellenz übergaben sogleich das Commando darüber dem General-Gouverneur von Danzig, Oberbefehlshaber aller zur Vertheidigung dieser Festung bestimmten Truppen, General Grafen Rapp.“ — Als die Zeitungen diese Nachrichten brachten, war Macdonald selbst schon vor acht Tagen auf der

Durchreise in Berlin angekommen. Ebenso Ney und noch an zwanzig französische Generale, darunter mehrere Adjutanten Murats und Berthiers. So spät trug dazumal die Berliner Presse ihren Lesern die Neuigkeiten zu und nach wie vor in französischer Färbung. Der bereits am 4. Januar geschehene Rückzug der Franzosen aus Königsberg, einer der Residenzstädte des Königreichs, wurde den Berliner Zeitungslesern von der Spenerschen zehn, von der Vossischen gar erst zwölf Tage hinterher mitgetheilt. Ein „Schreiben aus Preußen" in der Spenerschen Zeitung vom 14. Januar lautet:

„Am 4. dieses des Abends erhielt die unter den Befehlen Sr. Excellenz des Reichsmarschalls Herzogs von Tarent (Macdonald) und des Reichsmarschalls Herzogs von Elchingen (Ney) zu Königsberg stehende gesammte französische Garnison Ordre zur Räumung der Stadt, da, den eingezogenen Nachrichten zufolge, die Russen, die schon früher bei Tapiau eine Affaire und später bei Mehlsack ein Gefecht mit dem Könige von Neapel hatten, mit Uebermacht gegen diese Stadt andrängten; die Einwohner erhielten demzufolge den Befehl, überall in den unteren Etagen Licht an die Fenster zu setzen, damit bei der Dunkelheit der Nacht die Räumung der Stadt mit Ordnung geschehen könne, welches auch vollkommen erreicht wurde. Am 5. des Morgens um 2 Uhr sprengten die ersten Kosaken in die Stadt und besetzten sämmtliche Thore, die von dem Augenblicke an gesperrt waren; eine Stunde später trafen zwei Kosaken-, ein Husaren-, ein Dragoner-Regiment und eine Abtheilung Infanterie ein, die größtentheils sämmtlich auf dem Roßmarkt aufmarschirten, von wo aus dann auch sämmtliche Wachen der Stadt besetzt wurden. Die Cavallerie futterte auf dem Markt nur mit Heu, und für die Mannschaft wurde vom russischen Befehlshaber Hering und Branntwein gefordert. Nach Beendigung des Frühstücks saß die Cavallerie nach einer Rast von fünf Stunden wieder auf und schlug die Straße nach Elbing ein."

Laut dieses Berliner Zeitungs-Artikels hätten die Franzosen Königsberg mit vollkommener Ordnung geräumt. Dagegen ein anderes Bild davon liefern die nachstehenden Aufzeichnungen eines Königsberger Augenzeugen: „Die letzten (französischen) Truppen zogen während der Nacht durch die

Stadt, und gegen Morgen schon sahen wir die ersten Kosaken kommen. Sie folgten jenen auf dem Fuße. Dieser letzte Theil der Retirade hatte etwas Ungewöhnliches, Aengstliches. Es war befohlen worden, daß die Bewohner der Hauptstraßen Lichter vor die Fenster stellen sollten, und dieser äußere Anschein einer Festlichkeit contrastirte auf gespenstische Weise mit dem, was sich in den Straßen zutrug. Soldaten marschirten in größter Hast hindurch, und Kanonen, Munition und Kranke wurden in eben solcher Hast nachgefahren. Der tiefe Schnee und das aufgefahrene Eis hatten indeß die Straßen fast unfahrbar gemacht, der Transport war überall gehemmt, an allen Ecken und Enden entstanden Verwirrungen, Geschrei, Tumult. Dabei die Todesangst in allen Mienen, bei dem Scheine der vielen hundert Lichter, wie Alles sich bestrebte, so schnell als möglich vom Platze zu kommen, wohl wissend, daß im nächsten Augenblicke schon das Verderben hereinbreche, die gefürchtete russische Kriegsgefangenschaft, Sibirien, ewiger Winter und die Knute! Schrecklicher, als der Tod! — Ich strich durch die Straßen, ich hörte das verzweifelnde Fluchen, sah, wie sie den Säbel zogen und auf die armen Samländischen Bauern einhieben, um sie zum schnelleren Fahren zu zwingen, wie sie Pferde erstachen, die ihnen nicht rüstig genug schienen, und andere herbeiholten, kurz, wie sie Alles thaten, was nur eine sinnlose Wuth dem Verzweifelnden eingeben kann. Von diesen Scenen ermüdet, wandte ich mich der Seite zu, von wo aus die Russen herkommen mußten. Die letzten Nachzügler der Franzosen waren schon vorüber, und es war ruhig geworden in diesem Theil der Stadt, während am unteren Ende derselben, am Pregel noch derselbe Tumult sich fortbewegte. Ich ging zu dem Thore, das nach Littauen führte, und fand einige Bürger dort, die mit gefüllten Schnapsflaschen und patriotischen Herzen die „Befreier" erwarten wollten. Nicht lange, so hörten wir Pferdegetrappel durch die Nacht. Es waren wirklich Kosaken, fünf an der Zahl, die mit ihrer gewöhnlichen Keckheit das Terrain recognosciren wollten. Sie schmolirten mit den Bürgern auf „Brüderchen" und „Väterchen" nach gut russischer Weise und ließen sich den Korngeist gut schmecken. Dann fragten sie nach den Franzosen und flogen wie Pfeile wieder zurück. Kurze Zeit darauf erschien ein kleiner Trupp, ungefähr dreißig oder fünf-

zig an der Zahl und trottirte, ohne sich bei uns aufzuhalten, in die Stadt, gerade auf das Schloß zu.“

Noch ein Augenzeuge, ein militärischer, der damalige fürstlich schaumburg-lippesche Hauptmann G. W. von Düring in der von Napoleon so genannten „division princière“ (Division der kleinen Rheinbundes-Fürsten), schreibt in seinem Tagebuche: „Am 4. Morgens mußten die Truppen auf die Lärmplätze rücken; der Train und das Gepäck des Macdonaldschen Corps ging durch gegen Elbing; um 10 Uhr fing die Bürgerschaft von Königsberg, die schon seit mehreren Tagen in Gährung gewesen war, an, sehr unruhig zu werden; es wurden mehrere Magazine mit Kleidung und Waffen von denselben erbrochen und geplündert. Gegen Mittag ging die Division Heudelet durch die Stadt zurück und nahm eine Position gegen dieselbe auf der Seite von Brandenburg; um 5 Uhr erfolgte der Befehl, die Stadt zu verlassen, nachdem vorher die große Bäckerei am Friedländer Thor angezündet worden. Drei Schiffe, mit Munition beladen, sollten in die Luft gesprengt werden, welches aber durch die Bürgerschaft verhindert wurde. Alle Divisionen, die in der Stadt waren, setzten sich in Bewegung, sobald die Tête der Division Macdonald, aus Polen, Bayern und Westfalen bestehend, die Stadt erreicht hatte. Mit der Arrièregarde und den Kosaken kam es in den Straßen zum Gefecht, wobei auch viele Einwohner thätig mitwirkten und Miene machten, die Thore zu versperren, welches aber auf den ertheilten Befehl, sofort die Stadt anzuzünden, wenn dieses geschähe, unterblieb. Eine Menge Offiziere und Soldaten, die zum Theil krank, verwundet oder mit erfrorenen Gliedern aus Rußland zurückgekehrt waren, wurden theils in Spitälern, theils aber auch in den Quartieren krank zurückgelassen. Ueber die ihnen zum Theil widerfahrene schlechte Behandlung, die sie, die unglücklichen Opfer der Napoleonischen Tyrannei, als wehrlose Geschöpfe von einem Theile der Königsberger Einwohner zu erfahren hatten, schweigen wir lieber gänzlich — da bei Weitem der größte Theil der Einwohner sich sehr edelmüthig dieser Armen annahm und dadurch den Schandfleck einiger ihrer unwürdigen Mitbürger auszulöschen bemüht war.“ — „In Königsberg (schreibt Hauptmann von Düring an einer andern Stelle seines Tagebuches), in Königsberg, wohin sich in den Tagen vom 20. bis 21.

December die ganze Armee gedrängt hatte und Erquickung und Ruhe nach so langen Leiden zu finden hoffte, war ebenso wie auf der ganzen Retirade Unordnung das Feldgeschrei. Quartier zu erhalten war äußerst schwierig, und wären die Einwohner, bei denen die Rhein-Bundes-Truppen einen Monat lang im Quartier gestanden hatten, nicht so äußerst gefällig gewesen, sie gleich ohne Billet wieder aufzunehmen, so hätten sie, wie der größte Theil der Franzosen, auf den Straßen liegen müssen, da schon alle Häuser durch die zuerst Angekommenen voll waren. Es war hier gleichfalls nichts Neues, eine Menge Erfrorener in den Straßen zu finden, besonders vor der Wohnung des Commandanten und vor dem Billet-Amte, wo ein ununterbrochenes Gedränge war. — Nach einigen Tagen wurde sogar für die Generale und anderen Offiziere ein besonderer Weg angelegt, um zu dem Commandanten zu gelangen, und zwar durch den Keller."

Also: Verwirrung, Geschrei, Tumult an allen Ecken und Enden; eine große Bäckerei in Flammen, eine beabsichtigte Explosion der Munitionsschiffe, verhindert durch die gährende Bürgerschaft; versuchte Thorsperre und angedrohte Einäscherung der Stadt: man sieht, beide Augenzeugen beschreiben die Räumung Königsbergs von den Franzosen gar nicht in so „vollkommener Ordnung," wie jener Berliner Zeitungsartikel, in welchem sich augenscheinlich weniger die Wahrheit der Tagesgeschichte, als vielmehr der Stempel der französischen Censur abdruckt.

Vielleicht um den Berlinern frischen Respect vor den „französischen Adlern" einzuflößen, erschien in derselben Berliner Zeitungsnummer gleich hinter der Nachricht von der Räumung Königsbergs jener famose Tagesbefehl des französischen Gouverneurs von Danzig, Generals Rapp, worin er dem Börsengerüchte widersprach: als habe er Kriegsrath gehalten über die Frage, ob man die Festungswerke von Danzig sprengen solle? „So abgeschmackte Gerüchte (sagte dieser Tagesbefehl) können nur aus dem Munde einfältiger oder übelgesinnter Menschen kommen. Der Herr Gouverneur hat aber mit dem größten Erstaunen erfahren, daß dennoch einige Militärs dem Gerüchte Glauben beizumessen scheinen. Allein die Festungswerke sollen nicht nur nicht gesprengt, sondern vielmehr bis auf's Aeußerste vertheidigt werden, wenn

der Feind sich ihnen zu nahen wagte, und wäre es nöthig, so würden wir uns eher in den Straßen von Danzig schlagen, als uns ergeben. Nichts ist leichter, als seinem Souverän im Glück Ergebenheit zu bezeugen; allein auch unter den gegenwärtigen Umständen wird die Garnison von Danzig dem Reiche und seinem erhabenen Oberhaupte beweisen, daß ihren Muth nichts niederschlagen kann, und daß sie, es koste was es wolle, ihrem Souverän den wichtigen Posten erhalten werden, den er ihrer Ehre und Treue anvertraut hat. Wenn die Elemente einen Augenblick den Glücksstern gebleicht haben, so wird er doch bald seinen ganzen Glanz wieder erhalten, und die französischen Adler werden ehrfurchtgebietender, als je erscheinen. In Zukunft soll einem Jeden, ohne Unterschied des Standes, der überwiesen wird, ähnliche Reden geführt zu haben, das Haupt auf der Parade geschoren und er schmachvoll aus der Stadt gejagt werden. (Unterzeichnet:) Der Divisions-General und Adjutant Sr. Maj. des Kaisers und Königs und Gouverneur von Danzig, Graf Rapp."

Denke man sich den Fall, es würde jetzt so, wie damals, gegen die Verbreiter von „Börsen-Gerüchten" eingeschritten: was für eine Legion von Kahlköpfen und Ausgewiesenen stände da in Aussicht! Und die Presse, wie stand es damals um sie? Als Beispiel (eines unter vielen) seien nur die Danziger Zeitungen vom 19. Januar 1813 angeführt: ihr bisheriger halber Bogen ist auf ein knappes Quartblatt zusammengeschrumpft und flüstert die Erklärung: „Das Ausbleiben der Posten und der Mangel an politischen Neuigkeiten ist die Veranlassung, daß zur Unterhaltung der resp. Leser andere interessante Aufsätze geliefert werden." — Die Hamburger Zeitung, halb deutsch, halb französisch gedruckt, verkündet Mitte Februar einen Tagesbefehl vom General en chef des Observations-Corps an der Elbe, Grafen Lauriston, der sagt: „Soldaten! es ist die Pflicht eines Franzosen, für die Ruhe des Landes zu wachen. In jedem Departement werden Militär-Commissionen errichtet werden; sie werden alle Unruhestifter schnell richten, und wenn sich einige Gemeinden irre leiten ließen, so würden sie Execution bekommen und Geißeln von denselben ausgehoben werden." — So bucht sich die Franzosenzeit in ihren urkundlichen Blättern.

Leider ist der in dem nordischen Venedig als unumschränkter Doge herrschende Rapp, der sich als Adjutant Napoleons im russischen Feldzuge seine zweiundzwanzigste Blessur geholt, dazu die Nase, ein Ohr und zwei Finger erfroren — leider ist Rapp der Mann, seine Worte zu Thaten zu machen, zum größten Unglück für das schrecklich heimgesuchte Danzig. Bis zu Neujahr 1814 hat er die hart belagerte Stadt in seiner festen Hand gehalten, trotz einer aus Franzosen, Holländern, Spaniern, Italienern, Polen und Deutschen bunt zusammengewürfelten Garnison, trotz einer durch Hungersnoth und Seuche zum Aeußersten getriebenen Bevölkerung. „Seit der Belagerung Genuas fand keine Vertheidigung unter so widrigen Umständen statt," schreibt der Hauptmann von Düring als Augenzeuge. „Keine Truppen hatten so lange und so anhaltend gegen Krankheiten, Hunger und gegen so tapfere und wachsame Truppen, wie die der Belagerer, zu kämpfen. Viel litten die Bewohner von Hamburg; doch sind ihre Leiden in kein Verhältniß mit denen der unglücklichen Bewohner von Danzig zu stellen; jene hatten fortwährend, wenn auch nur wenige, doch gesunde und nahrhafte Lebensmittel, dahingegen diese, außer den Schrecknissen eines Bombardements von 50 Tagen und 50 Nächten, wo sie zum Theil Habe und Gut von den Flammen verzehrt sahen, länger als fünf Monate mit dem höchsten Mangel ringen und zu Nahrungsmitteln ihre Zuflucht nehmen mußten, um dem Verhungern zu entgehen, bei deren bloßer Erinnerung, sie genossen zu haben, Jeden noch der größte Ekel anwandeln muß. (Es wurden nicht nur Hunde und Katzen geschlachtet, sondern auch crepirte Pferde, Ratten und Mäuse gegessen.) Hunderte starben den Hungertod aus Mangel selbst dieser Nahrungsmittel. — In der Nacht zum 27. November 1812 wurde von mehreren Menschen ein Versuch gemacht, die Wohnung des Gouverneurs zu überfallen, wahrscheinlich in der Absicht, ihn zu ermorden; denn eine Schildwache der französischen Garde, die jede Nacht im Garten hinter der Wohnung des Gouverneurs aufgestellt wurde, die die Leute entdeckte und sie anrief, wurde sogleich von denselben überwältigt, zu Boden geworfen und durch mehrere Messerstiche verwundet; indeß erweckte das Geschrei der Schildwache den Gouverneur und seine Leute, zugleich eilte auch die vor dem Hause stehende Wache auf das Geschrei herzu, und die

Thäter ergriffen die Flucht, indem sie über die Befriedigung des Gartens stiegen. Ungeachtet aller angewandten Bemühungen war man nicht im Stande, eines der Thäter habhaft zu werden, noch zu erfahren, wer die Leute gewesen. — Auffallen muß es Jedem, daß eine Garnison, die aus allen zu der Zeit mit den Franzosen verbundenen Nationen und Völkerschaften zusammengesetzt war, den ganzen, über 10 Monate langen Zeitraum einer langwierigen und gefahrvollen Blokade und Belagerung, die überdem mit dem höchsten Mangel und Elend kämpfte, dennoch stets mit solcher Energie, Kraft und Einigkeit bei jeder vorkommenden Gelegenheit handelte. Es herrschte in jedem Corps bis zum letzten Soldaten herab ein Wetteifer, jeden Andern in Muth und Beharrlichkeit zu übertreffen: Doch woher entstand alles dies? Allein durch das Beispiel, durch den unerschütterlichen, sich immer gleich und festbleibenden Sinn des Gouverneurs. Man denke ja nicht, daß ich, als deutscher Mann, den Erbfeinden und ehemaligen Unterdrückern deutscher Freiheit eine Lobrede halten wolle! Der Himmel bewahre mich vor einem so schändenden Gedanken. Allein was wahr ist, kann und soll man laut aussprechen und Niemandem, er sei wer er wolle, sein Verdienst schmälern! Alle, die unter Rapp in dieser Belagerung dienten, werden einmüthig sich nie einen besseren, tapferern und gerechtern Chef wünschen können. Er zog keine Truppen aus Vorliebe den andern vor: der Tapferste war ihm der Liebste; er war freundlich gegen den gemeinsten Soldaten und besaß überdem eine ausgezeichnete und bekannte persönliche Bravour. Dieses zusammengenommen mit dem Gefühle, so ganz von der übrigen Welt abgeschnitten zu sein, wo keine andere Wahl war, als die zwischen schimpflicher Feigheit, verachtet von jedem seines Gleichen, oder Ausdauer und festem Muthe, bewirkte, daß ein solcher Wetteifer in der Garnison blieb."

Dabei hielt Rapp, als der „Glücksstern" noch tiefer gebleicht, als die „französischen Adler" mehr und mehr aus ihren Raubnestern in Deutschland verjagt worden, die Rhein-Bundes-Truppen in Danzig gar nicht mit Gewalt zurück. Am 11. November heißt es in Dürings Tagebuch während der Belagerung Danzigs: „Der Gouverneur machte dem Commandeur des 13. königl. bayrischen Linien-Regiments, Obristen Grafen von Buttlar, bekannt, daß Se. Maj. der König von

Bayern sich gegen Frankreich erklärt habe, mithin der Herr Obrist mit seinem Regimente aus der Festung abziehen könnte, wann es ihm beliebte, und sollte ihm dabei kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Der Graf von Buttlar antwortete dem Gouverneur, er würde nicht eher mit seinem Regimente abziehen, als bis er dazu Befehl von seinem Könige erhielte, bis dahin aber eben so treu wie bisher fortfahren, seine Pflicht gegen den Gouverneur zu erfüllen; nur bäte er für die Zukunft mit seinem Regimente vom Vorposten-Dienst befreit zu bleiben. Dieses wurde vom Gouverneur bewilligt, welcher zugleich den Chefs der verschiedenen, in der Festung befindlichen Truppen auf sein Ehrenwort erklärte: „daß er Niemanden abhalten oder ein Hinderniß in den Weg legen wollte, mit seinen Truppen abzuziehen, wenn diese dazu von ihren rechtmäßigen Souveräns aufgefordert würden"

Rapp, den jener deutsche Hauptmann in der „division princière" dergestalt nach dem Leben zeichnete, war armer Leute Kind aus der weiland deutschen Reichsstadt Kolmar in dem von Ludwig XIV. annectirten Elsaß. „In seinem neunzehnten Jahre in den Soldatenstand getreten," schreibt der Professor Gottlieb Hufeland, von den Franzosen als Ober-Bürgermeister in Danzig eingesetzt, „war dem General Rapp freilich jede gründliche Bildung und Vorübung gänzlich fremd; alle seine Kenntnisse waren die Frucht des Lebens, Anschauens, Umganges und einer zufällig, meistens bloß in Krankheiten erworbenen Belesenheit; daher man denn auch die hieraus leicht erklärliche Klage, daß er kein Verwalter sei, oft genug von den Franzosen hörte. Demungeachtet hatte er für das, was ihm deutlich vorgelegt ward, richtige und klare Fassungskraft, und wenn ihn nicht früher schon Listränke eingenommen hatten, so war sein Ohr und Gemüth für Gründe offen. Die ursprüngliche Gutmüthigkeit seines Charakters war unverkennbar, und sie trat, wenn auch Hitze ihn zu harten Schritten verleitete, doch oft nach kurzen Zwischenräumen wieder hervor. Manche drückende Maßregeln nahm er nur, wie er unter Anderm durch seine Briefe an den Marschall Davoust bewies, um die höhern Befehlenden überzeugen zu können, das Elend sei so groß, daß selbst ein solches Verfahren nichts mehr wirke." — Die soldatische Praxis des Generals hat länger ausgehalten, als die akademische Theorie des rechtsgelehrten

Professors. Die Danziger, um seiner wieder los zu werden, kauften den ihnen octroyirten Ober-Bürgermeister dem französischen Gouverneur gleichsam ab: sie bezahlten mehr als 26,000 Gulden persönliche Schulden für ihn, und der an der Praxis gescheiterte Professor kehrte von seinem Vorsitze im Rathhause auf seinen Lehrstuhl in Landshut zurück. Rapp ist 1821 als Graf, Pair von Frankreich und königlicher General-Lieutenant der Cavallerie zu Rheinweiler in Baden gestorben, ein halbes Jahr nach dem Tode Napoleons. Freimüthig gegen seinen übermüthigen Soldatenkaiser in dessen Glück, hat der Elsasser Soldat am Königshofe in Paris ohne Hehl um den Gefangenen von St. Helena getrauert. Eben Dienst thuend bei Ludwig XVIII. hört Rapp die Todeskunde von St. Helena. „Ich bin kein Undankbarer," sagt er und beurlaubt sich augenblicklich vom Hofe. Dafür dankt ihm der König, der ihn zu sich entbietet, mit den Worten: „Rapp, ich weiß, wie schmerzlich Sie die Todesnachricht berührt hat. Es macht Ihrem Herzen Ehre; ich kann Sie darum nur desto höher achten. Wer das Andenken an seinen todten Herrn nicht verläugnet, dem kann der lebende desto fester vertrauen." — Diese Worte, ehren sie nicht den König eben so wie den General? Und ist es nicht gerecht, da, wo es so viel Schlimmes von dem Feinde zu erzählen giebt, auch seiner edleren Regungen zu gedenken?

Im Gegensatze zu Rapp, der auf dem ihm anbefohlenen Platz standhaft aushält, weicht Murat, dem Napoleon die Hand seiner jüngsten Schwester und eine der ältesten Kronen Europas gegeben hat, aus Gesundheits-Rücksichten von seinem Posten. Am 16. Januar 1813 meldete die Vossische Zeitung ein Erdbeben aus Neapel. Es erscheint wie ein Vorspuk der Nachricht, welche sie am 23. Januar bringt: „Der König von Neapel, dessen Gesundheit seit einiger Zeit gelitten hat, soll sich von Posen über Glogau nach Kassel begeben haben, um sie wiederherzustellen. Se. Majestät haben das Commando der Armee dem Prinzen Vicekönig von Italien übergeben." — Das gerade Gegentheil von der „seit einiger Zeit leidenden Gesundheit" Murats theilt die Spenersche am 2. Februar aus der Magdeburger Zeitung mit. Da lautet es:

„Baireuth, vom 21. Januar. Gestern gingen einige Couriere, Wagen und Reitpferde nach Neapel hier durch. Abends um 6 Uhr trafen Se. Maj. der König von Neapel,

in Begleitung der Generale Rosetti und Lemond, des Obersten Chevalier de Provast, aide de camp, dann Ihres ersten Stallmeisters Hrn. Deshornard und des Leibarztes Seborde, nebst 2 Pagen und einer Dienerschaft von 10 Personen hier ein. Se. Maj. stiegen im Gasthof zum goldenen Anker ab, nahmen bald nach Ihrer Ankunft ein Bad, soupirten und setzten nach einem 6stündigen Aufenthalt, Nachts um 12 Uhr, die Reise über München nach Neapel fort. Wer das Glück hatte, Se. Maj. zu sehen, freute sich über Allerhöchstderselben gesundes Ansehen und Freundlichkeit."

An demselben 2. Februar berichtet die Vossische Zeitung in einem Artikel aus Posen zwar nicht jene Nachricht von der „leidenden Gesundheit" Murats, aber doch: „daß Se. Majestät erst nach der Ankunft Sr. kaiserl. Hoheit des Prinzen Vicekönigs von Italien die hiesige Stadt (Posen) verlassen hat, weshalb auch hier und nicht in Glogau die gedachte Uebergabe erfolgt ist."

In der zweitfolgenden Nummer, am 6. Februar, meldet die Vossische aus Paris vom 27. Januar: „Der heutige Moniteur enthält Folgendes: Da der König von Neapel unpäßlich ist, so hat er das Commando nicht behalten können und es an den Vicekönig von Neapel abgegeben. Letzterer ist in der Kunst einer großen Verwaltung mehr bewandert und besitzt das ganze Vertrauen des Kaisers."

Halten wir dieses Moniteur-Bulletin von Murats Unpäßlichkeit zuerst gegen das Licht, welches Berthier in einem gleichzeitigen Schreiben an Napoleon darüber aufsteckt. Es ist datirt: Posen den 16. Januar 1813 und lautet: „Sire! Ein Adjutant des Königs hat mir um 12 Uhr einen Brief von Sr. Maj. gebracht, wovon Abschrift beiliegt. Ich habe den König aufgemuntert, das Commando der Armee zu behalten. Er hat mir erwiedert, er sei unwiderruflich entschlossen. Ich habe ihm eingewendet, er könne nicht abgehen, bis der Vice-König angekommen sein würde, der heute Abend hier sein müßte. Ungeachtet der dringenden Bitten des Vice-Königs haben Se. Maj. darauf beharrt, das Commando niederzulegen. Der Vice-König wollte es nicht annehmen; da aber endlich die Wagen des Königs bereit waren, habe ich den Vice-König bewogen, provisorisch das Commando zu übernehmen. Ich habe ihn meines Eifers, trotz des leidenden Zu-

standes, in dem ich mich befinde, versichert. Ew. Majestät werden fühlen, wie wichtig es ist, daß Sie Ihre große Armee organisiren und durch ein Decret Ihren Stellvertreter ernennen. Ich erlaube mir keine Bemerkungen über das Betragen des Königs. Ich stelle mich unter die Befehle des Vice-Königs. Ich bringe Ew. Majestät die Huldigungen meiner tiefsten Ehrfurcht dar. Der Fürst von Neufchatel, Major-General. (Gez.) Alexander."

Halten wir jenes Moniteur-Bulletin von Murats Unpäßlichkeit ferner gegen das Licht, welches Davoust in einem Briefe an Duroc darüber aufsteckt. Duroc ist einer der Wenigen, welche Napoleon, nachdem er am 5. December 1812 in Smorgony den Oberbefehl an Murat abgegeben, zu seinen Begleitern auf der Flucht nach Frankreich ausersehen hatte. An ihn, den Liebling und Vertrauten des Kaisers, schreibt Davoust am 3. Februar 1813:

„Sie waren ohne Zweifel über die schnelle Abreise des Königs (Murat) von der Armee sehr erstaunt. Ich traf den König von Neapel und den Fürsten von Neufchatel, als sie eben von der Tafel aufstanden. Ohne Veranlassung und ohne Einleitung sagte mir Se. Majestät, Niemand in Europa setze noch Vertrauen in das Wort und in die Verträge unseres Souveräns, und daß er mit den Engländern habe Frieden machen sollen. Diese Aeußerung schien mir ein Mißvergnügen zu verrathen, daß er es seinerseits nicht gethan habe. Er erwähnte lobend des Fürsten von Pontecorvo (Bernadotte) und stellte unwürdige Betrachtungen über das Betragen des Kaisers gegen den König von Holland an. Da der Prinz von Neufchatel schwieg, so bemerkte ich dem Könige, ohne jedoch die Achtung, die ich einem Souverän, besonders dem Schwager des meinigen schuldig bin, aus den Augen zu setzen, daß meine Pflicht mich nöthige, ihn zu erinnern, daß er nur durch die Gnade des Kaisers und das Blut der Franzosen König sei; daß seine Pflicht ihm als französischem Prinzen nicht erlaube, mit den Feinden des Kaisers, ohne dessen Zustimmung, einen Frieden abzuschließen. Der König zeigte in seinen Antworten viel üble Laune; ich übergehe sie, weil sie mich persönlich betrafen. Er beharrte in denselben Ansichten und fügte hinzu, er sei so gut König von Neapel als der Kaiser von Oestreich Kaiser von Oestreich sei, und könne

thun, was er wolle. Wenn ich mich recht erinnere, so war der Herzog von Elchingen zugegen und unterstützte mich, als ich sagte, der König dürfe als französischer Prinz nur nach dem Willen des Kaisers handeln. Ich bin in diese Einzelnheiten eingegangen, weil ich bei der Leichtigkeit, mit der man dem König etwas in den Kopf setzen kann, für nützlich hielt, den Kaiser von den Ideen zu unterrichten, die zu Zeiten seines Schwagers Einbildung erfüllen."

Dramatischer, als der mit in den Vorgang verflochtene Davoust, schildern Ségur und Andere jenen Auftritt in Gumbinnen. Schon in Wilna, das er auf des Kaisers Befehl wenigstens acht Tage halten sollte, hatte Murat Napoleons auswärtigem Minister Maret schnöde geantwortet: „Non, je ne me ferai prendre dans ce pot de chambre!" Sonst ein tapferer Soldat, wich er, sobald die ersten Kosaken mit zwei Kanonen auf Schlitten anstürmten, aus Wilna nach Kowno, dann von Kowno nach Gumbinnen. Unterwegs verlor die französische Kriegskasse mehr, als sechs Millionen Francs: die Straße wurde mit goldenen Napoleons und blanken Fünf-Francs-Stücken gepflastert. In Gumbinnen brach der König von Neapel wie ein Vesuv hinter Napoleons Rücken los. „Hier" — erzählt Ségur — „inmitten der Heerführer, an deren Spitze ihn das Vertrauen seines kaiserlichen Schwagers gestellt hatte, schrie Murat: „Es ist nicht möglich, einem Wahnsinnigen länger zu dienen; seine Sache ist rettungslos verloren; kein Fürst in Europa traut mehr seinen Worten, noch einem Vertrage mit ihm. Ich bin König von Neapel, wie Franz Kaiser von Oestreich ist. Wie bitter bereue ich es, daß ich die Anträge Englands ausgeschlagen habe! Hätte ich das nicht gethan (fügte er nach Anderen hinzu), ich wär' heut noch ein mächtiger Souverän, wie der König von Preußen, wie der Kaiser von Oestreich." — Da unterbrach ihn Davoust mit einem Schrei (also nicht mit der „Achtung, die er einem Souverän, besonders dem Schwager des seinigen schuldig.") „Der König von Preußen," fuhr der Marschall den König von Neapel barsch (brusquement) an, „der Kaiser von Oestreich sind Fürsten von Gottes Gnaden (Princes par la grâce de Dieu), Fürsten von alter Herkunft und durch die Macht der Gewohnheit ihrer Völker. Sie aber sind bloß König durch die Gnade Napoleons und das Blut

der Franzosen. Sie können es nur bleiben durch Napoleon und im Bunde mit Frankreich. Der schwärzeste Undank schlägt Sie mit Blindheit. Uebrigens werde ich es meinem Kaiser sofort zu wissen thun." — Die anderen Marschälle schwiegen. Der Vesuv von Neapel, so eben noch Feuer und Flamme, verstummte gleichfalls.

Ohne Erlaubniß — schreibt Norvins, früher General-Secretär des neuen Königreiches Westfalen — verließ Murat plötzlich die Trümmer der Armee, vielleicht schon beherrscht von jener Politik, die bald einen General ohne Heer, einen König ohne Krone aus ihm machen sollte, weil er ein Franzose ohne Vaterland geworden war. Er floh nach Neapel. Dorthin schrieb ihm Napoleon: „Ich will nicht hoffen, daß Sie zu denen gehören, welche glauben, der Löwe sei todt. Wenn Sie darauf rechnen, so haben Sie sich verrechnet. Der Königstitel hat Ihnen den Kopf verdreht; wenn Sie ihn behalten wollen, so betragen Sie sich gut."

Dies die Entstehung der Unpäßlichkeit Murats, welche die Berliner Zeitungen nach Vorschrift des Moniteur meldeten. Der König von Neapel ist 1815 in dem seitdem „Fidelissima" genannten Städtchen Pizzo erschossen worden, verurtheilt durch ein von Ferdinand IV. decretirtes Kriegsgericht, wie elf Jahre vorher der Herzog von Enghien durch ein von Napoleon decretirtes und von Murat ernanntes Kriegsgericht. Der Sohn eines Gastwirths in Cahors, hatte Joachim Murat seine abenteuerliche Laufbahn damit begonnen, daß er sein Geld verspielte und dann dem Kalbfell des zwölften Chasseur-Regiments folgte. Er endete damit, um die ihm von Napoleon geschenkte Krone zu spielen, und er verspielte Krone und Leben. Den Tod dort in Pizzo erlitt er mit der ihm auf dem Schlachtfelde eigenen Unerschrockenheit: aufrecht, die Augen unverbunden, stellt er sich den acht sicilianischen Soldaten entgegen, knöpft sich die Weste auf, commandirt „Feuer!" und fällt, von acht Kugeln durchbohrt. — Am 9. November 1815 las man in der Spenerschen Zeitung: „Das Journal des Débats bemerkt, wie man mit Wahrheit gesagt, in Murat sei Bonaparte besiegt worden, so könne man auch jetzt sagen: er sei mit Murat verschieden. Die Regierung der monarchischen Ketzereien sei beendigt; ein Reichsräuber sei nur ein Rebell und nehme 1815 ein Ende, wie er es vor

dreißig Jahren genommen haben würde, auf dem Blutgerüste.“ ....

Während die Berliner Zeitungen ihren Lesern die französischen Bulletins von der Unpäßlichkeit des Königs von Neapel kund thun, während sie pünktlich ansagen, wann „Ihre Excellenzen die Reichsmarschälle und die kaiserlich französischen Generale von der großen Armee“ in Berlin angekommen und wieder abgereist sind, beobachten sie ein dunkles Stillschweigen in Ansehung der elenden Trümmer, welche von dem Wrack des gräßlich zu Grunde gerichteten ungeheueren Heeres am Ufer der Spree landen. Dagegen lesen wir in einem Briefe Niebuhrs vom 22. Januar: „Seit vorgestern kommen die Flüchtlinge von der Weichsel hier an; ein Anblick, den ich nicht schildern kann. Es ist bei Weitem die merkwürdigste Epoche meines Lebens; keine Gefahr, keine Aussicht auf Beschwerden könnten mich wünschen machen, sie zu entbehren. Dies Alles muß man in der Nähe erleben. Auch bildet sich Muth, man weiß nicht wie. Unser Schicksal steht nun in jeder Hinsicht vor seiner Entscheidung. Es lohnt sich, eine solche Zeit zu durchleben, und doch athmet man noch nicht frei.“

Die ersten Flüchtlinge von der großen Armee, welche die Berliner sahen, waren die sonst hoch zu Rosse so stolzen und prächtigen Carabiniers. Jetzt, auf ihrem Rückzuge, kamen sie bescheiden zu Fuß in Berlin an, ohne die glänzenden Panzer und Helme, dagegen die Sättel auf dem Rücken mit sich schleppend, die Wahrzeichen der entroßten Reiterei. Still und scheu schritten sie zu den Thoren herein durch die Straßen, welche sie früher (es war kaum dreiviertel Jahr her) mit ihrem Waffenglanze erfüllt hatten. Nach diesen schweigsamen Carabiniers („sie vermieden jedes Gespräch,“ schreibt ein damaliger Berliner von ihnen) kamen zuerst einzelne Ueberbleibsel verschiedener Regimenter, die Meisten ohne Waffen, Viele an Stöcken humpelnd, den Kopf verbunden, Hände und Füße in schmutzige Lappen gewickelt, um die Schulter die Fetzen von Soldatenmänteln, die in Stücken herunterhingen, rauchgeschwärzt, versengt und verbrannt von dem Feuer, an welchem die armen Menschen die erstarrten Glieder hatten wärmen wollen. Bleiche Jammergestalten lagerten stundenlang vor dem Commandantenhause in der Behrenstraße,

bis die Reihe der Anweisung eines Quartiers an sie kam. Gesprächiger, als die Carabiniers, erzählen sie den mitleidigen Bürgern, die ihnen Obdach und Nahrung geben, von den Schrecken des russischen Feldzuges: wie sie dort zuletzt das rohe Fleisch ihrer Pferde gegessen und glücklich gewesen, noch solches zu haben; wie sie die Leichen ihrer eigenen Kameraden um sich aufgehäuft, als einzige Schutzwand vor dem schneidenden Winde; wie sich mehr und mehr alle Mannszucht aufgelöst, Jeder nur für sich und um einen Platz am Feuer der eine Kamerad gegen den anderen gekämpft habe. Ihrer viele zeigten als augenscheinliche Belege ihrer grauenvollen Aussagen die Stummel erfrorener Finger, verkrüppelte Glieder und Brandmale des Feuers, in welches sie die grimmige Kälte hinein getrieben hatte. An vier Wochen wanderte es so, oft wie ein lebendiger Leichenzug anzusehen, zum Königsthore, zum Landsberger und Frankfurter Thore herein. Und während durch diese nordöstlichen und östlichen Thore die Trümmer der großen Armee langsam herein wankten, da marschirten gleichzeitig durch die südlichen und westlichen Thore, durch das Hallesche und Potsdamer, mit klingendem Spiel die Regimenter des Grenierschen Corps in Berlin ein. Hier unter lustigem, wie Hohn klingendem Musiciren ein kriegerischer Pomp; dort der himmelschreiende Jammer der aufgeriebenen Armee! —

Der letzte Rest der großen Armee, der sich durch Berlin schleppte, war von dem ersten Corps. Es reihte sich, als Davoust es nach Rußland führte, in der französischen Heeres-Ordnung gleich hinter der von Napoleon selbst befehligten kaiserlichen Garde, es zählte 68,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter, lauter Franzosen, die zwei Regimenter Portugiesen ausgenommen. Welch ein erbärmliches Häuflein kam nun von dieser stolzen Heerschaar zurück! Zählten doch — wie Chambray schreibt — das erste, zweite (Oudinotsche), dritte (Neysche), vierte (Prinz Eugensche) und neunte (Vandammesche) Corps, zählten diese fünf Corps doch schon beim Rückzuge aus Wilna zusammen genommen nur noch dreihundert streitbare Leute! In Wilna allein sind 70,000 Angehörige der großen Armee begraben; auf einem eigenen Friedhofe lagern sie dort unter der Erde. — Angesichts der nun einwandernden bleichen Schatten des riesigen Heeres, das der

unersättliche Eroberer in den kalten Tod des russischen Winters getrieben hatte, Angesichts dieser Bilder menschlichen Jammers, bei denen den Frauen der warme Quell des Mitleids unwillkürlich aus dem Herzen ins Auge floß, während die Männer, frei aufathmend von Jahre langem Drucke, die Rächerfaust ballten — ist es da ein Wunder, wenn die Stimmen der Zeitgenossen Ach und Wehe über den Unglücksstifter Europas rufen? wenn sie in Namen des Hasses und Abscheues, in Namen des Völkerfluches gegen ihn ausbrechen? . . . „Ich spreche von der Jugend, die ich kannte," schreibt W. Häring (W. Alexis) in den Blättern aus seinen Erinnerungen. „Unsere Eltern erzählten uns wohl mit einiger Beschämung, daß es eine Zeit gegeben, wo auch sie für den jugendlichen Napoleon geschwärmt. Für den Helden der Freiheit und Ordnung, der mit Göttermuthe die Hydra Revolution unter seine Füße trat. Sie hatten auf seine Gesundheit angestoßen, als er nach Aegypten zog, und noch heller, als er wiederkehrte. Die Enttäuschungen ihrer Hoffnungen war aber nur zu bald nachgefolgt, sie haßten ihn um so mehr, als sie auf ihn gehofft, und impften uns ihren Haß ein. Und mit Recht, denn wie wäre ohne diesen blinden, ohne diese Gluth des Hasses das Werk der Befreiung möglich geworden. Eine Juste-Milieu-Begeisterung hätte nicht ausgereicht, das zerrissene, vernichtete Preußen wieder zu binden und ihm das moralische Bewußtsein seiner Existenz einzuprägen. — Noch erinnere ich mich, welchen Eindruck ein illuminirtes Bild Bonapartes auf uns machte. Täuschende Aehnlichkeit in den gelben Zügen; aber wenn man das Gesicht näher besah, war es ein Knäuel verwester Cadaver und Todtengerippe, über denen ein schwarzer Kaiseradler (der dreieckige Hut) tückisch — das Auge war die Kokarde — hockte. Die Bilder für's Volk feierten in sehr beredter Weise das göttliche Strafgericht in Rußland. Ich erinnere mich einiger künstlerisch vortrefflich ausgeführter Skizzen, die Schreckenszüge durch die Schneefelder darstellend. Sie und ihre Verfasser sind verschollen, aber diese Hieroglyphenschrift wirkte nicht wenig mit, unsern Abscheu zu nähren. Ein cannibalischer Humor, über den wir jetzt erschrecken, hatte sie eingegeben. Solche erfrorene Gesichter, solche schlotternde Gestalten, solche Lumpenhüllen und die gelben Gesichter mit langen hagern Nasen und ungeheueren hohlen Augen hatte man nie

gesehen. Die übermüthigen Sieger, in welchen Trachten, in welchen Posituren suchten sie ihre Blöße, ihre Furcht, ihre moralische Vernichtung zu verbergen! Geschlachtete Pferde fehlten auf keinem dieser Bilder. Roßcotelettes wurden auf Bajonetten und Degen über dem Feuer geröstet, und ein Erstarrter stülpte sich eine eben geschlachtete Gans als wärmenden Helm auf den Kopf. Im Hintergrunde als flüchtige Krähen die Kosaken. Sie konnten diese Ermatteten nicht mehr aufschrecken. Die Erklärungen und Verse darunter vernichteten freilich für den Gebildeten den Humor; für das Volk sind aber Erklärungen, die wirken sollen, niemals stark genug. — In Berlin selbst zeigten sich die Trümmer der Armee nicht in großen Massen. Man ließ sie auf Seitenwegen vorüber oder in der Dämmerung einziehen. Doch genügte der Anblick der verkümmerten Gestalten, die wir sahen, um uns von der Wahrheit von Allem, was wir gehört, zu überzeugen. Welche Infanteristen! Welche Reiter! Kopf und Beine mit ekelhaften Lumpen umwunden; die Arme kaum mehr fähig die Zügel zu fassen, in dem geisterbleichen Gesichte ein zehrendes Fieber. Und zu alledem der Spott der Straßenjungen! Nicht mehr mitten auf den Märkten wurde bei Trommelgewirbel und Paukenschall stolze Heerschau gehalten; verschwunden waren die himmelstürmenden Bärenmützen, die schwarzen wallenden Bärte der Sappeure, das Roth und Gold und Silber, die von Roßschweifen umflatterten Helme der Chasseure; kaum glichen die spärlichen Schaaren, die ein Capitain, selbst dürftig verhüllt in einen zerrissenen Civilmantel, in einem abgelegenen Winkel zum Appell rief, noch Soldaten. Nur Fetzen von Uniformen, abgetragene, geflickte, farblose Mäntel, Schuhwerk, dessen ein Gassenbube sich schämte. Auch die Waffen von der verschiedensten Art, und nur die Gesichter waren uniformirt: Hunger, Frost, Jammer, Elend, Furcht. Die Herrschaft der Uebermüthigen war zu Ende. Sie wagten nicht mehr die Schüsseln zum Fenster hinaus zu werfen, nicht mehr dem Wirth den Fuß hinzuhalten, daß er den Stiefel ausziehe; die Säbel flogen nicht mehr bei jeder Drohung aus der Scheide. Trotz und Freude waren übergegangen aus den Gesichtern in die unserer Bürger, die sich jetzt gern in ihrer Nationalgarde-Uniform zeigten, was auch eine Art von Hohn für die Besiegten war. Sie selbst hatten vor sechs

Jahren in kluger Berechnung des deutschen Bürgercharakters die Berliner Nationalgarde errichtet. Jetzt blickten sie mit Scheu auf die blauen Röcke, die, trotz ihrer feuerrothen Kragen, den gutmüthigen Berliner Gesichtern doch keinen martialischen Ausdruck gaben. Geschickt wurde diese ungegründete Scheu von unsern Obrigkeiten benutzt. Auf die ängstliche Anfrage des französischen Befehlshabers, ob er sich auf die Loyalität der Bürgerbewaffnung verlassen könne, antwortete ihr Oberst: „Gewiß, so lange von den Franzosen kein Exceß begangen wird. Der geringste aber, und die Sturmglocken läuten!“ — Die Glocken schwebten allerdings in einer unruhigen Luft!“

Was W. Häring in lebhafter Jugend-Erinnerung von jenen bewegten Tagen in Berlin erzählt, das stimmt zu einer brieflichen Aeußerung Niebuhrs vom 22. Januar, dem Tage der Abreise des Königs nach Breslau. „Unsere Lage (schreibt der berühmte Historiker unter dem frischen Eindrucke des in Berlin Erlebten) ist kritisch und war einige Tage gefährlich. Das Volk ist in der unruhigsten Bewegung; man kann nicht sagen, daß diese erst nach der Zerstörung der großen Armee angefangen hätte, denn sie äußerte sich schon im Sommer mehrmals sehr heftig. Seit ein paar Monaten hat es täglich Händel gegeben. Das Volk änderte sich nicht, obgleich die Besatzung so stark ward, und höhnte und beleidigte die Franzosen. Die Russen können in vierzehn Tagen hier eintreffen. Es ist, als ob die großen Thaten und die großen Opfer die ganze Nation veredelt hätten. Die Bauern flüchten ihre beste Habe vom Lande hier zur Stadt herein: einige vielleicht aus Furcht vor den Kosaken, die oft sogar baar bezahlen; die meisten aber, weil die Franzosen auf dem platten Lande sengen und brennen sollen.“

Ein amtliches Merkmal der unruhigen Luft, wie sie in jenen Tagen durch die Hauptstadt wehte, finden wir in nachstehender Bekanntmachung des damaligen Polizei-Präsidenten: „Mit Bezugnahme auf die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen wird dem Publicum hierdurch in Erinnerung gebracht: daß alles gemeinschaftliche Zusammentreten und anhaltende müßige Stillstehen auf den Straßen, auch bei an sich unschädlichen Vorgängen und selbst zur bloßen Befriedigung der Neugier, keinesweges erlaubt, vielmehr der öffentlichen Ordnung

und Sicherheit zuwiderlaufend, und als die Veranlassung zu Aufläufen und Excessen durchaus verboten sei. Auf den ersten deshalb ergehenden Zuruf ist daher ein Jeder schuldig, bei Vermeidung der in den Gesetzen bestimmten Strafen seiner weitern Bestimmung unweigerlich nachzugehen. Insbesondere werden die Eltern, Vormünder und Herrschaften, vorzüglich aber die Gewerkmeister aufgefordert, ihre Untergebenen zur genauesten Befolgung dieser Vorschrift, bei eigener Verantwortlichkeit, anzuhalten und auf diese Art ihre Bereitwilligkeit zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung nützlich zu bewähren. Berlin, den 20. Januar 1813. Königl. Staatsrath und Polizei-Präsident von Berlin. Le Coq."

Ein alter Berliner sagt uns: „Was uns so unruhig machte, war eine ängstliche Empfindung, ungefähr wie man sie beim Fieber hat; es war die Angst um unsern König." — Durch die ganze Stadt lief nämlich das Gerücht, daß der Marschall Augereau die geheime Absicht habe, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Dieses Gerücht setzte die Hauptstadt um so mehr in Unruhe und Schrecken, als Murat im Unmuthe über Yorks Convention schon gegen den Bürgermeister in Königsberg die Drohworte hatte fallen lassen, York habe durch seine unbegreifliche Handlungsweise den König und die königliche Familie gefährlich compromittirt. Er habe nicht bedacht, daß der König noch von 40,000 Franzosen umringt sei! — Waren es auch nicht volle 40,000, so führte der französische Divisions-General Graf Grenier doch eben auf Napoleons Befehl ein frisches Corps aus Italien heran, welches 22,000 Mann stark sein sollte. Wirklich war Grenier seit dem 13. Januar in Berlin eingetroffen, und täglich marschirten neue Truppen seiner Division ein, nicht nur leichte italienische Infanterie, sondern auch reitende Artillerie. Und eben so drohend, wie Murat in Königsberg, sollte sich Berthier in Elbing geäußert haben, namentlich gegen den Flügel-Adjutanten Major von Luck, der am Sylvestertage als Courier mit einem Schreiben Sr. Majestät von Berlin an den König von Neapel abgegangen und am 9. Januar wieder hier angekommen war. Mag das Gerücht, „diese Pfeife, die Vermuthung bläst, und von so leichtem Griffe, daß sogar die immer streit'ge, wandelbare Menge darauf spielen kann" — mag das Gerücht damals in seinem Argwohne gegen die Franzosen auch Manches ärger

gemacht haben: daß der Major von Luck (er starb 1859 in Potsdam) in der That „manches Unangenehme" von dem Chef des Generalstabes Napoleons in Elbing zu hören bekommen hat, das bezeugen die Mittheilungen aus dem Leben des Generals von Luck. Sein militärischer Biograph im Preußischen Jahrbuch (1863), der General-Major Freiherr von Troschke, erzählt: „Auf der Hinreise in's französische Hauptquartier, welches bereits bis Elbing zurückgewichen war, führte ihn (den Flügel-Adjutanten von Luck) ein günstiger Zufall zwischen Landsberg und Friedeberg mit dem Flügel-Adjutanten Major Grafen Henckel zusammen, welcher das Yorksche Corps an der russisch-preußischen Grenze gerade in dem Augenblicke verlassen hatte, als der genannte General eben im Begriffe war, seine Convention mit dem russischen General Grafen Wittgenstein abzuschließen. Nachdem Luck noch in Marienwerder beim dortigen Regierungs-Präsidenten nähere Nachrichten eingezogen hatte, traf er am 4. Januar früh in Elbing ein, woselbst bereits um 11 Uhr seine Audienz beim König von Neapel stattfand. Das große Hauptquartier zeigte noch immer einen Theil seines alten Glanzes. Zwei Schildwachen zu Pferde machten es kenntlich. Murat trug zum größten Theil sein bekanntes theatralisches Costüm, nur statt der gelben Stiefeln, die er sonst zu tragen pflegte, Pelzschuhe, wie er später erwähnte, in Folge einer Contusion. Es scheint ihm widerstanden zu haben, zuzugeben, daß es Frostschäden seien, wie man allgemein wußte. An den Händen trug er ungemein reiche Brillantringe. Marschall Berthier war neben ihm in voller Uniform. Nachdem Luck sich seines Auftrages, den Befehlshaber der damals alliirten Armee im Namen Sr. Majestät des Königs auf preußischem Grund und Boden zu begrüßen, entledigt hatte, ging Murat sogleich auf das Ereigniß über, welches die Franzosen la défection de York nannten, und über welches Luck von demselben und in noch höherem Maße von Berthier manches Unangenehme hören mußte. Luck hielt sich unter den obwaltenden Umständen verpflichtet, der französischen Lebhaftigkeit die kaltblütigste Besonnenheit gegenüber zu stellen. Indem er in würdiger Weise Alles ablehnte, was für Preußen Gravirendes vorgebracht werden konnte, war sein Bemühen zugleich dahin gerichtet, die Franzosen in Zweifel zu lassen, in wiefern der Schritt des Generals York der

preußischen Regierung unerwartet gekommen, und wie sie denselben beurtheilen werde. Glücklicherweise war er in der Lage, sich durch keine Ueberraschung zu verrathen, so daß es ihm gelang, die schwierige Unterredung mit guter Art zu Ende zu führen. Als er eben zu Tisch gehen wollte, wurde er durch einen Ordonnanz-Offizier zum König von Neapel um 6 Uhr zur Tafel geladen, bei welcher es Luck gelang, das Gespräch von unangenehmen Gegenständen abzulenken. Der König kam sogar in verhältnißmäßig heitere Stimmung, während Berthier sein gereiztes Wesen beibehielt. Nach der Tafel übergab Murat an Luck ein für Se. Majestät den König bestimmtes Schreiben, wobei er einige Worte über den Verlust seiner Equipage hinzufügte, der ihn zu seinem Bedauern verhindere, ein Zeichen der Erinnerung an dieses Zusammentreffen anzuschließen."

Jenes beunruhigende Gerücht von einem Anschlage der Franzosen auf des Königs Person, welches durch einen militärischen Alarm in Potsdam am 17. Januar bestätigt zu werden schien, wird von G. W. von Raumer auf einen Dr. Grapengießer zurückgeführt. Dieser (wie uns ein anderer Zeitgenosse sagt, damals gerichtlicher Stadtphysicus in Berlin) wollte um die Mitte des Januars von einem Adjutanten des Marschalls Augereau gehört haben: „man werde den König und die königliche Familie gefangen fortführen; dann sei Preußen ohne Führer und werde wohl Frieden halten." Als Dr. Grapengießer mit dieser Schreckenskunde in das Haus Hardenbergs am Dönhofsplatze kommt, sitzt dieser eben bei Tafel; französische Marschälle und Generale, darunter Augereau, Ney und Sebastiani, dinirten bei ihm. Gleich nach aufgehobener Tafel sieht man den Staatskanzler nach Potsdam zum König fahren. Statt des Dr. Grapengießer bezeichnen andere Zeitgenossen den damaligen Adjutanten des Feldmarschalls Kalckreuth, den Major von Anhalt als den treuen Warner. Dieser (er starb 1837 als Generalmajor) war, als Berlin einen französischen Gouverneur und Commandanten erhielt, hier zurückgeblieben, um als militärische Mittelsperson das preußische Interesse bei den französischen Gewalthabern zu vertreten, Beschwerden zur Sprache zu bringen und streitige Sachen auszugleichen. „Daraus hatte sich (schreibt Hippel), da Herr von Anhalt den französischen Offizieren als ein ganz unschädlicher Mann erschien, eine gewisse Vertraulichkeit mit

ihnen entsponnen, die ihn mancherlei Dinge anhören ließ, welche einem andern Wichtigern verschwiegen geblieben wären. Herr von Anhalt mochte nun wohl in der Adjutantur Augereaus Gespräche über die Möglichkeit oder Nothwendigkeit der Aufhebung des Königs belauscht haben und eilte mit dieser Entdeckung zum Staatskanzler."

Hardenberg beschwor den König, nach Schlesien zu gehen. Dort war er außerhalb des Bereichs der französischen Bajonette, welche in der That auch schon vor Potsdam drohten und daselbst einen Alarm der preußischen Garnison erregten. Noch heut erinnern sich alte Leute in Potsdam jenes Schreckenstages, an welchem es hieß, die Franzosen wollten den König gefangen nehmen. Was wir aus dem Munde des Einen und des Andern davon hörten, von Rüstungen in Potsdam gegen den Feind, vom Aufziehen der Glienicker Brücke u. s. w., das klang jedoch so wenig übereinstimmend, daß wir (da es uns nicht um die Schönfärberei der Sage, sondern allein um das frische Aussehen des wirklich Geschehenen zu thun ist) hier nur wiederholen wollen, was der General von Prittwitz davon berichtet:

„Bei Gelegenheit des Einrückens der Division Grenier in die Kurmark wollte eine angeblich 4000 Mann starke, in der Gegend von Brandenburg angekommene Colonne französischer Truppen wider den Geist und den Buchstaben der Convention vom 24. Februar 1812 in der Stadt Potsdam nebst ihren Umgebungen Nachtquartier nehmen. Abgesehen von der Verletzung der eben erwähnten Uebereinkunft, durfte man bei der damaligen Lage der Dinge und bei dem zufälligen Zusammentreffen mit noch andern beunruhigenden Nachrichten wohl eine tiefer liegende Absicht vermuthen, durfte man gerechte Besorgnisse für die Sicherheit des in Potsdam anwesenden Monarchen und der königlichen Familie hegen. Die gegen jene kundgegebene Absicht von den Provinzialbehörden erhobenen Remonstrationen schienen erfolglos, und die Aussichten wurden überhaupt so drohend, daß am 17. Januar Abends die Umgebungen Sr. Maj. des Königs, im Einverständniß mit den Befehlshabern der Garnison, und ohne die Befehle des Monarchen ausdrücklich einzuholen, die Truppen auf einem Rendezvous versammelten und Vorbereitungen trafen, die eine schnelle Abreise möglich machten.

Nachdem am späten Abend von dem in Berlin anwesenden Staatskanzler von Hardenberg beruhigende Nachrichten eingelaufen waren, schienen Se. Maj. von den eingeleiteten Maßregeln etwas bemerken zu wollen und befahlen, daß die im Lustgarten versammelten Truppen in ihre Quartiere entlassen werden sollten. Die Befehlshaber nahmen es auf sich, den Befehl des Monarchen nur scheinbar auszuführen, indem sie die Truppen zwar nach einem andern Platz rücken ließen, sie indeß bis zum andern Morgen und bis zum Eingang noch bestimmterer Nachrichten vereinigt behielten. Am folgenden Morgen trafen die Obersten von Kessel und von Dolffs einige militärische Maßregeln zur Beobachtung der Gegend nach Brandenburg hin, jedes Aufsehen dabei jedoch sorgfältig vermeidend; auch wurden Verabredungen genommen, um, im Fall eines nothwendig werdenden Abmarsches von Potsdam, von den hier befindlichen Militär-Effecten, z. B. aus der Gewehrfabrik, so viel als möglich zu retten.

Ungefähr um die nämliche Zeit entschloß sich Se. Maj. der König, mit seinen Kindern nach Breslau zu gehen und die in Potsdam befindlichen Garden dahin folgen zu lassen. Die aus ihren gewöhnlichen Fugen getretene Zeit ließ nun aber für die beabsichtigte Reise des Monarchen mancherlei Rücksichten nehmen. Man wollte das Zusammentreffen mit französischen Truppen möglichst vermeiden und konnte deshalb die gewöhnliche Straße nicht benutzen. Es blieb nur der Weg über Beeskow; indeß näherten sich die Abtheilungen der Division Grenier demselben. Am 20. Januar brachen die Normal-Dragoner von Potsdam in der Richtung auf Beeskow auf. Am 21. Januar folgten das Normal-Infanterie-Bataillon und die Normal-Husaren in der nämlichen Richtung. Die Cavallerie war bestimmt, Sr. Majestät auf dieser Strecke in der Art zur Escorte zu dienen, daß kleine Detachements derselben sich an gewissen, besonders wichtig scheinenden Punkten aufstellten. — Am 22. Januar reisten Se. Majestät und Se. K. H. der Kronprinz ab und übernachteten in Beeskow, am 23. in Sagan, am 24. in Haynau und trafen am 25., Nachmittags 3 Uhr, zur großen Freude der Einwohner, wohlbehalten in Breslau ein. Der Staatskanzler von Hardenberg kam am 23. nach Beeskow und folgte dem Könige. Zufällig hatte sich das Eintreffen der französi-

schen Truppen in jenen Gegenden etwas verspätet und nur in Storkow stieß das Normal-Infanterie-Bataillon mit einem dahin gewiesenen italienischen Bataillon zusammen. Am 23. Januar brachen, unter Führung des General-Lieutenants Grafen Tauentzien, die drei Bataillone des Garde-Regiments zu Fuß, die beiden Artillerie-Compagnieen, das Regiment Gardes du Corps, die Garde-Ulanen-Schwadron in der Richtung nach Frankfurt auf. Da sie nicht mobil waren, so bedurften sie einer großen Menge von Vorspann; auch die Geschütze wurden durch Landpferde fortgebracht. Die Truppen sollten bei Frankfurt wieder zusammentreffen, wenn Se. Maj. der König von Beeskow aus nicht andere Befehle ertheilte; und die Reise der zwei Tage später abgehenden königlichen Kinder wurde so eingerichtet, daß sie während der ersten Hälfte derselben in ihren Nachtquartieren immer einen Theil der marschirenden Truppen vorfanden. Der Marsch wurde übrigens nicht ohne Zusammentreffen mit fremden Truppen, jedoch ohne Störungen ausgeführt; in dem Nachtquartier Ziebingen hatte das Garde-Regiment Gelegenheit, einen dort verstorbenen französischen Obersten mit militärischen Ehrenbezeigungen zu beerdigen."

So der General von Prittwitz. Freilich: hinterher ist das Gerücht von der beabsichtigten Aufhebung des Königs durch die Franzosen von mehreren Federn als grundlos bezeichnet worden. Daß man es aber damals in Potsdam und Berlin fest geglaubt hat, bezeugt der kriegerische Alarm in der einen und die bürgerliche Unruhe in der andern Residenzstadt. Hippel fragte Hardenberg später über Grund und Ungrund jener Befürchtung und erhielt von dem Staatskanzler die ernste Antwort: „sie sei völlig gegründet gewesen". Und hatte Napoleon denn nicht schon einmal, bevor Preußen sich mit ihm gegen Rußland verbündete, die Aufhebung des Königs durch Davoust im Schilde geführt? Dazu jener geheime Cabinetsbefehl Napoleons, welcher nach abgeschlossenem Schutz- und Trutzbündniß den Marschall Victor anwies, „die Bevölkerung Potsdams daran zu gewöhnen, viele französische Offiziere zu sehen" — sollte dahinter nicht eine, ihre Fäden zum Voraus anknüpfende Arglist gesteckt haben? Es liegt in der Natur des Menschen, das Arge, welches er selbst bei Gelegenheit im Sinne hat, von Anderen ebenfalls zu vermuthen. Ein Merkmal seiner Sinnesart ist es, daß Napoleon auf der eben

so heimlichen als geschwinden Rückfahrt aus Rußland eine Aufhebung seiner Person befürchtet hat. Er selbst hat auf St. Helena gesagt:

„Nur Kühnheit und Hast konnten mich, als ich durch Deutschland eilte, retten. In Schlesien war ich jeden Augenblick darauf gefaßt, festgenommen zu werden. Zum Glück verbrachten die Preußen mit Ueberlegen die Zeit, in der sie hätten handeln sollen. Sie machten es so wie einst die Sachsen mit Karl XII., so daß dieser, nachdem er Dresden hinter sich hatte, wohlgemuth ausrief: Ihr werdet sehen, die Herren Sachsen werden es morgen in Ueberlegung ziehen, ob sie nicht sehr wohl daran gethan hätten, mich heute festzunehmen."

Wir haben bereits mitgetheilt, wie Friedrich Wilhelms III. redlicher Sinn ein derartiges Ansinnen in Bezug auf die französischen Heerführer von sich wies. Und des Königs Ehrlichkeit hat länger gewährt, als Napoleons punische Politik! —

Der König blieb in diesen stürmischen Tagen, bei aller Aufregung und Besorgniß um ihn her, gelassen. In seinem Gemüth war gleichsam noch Waffenstillstand. Als Augenzeuge am Hofe schreibt Minutoli: „Mit welcher Ruhe und welcher Würde er sich bei dem Aufhebungsprojecte benahm, werden wohl noch alle diejenigen eingedenk sein, die so wie ich das Glück hatten, sich damals um die Person des Königs zu befinden. Kaum hatte sich die Kunde von diesem eben so heimtückischen als verrätherischen Projecte verbreitet, als Jeder glaubte, der Augenblick sei gekommen, wo man endlich die schmachvollen Bande der Knechtschaft auf eine ehrenvolle Art brechen, seine Selbstständigkeit wieder erkämpfen und dem Monarchen mit Aufopferung von Gut und Blut Beweise treuester Anhänglichkeit geben könne. Ich muß gestehen, es war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens; denn es gab sich bei dieser Gelegenheit ein reger patriotischer Sinn kund, der meinem Herzen wohl that und auch den Monarchen erfreuen mußte, indem er hieraus entnahm, wie sehr er unter allen Umständen auf die treue Ergebenheit seines Volkes und seines Heeres rechnen könne. Diese so patriotische Aufregung hatte aber Gottlob! keine Folgen; denn die Franzosen wagten es unter so bewandten Umständen nicht, mit Gewalt einzuschreiten, und der hochherzige Monarch, dieser wahrhafte Ritter ohne Furcht und Tadel, fuhr den nächsten Morgen, nach üblicher

Weise von einem einzigen Flügel-Adjutanten begleitet, in die mit einer zahlreichen französischen Garnison versehene Residenz Berlin ein. So wußte der muthige Monarch dem hinterlistigen und unter Umständen dennoch feigen Feinde zu imponiren. — Wenn ich aber sagte: Gottlob! daß jene projectirte Aufhebung nicht gelang, so folgere ich dies aus dem Umstande, daß jener Gewaltstreich (den wohl Mehrere als eine Herausforderung zu einem allgemeinen Aufstande vielleicht gern gesehen hätten) den preußischen Staat an den Rand des Verderbens gebracht haben würde, indem der einzige weise und muthige Leiter, der die Wiedergeburt desselben wieder herbeizuführen vermochte, Friedrich Wilhelm III. war, der durch seine Besonnenheit Alles zum zeitgemäßen Kampfe vorbereiten und den schicklichen Augenblick zum Losschlagen angeben mußte." —

Zwei Tage vor der Abreise des Königs nach Breslau feierte die königliche Familie in Potsdam die Confirmation des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Er wurde am 20. Januar eingesegnet und ging am 21. zum ersten Male zum heiligen Abendmahl. Die Confirmation geschah in einem Saale des königlichen Schlosses zu Potsdam, in Gegenwart des Königs und der vier ältesten Geschwister des Confirmanden, des Prinzen Wilhelm (des jetzt regierenden Königs), der Prinzessin Charlotte (der nachmaligen Kaiserin von Rußland), des Prinzen Carl und der Prinzessin Alexandrine (der nachmaligen Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin). Die anderen Mitglieder des Königshauses wohnten der Feier gleichfalls bei; eben so der Erbprinz Georg von Mecklenburg, der Bruder der Königin Luise. Außer dem ganzen königlichen Hofstaat und der in Berlin und Potsdam anwesenden Generalität waren zugegen: der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg, die Staats-Minister Graf von der Goltz und von Kircheisen, der Geheime Staatsrath von Schuckmann, der Chef des Militär-Departements General von Hacke, der Commandeur der Garde Oberst von Kessel, der Commandeur der Garde du Corps Oberst von Dolffs, der Präsident von Bassewitz, der Vice-Präsident Maaßen, der Ober-Consistorial-Rath Ribbeck und die vier geistlichen Räthe der kurmärkischen Regierung, Boquet, Offelsmeyer, Natorp und Eylert. „Die Feier (sagt der gleichzeitige Bericht in der

Spenerschen Zeitung) begann bald nach 12 Uhr und währte bis gegen halb zwei. Der Ober-Consistorial- und Ober-Hofprediger Sack eröffnete dieselbe mit einem Gebete und mit einer Anrede an die Versammlung, in welcher er die hohe Bedeutung des festlichen Tages verkündigte und über den religiösen Ernst, mit welchem Se. Königl. Hoh. seinen mehrjährigen Unterricht in der Religion Jesu genossen, Zeugniß ablegte. Dann richtete er seine Rede an den Kronprinzen selbst und befragte denselben über die Erkenntnißquellen und über die Hauptwahrheiten der christlichen Religion Jesu. Se. Königl. Hoheit beantworteten diese Fragen mit einer Bestimmtheit und Freimüthigkeit, aus welcher nicht allein die Festigkeit Ihrer Ueberzeugung, sondern auch ein durch diese Ueberzeugung belebtes Herz hervorleuchtete. Demnächst wurden Se. Königl. Hoheit aufgefordert, sich über das, was Sie als Grundwahrheiten des Christenthums angegeben hatten, näher zu erklären. Sie thaten dieses durch Vorlesung Ihres schriftlich entworfenen ausführlichen Glaubensbekenntnisses. Mit inniger Theilnahme und Rührung hörte die ganze Versammlung den königlichen Jüngling, als er die Wahrheiten und Gebote der Religion Jesu so klar als gründlich entwickelte und durch die edle Einfalt seiner Darstellung und durch den kräftigen Ausdruck seiner schriftlichen und mündlichen Rede eben so sehr sein lebendiges religiöses Gefühl, als seine gründliche Erkenntniß an den Tag legte. Die Rührung, mit welcher die hohe Versammlung ihn hörte, wurde mit jedem Augenblick stärker und sichtbarer. Man hörte aus seinen Worten und sah in seinen Blicken den ernsten edlen Charakter des erhabenen Vaters, die religiöse Innigkeit der verklärten Mutter und den Hochsinn der erhabenen Eltern und Ahnherren. Die Rührung stieg auf's Höchste, als er endlich, nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse, mit der Würde des Königssohnes im tiefen Gefühl der Wichtigkeit dieser feierlichen Handlung vortrat und von heiligem Eifer ergriffen, mit gefaltenen Händen, den Blick mit Andacht und Inbrunst gen Himmel gerichtet, mit hoch gehobener Stimme und freudiger Bewegung des Herzens die Worte des Gelübdes sprach, treu zu bleiben bis in den Tod, dann unter dem Thronhimmel niederkniete und von dem ehrwürdigen Greise, welcher ihn der Kirche des Herrn weihete, den Segen empfing. Alle an-

wesenden Zeugen vernahmen in den Worten dieses Segens und in den Worten herzlicher Ermahnung und Ermunterung, womit der heilige Act beschlossen wurde, den Ausdruck ihrer eigenen Empfindung; ihre Herzen theilten die Wünsche und hohen Hoffnungen, mit welchen der königliche Vater den geliebten, theuren Sohn umarmte. — Am 21., Vormittags zur gewöhnlichen Zeit des öffentlichen Gottesdienstes, bestätigten Se. Königl. Hoh. der Kronprinz das gestern abgelegte Gelübde durch die Feier des heiligen Abendmahls in Gemeinschaft mit Sr. Königl. Majestät und mit Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich in Gegenwart der Gemeinde in der Garnisonkirche. Der Consistorialrath und Hofprediger Eylert bereitete auf die heilige Feier vor durch eine kraftvolle Rede über die Worte (Psalm 19, 106: „Ich schwöre und will es halten, daß ich die Rechte deiner Gerechtigkeit halten will", und theilte dann gemeinschaftlich mit dem Ober-Consistorialrath und Hofprediger Sack das Abendmahl aus." ...

Des Königs Abreise nach Breslau, welche Freitag, den 22. Januar, Morgens um acht Uhr, von Potsdam aus vor sich ging, wurde Tags darauf in den Berliner Zeitungen gemeldet. Die vom Staatskanzler Hardenberg unterzeichnete Bekanntmachung hob an: „Seine Majestät der König haben beschlossen, Allerhöchstihre Residenz auf einige Zeit nach Breslau zu verlegen, und während der Abwesenheit von hier eine Ober-Regierungsbehörde anzuordnen, zu deren Mitgliedern der Geheime Staats-Minister Graf von der Goltz, der Geheime Staats- und Justiz-Minister von Kircheisen, der General-Major und Geheime Staatsrath Graf von Lottum, der Geheime Staatsrath von Schuckmann und der Geheime Staatsrath von Bülow allergnädigst ernannt sind." — Am 23. Morgens saß auch der Staatskanzler mit dem Staatsrath von Jordan im Reisewagen, um dem König nach Breslau zu folgen. „Hardenberg (schreibt Hippel) hatte am Tage vor seiner Abreise den Marschall Augereau und die Grafen St. Marsan (den französischen Gesandten) und Narbonne auf einem vertraulichen Diner, dem außer ihnen Niemand beiwohnte, über die nächste Rolle Preußens so sicher zu machen gewußt, daß sie Napoleon darüber nur die beruhigendsten Berichte erstatten konnten." Indeß traute Napoleon seinem eigenen Gesandten in Berlin nicht: er ließ St. Marsan schon seit Jahr

und Tag durch den westfälischen Gesandten von Linden belauern.

Die Kunde, der König sei Montag, den 25. Januar, Nachmittags 3 Uhr, glücklich in Breslau eingetroffen, zuckte wie ein prophetisches Wetterleuchten durch Berlin und die Monarchie. Denn: hatten die Franzosen auch noch die Hauptstadt inne, der König war nicht mehr in des Feindes Macht! Dem Volke aus tiefster Seele gesprochen war das Lied, welches Stägemann „bei der Abreise des Königs nach Breslau" sang. „Nur Krieg! Nur Krieg! Brich aus, du heilig Feuer!" rief der Dichter:

Schon steigt ein Heeresbann empor, zum schönen
Vergeltungstag aus kurzem Schlaf erwacht.
Er steigt empor, um bei Trommetentönen,
In Pulverrauch, in blutig trunkner Schlacht
Die schwere Schmach zu rächen, die den Söhnen
Des alten Teut unsäglich Leid gebracht.
Er steigt empor, umrauscht von Preußens Aaaren,
Aus deren Klau'n die alten Blitze fahren.

Zieht eine Wagenburg, ihr Festentschloßnen,
Ihr Edelsten, um eures Königs Thron!
Hinweg die Knechte, die dem ruhmentsproßnen,
Dem Heldenvolk zumuthen Schand und Frohn'!
Beschwört an eurer Heimath blutumfloßnen
Altären, schwört, was einst Hamilkars Sohn!
Hinweg das Reich des Halben und des Schlechten!
Der Ehre Reich ist nur das Reich des Rechten.

Kurz vorher hatte Marwitz, wie er erzählt, seinen alten Bekannten Thile besucht. Dieser hatte den militärischen Vortrag beim Könige; Marwitz wollte von ihm wissen, wie es stehe. Thile blieb zugeknöpft und deutete nur an: „Es gehe viel vor, aber er dürfe es nicht sagen; wenn es Zeit sein würde, werde er ihn benachrichtigen."

Bald sollte es Zeit sein. Es handelte sich dabei, so schreibt Prittwitz, ein treuer Genosse jener Zeit, „es handelte sich dabei nicht allein um die Personen, welche den alten preußischen Namen hergestellt sehen und die Schmach der letzten Jahre nicht länger tragen wollten, sondern bei der stattgehabten Gefährdung fast aller materiellen Interessen auch um alle Personen, welche irgend etwas zu verlieren hatten. Mit jedem Tage stieg die Hoffnung, bis sie endlich zu dem allgemeinen Glauben führte, daß jetzt oder nie der Augen-

blick gekommen sei, die letzte Kraft, den letzten Thaler daran zu setzen, um sich eine bessere Zukunft zu erringen. Hoffnungen und Wünsche, besonders so allgemein getheilte, binden sich nicht gern an Zeit und Raum. Es war daher ziemlich natürlich, daß die Meinung der Menge, den Beschlüssen der Regierung vorauseilend, mit dem bisher befolgten vorsichtigen und noch nichts entscheidenden Gange derselben keineswegs übereinstimmte. Die verschiedenen Verwaltungs-Behörden sahen sich genöthigt, diese Stimmung des Publicums offen einzugestehen und einzuräumen: daß es von ihrer Seite große Aufmerksamkeit erfordere, um jede Veranlassung zum Ausbruch des unverkennbar unter der Asche glimmenden Feuers zu unterdrücken."

Auch die Bekanntmachung, worin der Staatskanzler die Anordnung jener Ober-Regierungs-Commission während der Abwesenheit des Königs kund that, heulte noch mit den französischen Wölfen, indem sie besagte, daß die Commission „die freundschaftlichen Verhältnisse mit den kaiserlich französischen Militärbehörden sorgfältig erhalten sollte." Gleichzeitig erließ der Marschall Augereau als Ober-Befehlshaber des 11. Corps einen Tagesbefehl in französischer und deutscher Sprache: „Seine Excellenz ist benachrichtigt, daß zu Berlin eine große Anzahl von Subaltern-Offiziers, Administrateurs und Employés, zur Armee gehörend, welche ihre Corps oder das Hauptquartier, ohne dazu ermächtigt zu sein, verlassen haben, angekommen sind. Se. Excellenz befiehlt daher allen oben genannten Personen, sogleich diese Stadt zu verlassen und der Bestimmung zu folgen, welche ihnen von dem Herrn General-Commandanten des Platzes angewiesen werden wird, widrigenfalls diejenigen, welche diesem Befehl binnen 24 Stunden nicht genüget haben, sofort durch die Gendarmerie verhaftet und ihre Namen Sr. Excellenz dem Kriegsminister angezeigt werden sollen. Nur die Militärpersonen des 11. Armee-Corps und des Depots der Cavallerie sollen in dieser Stadt Quartier erhalten; ferner auf eine Nacht diejenigen, welche zur Armee sich begeben oder mit richtigen Marschrouten und Befehlen versehen zurückgehen. Der Herr Marschall verbietet sämmtlichen Gastwirthen unter persönlicher Verantwortung, keinen der in gegenwärtiger Ordre bezeichneten Offiziere, selbst gegen Bezahlung, aufzunehmen, ohne eine von dem Herrn General-Commandanten des Platzes vom nämlichen Tage un-

terzeichnete Erlaubniß, worin die Dauer des Aufenthaltes bestimmt sein wird."

Nach den Aufzeichnungen Hippels, eines vertrauten Hülfsarbeiters des Staatskanzlers, „gelang es Hardenbergs diplomatischer Feinheit vollkommen, die französischen Notabilitäten zu Berlin über die Entschlüsse des Königs zu täuschen. Den Muthigen im Volk — und deren Zahl war die bei Weitem größere — schien eine Wahl des Bündnisses nicht mehr möglich. Doch einigen, aus Gewohnheit an die Allmacht Napoleons Gläubigen, und darunter Männer gebildeter Stände, bangte vor dem gefürchteten Abfall von dem Allgewaltigen. Sie hätten am liebsten ein friedliches, ruhiges Leben unter der Obervormundschaft des französischen Adlers geführt, im Genusse gewohnter Behaglichkeit. Indeß der Anfang des Jahres 1813 gab den Begebenheiten eine den bisherigen entgegengesetzte Richtung mit reißender Schnelligkeit, von Napoleon durch neue Ränke und neuen Uebermuth herbeigeführt. Diese waren es auch, die den Entschluß des Königs beschleunigten, sich von dem Bunde mit ihm loszusagen. Die Gewissenhaftigkeit des Königs hätte jedem andern Unglücklichen im Unglück die treue Hand geboten. Treue war aber gegen den Treulosen nicht möglich, der die Rechtfertigung seiner eigenen Schuld damit begann, die letzte Schuld des erlittenen Unglücks auf die Capitulation von York, also auf Preußen, zu werfen, und der dem neuen Feldzuge dadurch eine bessere Wendung zu geben bestrebt war, daß er durch heimliche Winke über die Beute aus der künftigen Theilung Preußens seine Gegner, wozu er auch Oestreich zu zählen anfing, unter sich zu veruneinigen suchte. Treue gegen solchen Treulosen wäre Verrath gewesen am eigenen Vaterlande. Vor Allem aber hatte der Finger Gottes zu deutlich diese Zeit bezeichnet, als die letzte und einzige, um sich von der leiblichen und geistigen Knechtschaft Napoleons zu befreien. Der gegebene Augenblick mußte dazu benutzt werden. Ein gleicher kehrte nie wieder. Darüber war der König mit sich so einig, wie mit seinem Volke."

Dies Hippels *eigene* Worte über den König und dessen Stellung zu seinem Volke in jenen schwierigen Tagen. Hippel, derselbe, den wir in Breslau die königlichen Gedanken zu dem „Aufruf an mein Volk" in Worte fassen sehen,

und der als einer der Vertrauten Hardenbergs mit an der lebendigen Quelle der werdenden Geschichte sitzt, kann er uns nicht besser, als irgend ein nacherzählender Historiker sagen, wie es damals in der Schwüle vor dem aufsteigenden Kriegsgewitter der Befreiung um den noch stillen König und sein Volk stand? Standen doch, wie er sagt, noch nach des Königs erwünschter Ankunft in Breslau die Dinge im Vaterlande so, daß ein zu frühes öffentliches Lossagen von dem Bündnisse mit Napoleon, wenn es vielleicht auch von geringem Einfluß auf die Entwickelung gewesen, doch die Wegnahme alles Staatseigenthums an Waffen, Magazinen, Kassen, Archiven u. s. w. zur Folge gehabt hätte! Man denke, was das betrifft, nur an jene geheimen Cabinetsbefehle Napoleons und an die von ihm bestellten Spione! Man denke namentlich an denjenigen seiner „klugen" Späher in Berlin, von dem der Kaiser in jenem Cabinets-Schreiben an Berthier voraussetzt: „daß dieser angezeigt haben werde, wo die Gewehre, Geschütze und Munitionen der Preußen sich befinden." Daher nicht seine innere Wahl, sondern die äußere Nothwendigkeit, welche in der politischen Welt das ist, was die Schwerkraft in der Natur, die politische Nothwendigkeit war es, welche den König bewog, noch eine Zeit lang mit Napoleon zu unterhandeln. „Zwar wollte das Volk (sagt ein anderer Zeitgenosse, C. von Plotho, der erste urkundliche Kriegsgeschichtschreiber von 1813, 14 und 15) zwar wollte das Volk, daß man den entscheidenden Augenblick (nach Yorks Convention) schnell benutze; aber des Königs Vorsicht gebot ihm, obwohl gegen eigene Neigung, das Eintreffen der russischen Armee an der Oder abzuwarten. Der höher stehende Fürst ist es sich selbst und seinem Volke schuldig, jede leidenschaftliche Uebereilung zu vermeiden. Wie hätte aber auch das preußische Volk von seinem Könige, der den Glauben an eine Rettung und Wiedererhebung auch in der gefahrvollsten Zeit nicht untergehen ließ und sich mit den empfindlichsten Opfern die Fortdauer einer Möglichkeit derselben erkaufte, ein Anderes erwarten können, als daß die eigene stille Sehnsucht, in der langen Vorbereitung durch ausgedehnte unmerkbare Kriegsübung des Volkes und Richtung seines Sinnes für National-Ehre längst verrathen, in die lauten Wünsche seines Volkes einstimmen würde, wenn es dazu Zeit wäre."

Den 21. Januar, also den Tag zuvor, ehe der König nach Breslau abreiste, hatte die Vossische Zeitung gemeldet: „Aus Marienwerder ist hier als Courier angekommen der königlich preußische Major und Flügel-Adjutant Herr von Natzmer.“ Natzmer war, wie wir aus den Aufzeichnungen von Clausewitz gesehen, von den Russen verhindert worden, zu York zu gelangen, wogegen sie ihn bereitwillig zu Schlitten in das Hauptquartier des Kaisers Alexander zu Bobersk fuhren. Er kehrte nun in der Nacht zum 20. Januar mit der geheimen Nachricht zurück: der Kaiser Alexander sei entschlossen, sich mit dem König zu verbünden, rathe aber dringend zur Beschleunigung der Abreise nach Breslau, da die Kunde in's russische Hauptquartier gekommen sei, daß die Franzosen damit umgingen, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Er könne, soll Alexander gesagt haben, nicht eher ruhig schlafen, als bis er den König gesichert in Breslau wisse.

Jetzt war der König in Breslau und gleichzeitig der Kaiser Alexander über die preußische Grenze gegangen. Schon als dieser am 21. December in Wilna eingerückt war (fast gleichzeitig mit Napoleons Ankunft in Paris), hatte sich die Frage geregt: in welcher Art der Krieg fortgesetzt werden solle? „Alle Russen (schreibt Marwitz) stimmten, wie natürlich, dafür, an der Weichsel Halt zu machen und hier den Feind zu erwarten. Die Befolgung dieses Rathes hätte ihnen die Zeit gegeben, ihre Armee auf's Beste und Stärkste zu reorganisiren und würde wahrscheinlich den Frieden herbeigeführt haben. Der Minister Stein aber, der bei dem Kaiser war, und alle in russischen Dienst getretenen preußischen Offiziere stellten die höhere Ansicht auf, daß man Deutschland befreien und durch Hinstellung einer festen Vormauer Rußlands auf immer vor dem Andringen Frankreichs sicher stellen müsse. Glücklicher Weise erwachte in dem Kaiser seine eigene deutsche Natur. Er folgte dieser. Wäre er ein Russe gewesen, er hätte es nimmermehr gethan.“

8.

Der König in Breslau.

Als zur Zeit der Erniedrigung Preußens der König die Gedächtnißtafeln der um das Vaterland verdienten Krieger hatte aufstellen lassen, da schrieb die Königin Luise (es war im September 1808): „Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt."

Nun sollte Breslau der Brennpunkt des „heiligen Krieges" werden. Wie ein Vorklang der Kriegsposaune berührte es die patriotischen Gemüther, als es verlautete: der König habe in Breslau den General=Major Scharnhorst als General=Quartiermeister wieder in seine unmittelbare Nähe berufen. Steffens, in jenen Tagen mit Scharnhorst bekannt geworden, schildert aus eigener Anschauung dessen Wesen und Erscheinung also: „Scharnhorst zeigte sich keineswegs als ein Offizier der preußischen Parade. Dieser große Mann, dem Preußen so unendlich viel verdankt, sah gewissermaßen einem Gelehrten in Uniform ähnlich; wenn man neben ihm auf dem Sopha saß, war sein ruhiges Gespräch der Art, daß ich fortdauernd an einen berühmten Gelehrten erinnert wurde. Seine Stellung war dann eine höchst bequeme, ja gekrümmte, und er äußerte sich wie ein sinnender Mann, der ganz von seinem Gegenstande erfüllt ist. Dieser war immer ein bedeutender, und obgleich er langsam und ruhig sprach, zog er dennoch unwiderstehlich an und gewann nach kurzer Zeit nicht allein das Interesse, sondern auch das unwandelbare Vertrauen der Zuhörer, ja beherrschte sie so durchaus, daß selbst der leidenschaftlichste Mensch, wenn er auch völlig entgegengesetzter Meinung war, gezwungen wurde, den Gang der Entwickelung

seiner Rede mit stillschweigender Aufmerksamkeit zu verfolgen. Der Gegner sah sich wider seinen Willen genöthigt, die Oberflächlichkeit der eigenen Ansicht neben der Gründlichkeit der seinigen anzuerkennen, und wenn er auch unwillig widerstrebte und halsstarrig die eigene Meinung beizubehalten beschloß, so wagte er doch kaum sein Widerstreben zu äußern. — Man erzählt von einem päpstlichen Gesandten, welcher aus Rom nach Paris geschickt war, um mit Napoleon zu unterhandeln, zu einer Zeit, wo dieser an den Papst Forderungen ergehen ließ, die derselbe durchaus abzuweisen beschlossen hatte, daß der Gesandte durch die Standhaftigkeit seiner Opposition den Kaiser völlig zur Verzweiflung brachte. Endlich verließ Napoleon erzürnt das Gemach und befahl dem Gesandten da zu bleiben, bis er wiederkäme. Er verschloß die Thür, kehrte erst gegen Abend zurück und glaubte nun den Gesandten durch Langeweile und Hunger hinlänglich mürbe gemacht zu haben. Als aber nach einer kurzen Entschuldigung das Gespräch wieder anfangen sollte, hub der Geistliche, ohne auf die Entschuldigung etwas zu erwidern, ganz ruhig da an, wo die Unterhandlung abgebrochen war, und in demselben Sinne, als hätte gar keine Unterbrechung stattgefunden. Ganz auf ähnliche Weise, aber unendlich großartiger, zeigte sich Scharnhorst. Was er gegen Napoleon nach reiflicher Ueberlegung beschlossen hatte, gab er nie auf; die ruhige Beharrlichkeit seiner Gesinnung beherrschte den geheimen Kampf, selbst wenn er zu unterliegen schien; die siegenden Gegner wußten es und fürchteten ihn am meisten, wenn sie ihn scheinbar überwunden hatten. — In dieser Beharrlichkeit einer großen geschichtlichen Gesinnung schien das zukünftige Schicksal Preußens, inmitten der unglücklichsten Verhältnisse gesichert für einen nahenden Augenblick zu ruhen; es war die letzte geistige Festung, die sich nie übergab. Der Commandant kannte die immer wachsenden Gefahren des Angriffs von innen und außen, aber auch die Stärke seiner Befestigung, wie die unüberwindliche Treue derer, die er in Thätigkeit setzte, deren ganzes Dasein er beherrschte und lenkte, die er, nicht als ein verzehrendes Feuer, vielmehr als ein durchdringendes Lebenslicht fortdauernd zu erwärmen und zu begeistern wußte. So fand der Krieg gegen Frankreich während der, wie man glauben sollte, vollständigen Unterjochung fortdauernd statt.

Das Volk bewaffnete sich in allen Gegenden unter den Augen der Feinde."

Als Steffens, vor seinem Eintritt als Freiwilliger, sich bei Scharnhorst Rath holte, sagte der General zu dem Professor: „Wir könnten Sie zwar sogleich in einem Hauptquartiere anstellen, wo Sie eine mit Ihrem früheren Leben mehr übereinstimmende Thätigkeit finden würden; es ist aber gut, daß Sie den Dienst von unten an kennen lernen; auch zweckmäßig, daß Sie wenigstens im Anfange des Krieges in der Mitte der Jugend leben, die Sie begeistert haben."

Der „Gelehrte in Uniform" war also doch ein so praktischer Soldat, um den Professor von der Pike auf dienen zu lassen. Gerhard David Scharnhorst, dessen Pläne nun durch des Königs Wort und Beispiel zu Thaten wurden, „sollte uns — wie Heinrich Leo von ihm schreibt — ein rechter David werden, der mit ferntreffender Schleuder den Corsischen Goliath niederwarf. Er war in Hämelsen im Cellischen geboren, hatte eine harte Jugend in bäuerischer Umgebung unter angestrengter Arbeit verlebt und dann, als die ökonomische Lage des Vaters sich verbesserte, auf der Kriegsschule des Grafen Wilhelm von Bückeburg eine sehr tüchtige militärische Erziehung erhalten. Im Jahre 1777 trat er nach dem Tode des Grafen, der in ihm bereits den ausgezeichneten Geist erkannt hatte, in hannoversche, 1801 in preußische Dienste. 1804 ward er Oberst; während des Krieges 1807 war er Generalmajor geworden. Es war ein Mann, der auch im gemeinen Leben alle Eigenschaften des Feldherrn hatte. Er besaß in der ruhigen Kraft, die ihm inwohnte, ganz andere Mittel, als Stein, solchen moralischen Frictionen, wie sie durch Furchtsamkeit und Schwäche der Menschen hervorgebracht werden, zu trotzen und Neid und Eitelkeit durch eigene Anspruchslosigkeit zu entwaffnen. — Scharnhorst besonders war es, der, nachdem der Krieg die Mängel des früheren Heeressystems deutlich gemacht, sie auch der verständigen Einsicht und dem Räsonnement gegenüber nachwies. Man konnte, um die Franzosen nicht zu reizen, nicht sofort die uneingeschränkte Verpflichtung zum Kriegsdienste einführen, aber man bereitete darauf vor. — Die offene militärische Thätigkeit war beengt und neben ihr mußte eine geheimere eintreten. Von dieser war nun der stille Scharnhorst recht eigentlich die Seele. Aus dieser stillen

Thätigkeit ging Schritt für Schritt allmälig das System der preußischen Landwehr hervor, ohne daß die Franzosen die furchtbare Macht ahnten, die sich hier wie unterirdisch bildete."

Hören wir, nach diesem Urtheil zweier Gelehrten, noch einen militärischen Ausspruch über das Wesen Scharnhorsts. Hermann von Boyen (am 15. Februar 1848 als königlich preußischer Feldmarschall gestorben) schreibt: „Dieses bescheidene Auftreten Scharnhorsts im Kriegerkleide täuschte das Urtheil der flüchtigen Beobachter, die das Erscheinen eines großen Mannes nur immer durch Knalleffecte begleitet wähnen. Von dem Jahre 1808 bis zu dem Jahre 1812 habe ich mit geringen, durch Reisen erzeugten Ausnahmen in einer täglichen, immer enger werdenden Amtsverbindung mit Scharnhorst gestanden und dabei gefunden: daß er in Geschäften sich niemals weiter, als es gerade für den Augenblick nothwendig war, aussprach; von einem sogenannten Sichgehenlassen, von einem Enthüllen aller seiner Pläne, diesem Schwelgen in der Zukunft, welches schon mehr als einmal berühmten Männern schädlich ward, war niemals eine Spur. Wenn Jemand, den er auch sonst in anderen Verhältnissen achtete, etwas zu heftig auf die Enthüllung seiner für den Staat gefaßten Pläne drang, so konnte der gewiß sein, daß ihn der General durch nichts bedeutende oder einsilbige Antworten in eine ganz andere Richtung leitete und im Dunkeln ließ. Diese Vorsicht hatte sich so mit Scharnhorsts Charakter verwebt, daß er sie vielleicht sogar zuweilen übertreiben konnte, aber immer leitete ihn die edle Absicht dabei: der Sache seines Königs durch kein unzeitig gegebenes Vertrauen Schaden zuzufügen, der Regierung in jener wechselnden Zeit nicht die Hände zu binden, indem er ihr die Freiheit erhalten wollte, jederzeit nach den Verhältnissen des Augenblicks zu handeln. Wenige beabsichtigte Landesvertheidigungen, die die Geschichte aufgezeichnet hat, sind auf einem so durchdachten Alles umfassenden Plan, als der von Scharnhorst war, begründet, und wenn man hierzu noch seine vorsichtige, den damaligen Verhältnissen angemessene geschickte Art der Vorbereitung rechnet, so wird man nicht allein den inneren Werth eines solchen Planes auf kriegswissenschaftlichem Standpunkte bewundern müssen, sondern auch wohl zu der Ansicht kommen, daß Scharnhorst einer der großartigsten, treuesten Diener seines Königs war, der für die

Wiederherstellung des preußischen Staates und die Befreiung Deutschlands so viel als nur irgend einer gewirkt hat."

Der stille, kriegerische Säemann sollte nur den grünen Schimmer seines, auf ein gut Land gefallenen und herrlich aufgegangenen Samens sehen — die Ernte vom Siegesfelde hat er nicht erlebt. In der Schlacht bei Lützen durch eine Kartätschen-Kugel am Knie verwundet, schont er sich nicht, unternimmt eine diplomatische Reise nach Prag und Wien: seine Wunde verschlimmert sich zur lebensgefährlichen, und er stirbt am 28. Juni 1813. Die damals „nur noch schroffere Neutralität Oestreichs — schreibt Wolfgang Menzel — kostete den edlen Scharnhorst das Leben; denn nach Wien geschickt, um Oestreich dringend zum Anschluß an die Allianz zu mahnen, wurde er auf Metternichs Befehl am Thore aufgehalten und augenblicklich zurückgeschickt, weil gerade seine, des bekannten Patrioten, Anwesenheit in Wien damals Oestreich, dessen Rüstungen noch nicht fertig waren, compromittirt haben würde. Scharnhorst kehrte um, seine Anfangs unbedeutende Fußwunde brach in Folge der Anstrengungen auf, und er starb nach wenigen Tagen in Prag." Von ihm hat Ernst Moritz Arndt 1813 in Dresden gesungen:

Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmidt,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles that und Vieles litt,
Daß er könnte Deutsche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns steht um höchstes Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem theuren Heldenblut:
Allen Tapfern rann's zum Pfande,
Daß erliegen wird die Schande.

Und als König und Vaterland, in dessen Lager damals Deutschland war, um den heimgegangenen Helden trauerten, da klagte Max von Schenkendorf in seinem herzinnigen Liede: „Auf Scharnhorsts Tod":

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

Kugel, rafft mich doch nicht nieder,
Dien' euch blutend, werthe Brüder,
Führt in Eile mich gen Prag.
Will mit Blut um Oestreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.

In Prag nehmen sie, wenn sie dort über die lange steinerne Moldau-Brücke gehen, den Hut ab vor der Bildsäule ihres Schutzpatrones Johann von Nepomuk. Die ehernen Schwertgestalten aus unserer großen Zeit, wir wollen sie nicht als Heiligenbilder ansehen, aber ihr glorreiches Andenken heilig halten durch gleiche Liebe und Treue und Hingebung für König und Vaterland! —

Die erste Frucht, welche die Verlegung der Residenz von Berlin nach Breslau zeitigte, war der Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung. Am 25. Januar ist der König in Breslau angekommen, und schon am 31. schickt der General von Scharnhorst, so eben wieder als General-Quartiermeister angestellt, sein „Project zu einer neuen Vermehrung der Truppen durch Freiwillige" an den Obersten von Rauch, den damaligen Director der 2. Division des allgemeinen Kriegs-Departements in Breslau. Dieser Plan, von Scharnhorst selbst zu Papiere gebracht, vom König mit eigenhändigen Randbemerkungen versehen und im Ganzen von ihm gutgeheißen, erging gleichzeitig mit einem Schreiben an Rauch, in dessen Amtskreis die Geschäfte der Formation und des Mobilmachens fielen. Er möge, hieß es darin, zum Zwecke dieser neuen Vermehrung der Armee das Weitere veranlassen. Der Oberst brachte es sofort zur Kenntniß des damaligen Chefs des Kriegsministeriums, des General-Majors von Hacke, und dieser verfügte noch am selben 31. Januar das Weitere, indem er schrieb: „wie er bei dem allgemeinen Zweck, die Streitkräfte des Staats so viel als möglich zu vermehren, nur wünschen könne, daß die in Vorschlag gebrachte Formation von solchen Jäger-Abtheilungen den gehofften Erfolg haben und der muntere Geist dieser sich freier dünkenden Militärs

Folgsamkeit beweisen möge. Da überdies des Königs Majestät durch die daneben geschriebenen eigenhändigen Randbemerkungen Allerhöchstihre Zustimmung gegeben hätte, so dürfte es nur darauf ankommen, ob die Regierung schon jetzt mit einer solchen Aufforderung, als sie der General von Scharnhorst vorschlage, öffentlich hervortreten wolle.“ —

Der König wollte es. Denn schon drei Tage nachher, am 3. Februar, verkündete der Staatskanzler, „daß Se. Majestät der König die Formirung von Jäger-Detachements bei den Infanterie-Bataillonen und Cavallerie-Regimentern der Armee zu befehlen geruht, um besonders diejenige Klasse der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Cantongesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung und übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militärdienst aufzufordern und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und demnächst geschickte Offiziere oder Unteroffiziere abgeben können.“

Laut der „Allerhöchsten Vorschriften“, welche der Staatskanzler kund that, sollten diese Jäger-Detachements bloß aus Freiwilligen bestehen, welche sich selbst kleiden und beritten machen: „Die Kleidung ist dunkelgrün — sowohl bei der Infanterie als Cavallerie sind die Montirungsstücke denen der Regimenter gleich und nur durch die grüne Farbe des Rockes verschieden.“

Der Grund, welcher den König dazu bestimmt hatte, wurde im Eingange der Verkündung erklärt: „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staats erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kosten-Aufwand verstatten. Bei der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von je her beseelt und sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußert haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesem Gefühl und dem Durste nach Thätigkeit, welcher so vielen braven jungen Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung anzuweisen, um durch sie die Reihen der älteren Vertheidiger des Vaterlandes zu verstärken und mit diesen in

der schönen Erfüllung der ersten von den uns obliegenden Pflichten zu wetteifern."

Dieser Aufruf vom 3. Februar wurde auf Befehl des Königs von dem Staatskanzler erlassen; der Feind des Vaterlandes, gegen welchen er zur freiwilligen Bewaffnung aufforderte, darin noch nicht genannt. Noch war die Zeit nicht gekommen, noch der 17. März nicht erschienen, an dem der König selber sein Volk in die Waffen ruft „zum letzten entscheidenden Kampfe für unsere Existenz und unsere Unabhängigkeit." — Noch war der Krieg an Frankreich nicht erklärt, noch der Feind, ob auch das Volk die stillen Gedanken seines Königs ahnte, nicht ausgesprochen. „Noch ist nicht das rechte Wort gesprochen," sagt der damals lebende Stägemann in seinem den Ton des Tages anstimmenden Liede auf den 3. Februar . . . Das rechte Wort, das mächtige Werde des Kampfes — der König spricht es, sobald es an der Zeit ist, spricht es am 17. März. Und wie in der Epoche des 3. Februar, nach Stägemanns Ausdruck, vor Allen „uns're Jugend zu den Waffen brausend stürzt," so erhebt sich in der Epoche des 17. März wie Ein Mann alles waffenfähige Volk, um sich neben dem stehenden Heere in Landwehr und Landsturm zu gliedern, den mit seinem theuern Blut besiegelten Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland!" nicht auf den Czakos allein, sondern auch im Herzen. — Also ist der 3. Februar, im Lichte seiner Zeit gesehen, nur der Prophet, der Vorläufer des 17. März, das aufdämmernde Morgenroth vor der erst Alles in's Klare setzenden Sonne des 17. März, dieses großen, in der Weltgeschichte fortleuchtenden Tages, mit dem erst der bis dahin geführte französisch-russische Krieg durch die Erklärung des Preußenkönigs zu einem deutschen Befreiungskriege ausschlägt.

Der Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung, Mittwoch, den 3. Februar in Breslau erschienen, wurde in Berlin erst Dienstag, den 9. durch die Zeitungen bekannt. In der Vossischen stand er ohne weitere Ueberschrift als erster Artikel an der Spitze des Blattes; in der Spenerschen als vierter Artikel hinter der Meldung, daß „in diesen Tagen wiederum mehrere kaiserlich französische Divisions- und Brigade-Generale von der Oder hier angekommen und durchgegangen." Auf die Verkündung Hardenbergs folgte eine Bekanntmachung

des Präsidenten von Bassewitz in Potsdam, worin er diejenigen, welche jenem ehrenvollen Rufe zu folgen bereit seien, benachrichtigt, daß sie am besten thun würden, sich sogleich nach Breslau oder Kolberg zu begeben, je nachdem sie bei märkischen und schlesischen oder pommerschen Regimentern ihre militärische Laufbahn zu beginnen gesonnen seien.

Am 13. Februar schreibt Niebuhr in einem Briefe: „Das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschreiben lassen, ist heute so groß auf dem Rathhause, wie bei Theuerung vor einem Bäckerladen. Um Dir eine Vorstellung von dem Eifer zu geben, mit welchem Alles sich hier zu dem Einschreiben in die freiwilligen Jäger-Detachements drängt, muß ich Dir doch noch Einiges sagen. Erst seit drei Tagen ist die Bekanntmachung deshalb erschienen, und heute fährt die Post schon mit 9 Beiwagen voll derselben ab, außer denen, die zu Fuß gehen oder mit anderen Gelegenheiten reisen. Natürlich ist dies überall nur ein sehr kleiner Theil: die meisten haben noch Geschäfte und wollen sich noch equipiren. Es gehen junge Leute aus allen Ständen: Studenten, Gymnasiasten, Primaner, Handlungscommis, Apotheker, Handwerker aus allen Zünften; gereifte Männer von Amt und Stand, Familienväter u. s. w."

Als der erste Zug der Berliner Freiwilligen in Breslau einfährt, steht der König dort im Schlosse am Fenster. Scharnhorst, gegen den er anfänglich Zweifel über die gewünschte Wirkung seines Vorschlages geäußert hat, fragt Angesichts des Wagenzuges: „ob Majestät sich nun überzeugten?" Die Antwort darauf geben die rollenden Thränen aus des Königs Augen.

Jahn, der mit Friesen dem Könige gen Breslau nachgezogen war, hatte gleich in den ersten Tagen des Februars den Studenten Meyer von Berlin nach Halle abgeschickt, um dort den märkischen und pommerschen Landsmannschaften die Botschaft zu bringen, daß Breslau, die gegenwärtige Residenz des Königs, zum Sammelplatze für die Freiwilligen bestimmt sei. Etwa 24 Stunden nach der Ankunft jenes Boten in Halle, welches damals zum Königreiche Westfalen gehörte, versammelte sich eine Schaar Freiwilliger im Dunkel des Spätabends draußen vor der Stadt, um von hier aus ihre Reise über die Elbe und Oder weiter nach Breslau anzutreten. Sie kamen glücklich durch die noch von den Franzosen besetzten Oder-

gegenden, und wie einer jener Hallenser Studenten, der Verfasser von dem 1863 erschienenen „Streifzuge der Lützowschen Reiterschaar" es beschreibt: „Schon auf dem ersten Gute jenseit der Oder wurden wir mit Jubel begrüßt und mit der größten Gastfreiheit aufgenommen. Man gestattete uns nicht, unsere Reise weiter zu Fuß fortzusetzen, sondern gab uns Wagen, die so bequem als möglich eingerichtet und überall mit gleicher Bereitwilligkeit wieder gewährt wurden. Jeder, der unsern Plan vernahm, begrüßte diesen mit dem Ausdrucke der innigsten patriotischen Theilnahme. Erfrischungen wollte jedes Dorf verabreichen. Die besten Quartiere wurden uns in Städten und auf dem Lande angewiesen, und beim Scheiden erscholl überall der Ruf: „Wir kämpfen Alle für eine Sache!" Die jungen Männer in Stadt und Land riefen uns vielfach in voller Freude und Begeisterung zu: „Wir folgen in den ersten Tagen!" Kurz, wir gewannen auf unserer Reise die volle Ueberzeugung, daß in Preußen Alles zu dem großen Freiheitskampfe bereit sei und, wenn der König sein Volk dazu auffordern werde, alle Waffenfähige zum Kampfe herbeieilen würden. Mit diesen schönen, erhebenden Gefühlen erreichten wir in einigen Tagen Breslau und entließen unsere Wagenführer vor dem Thore. Beim Einzuge erfreute uns das überall sichtbare kriegerische Vorspiel. Auf einem größeren Platze, an welchem wir vorbeikamen, war ein eben eingezogenes Infanterie-Regiment aufgestellt, das gemustert ward, während wir Gruppen anderer Offiziere und Soldaten von verschiedenen preußischen Regimentern und alle in gehobener Stimmung gewahrten und deshalb Halt machten, um uns dies hoch erfreuliche kriegerische Schauspiel zu betrachten. — Wir erkannten bald, daß sich von mehreren Seiten die Aufmerksamkeit auf uns richtete. An unserem Anzuge und an der Art unserer Bewaffnung sah Jeder, daß wir Studenten waren, und Jeder mochte sich auch sagen, was wir wollten. Da wendete eine hohe, schöne Reitergestalt, begleitet von einem Adjutanten zur Linken, ihr Pferd auf uns zu. Ich erkannte den, den Meisten unter uns noch unbekannten König Friedrich Wilhelm III. und sagte zu den Universitätsgenossen:

„Es ist der König!"

Wir bildeten einen Halbkreis, entblößten die Häupter, der König ritt grüßend und in unserem Halbkreise anhaltend

heran, fragte kurz: „Berlin?“ — Wir antworteten: „Halle, Halle, Majestät!“ — Das Auge des Königs verklärte sich sichtbar. Er gab seiner Freude über unser Erscheinen den vollsten Ausdruck, weil ihm der Zweck nicht zweifelhaft sein konnte, den er auch auf die Frage: „Was wollen Sie junge Männer denn hier in Breslau?“ aus der Antwort: „Uns den Freiwilligen Ew. Majestät anschließen!“ gleich vernahm. Der König drückte nun seine Verwunderung darüber aus, wie wir in Halle schon hätten wissen können, daß die Errichtung von Freiwilligen-Detachements beabsichtigt werde; denn der Aufruf war erst wenige Tage zuvor veröffentlicht worden. Er fragte ferner: wie es uns denn gelungen sei, von Halle durch die Franzosen zu kommen, erkundigte sich nach dem Volksgeiste in den vormals preußischen Landen und wie wir von seinem Volke empfangen wären? Unsere Antworten befriedigten ihn in einem so hohen Grade, daß der König in einem Tone zu uns sprach, wie ein Vater zu seinen, zwar nicht erwarteten, ihm aber in einem verhängnißvollen Augenblicke, gerade zur rechten Stunde erschienenen Söhnen nur reden kann. Inzwischen sah man deutlich, wie sich von allen Seiten die Augen auf uns richteten. Als der König sein Pferd wieder nach dem Platze, wo das Regiment stand, zurückwendete, fragte er: „Wo wollen Sie logiren?“ Wir antworteten: „Im goldenen Scepter!“ worauf er uns nochmals grüßte und sagte: „Ruhen Sie sich aus, wir werden uns wiedersehen!“

Der goldene Scepter war der uns schon in Halle bezeichnete Sammelpunkt zur Anmeldung der Freiwilligen für die Lützowsche Freischaar. — Lützow hatte am 18. Februar 1813, ein paar Tage vor unserer Ankunft, die, wenn ich nicht irre, bereits am 20. Februar erfolgte, die königliche Genehmigung zur Errichtung der Freischaar erhalten. — Wir trafen dort auch Jahn, der uns zu Lützow führte, und von dem wir herzlich begrüßt wurden. Der König schickte noch am Abend seinen Adjutanten, den General von Jagow, der uns schon mit dem Könige begrüßt hatte, zu uns. Dieser erklärte unter Anderem, daß der König ihm befohlen habe, uns zu sagen, wie unsere rasche, unerwartete Ankunft in Breslau und der Geist, den wir für die große Sache der Befreiung des Vaterlandes mitbrachten, ihm hohe Freude bereitet hätte, so daß er eine gute Vorbedeutung darin fände.“

An den Professor Steffens schrieb der König am 16. Februar: „Ich bezeige Ihnen mein ganzes Wohlgefallen darüber, daß Sie nicht nur die Zuhörer Ihrer Vorlesungen bei der Universität ermuntert haben, sich jetzt der Beschützung des Vaterlandes gegen die äußere Gefahr zu widmen, sondern sich selbst auch diesem rühmlichen Zwecke hingeben. Indem ich Sie zu diesem Ende von Ihrem gegenwärtigen Amte bis dahin beurlaube, daß die Umstände Ihnen gestatten, dasselbe wieder anzutreten, wünsche ich aufrichtig, daß das Beispiel, mit welchem Sie den Jünglingen in der ernstesten Ausübung der Pflichten für's Vaterland vorangehen wollen, wirksam beitragen möge, sie zur freudigen Erfüllung derselben anzufeuern."

Der ehemalige preußische Hauptmann von Rahden, Ritter des Eisernen Kreuzes, beschreibt in seinen „Wanderungen eines alten Soldaten": wie auch er dort in Breslau den feurigen Worten lauschte, womit Steffens die akademische Jugend entflammte. Er sah ihn, den damals schon berühmten Professor, wie er in dem gedrängt vollen Hörsaale auf seinem kleinen braun polirten Katheder stand, einen kleinen silbernen Stift behende in den fein geschnittenen Fingern auf- und niederschiebend; er hörte ihn, wie er in seiner eigenthümlichen Lebendigkeit den Studirenden vorstellte, das Vaterland fordere in diesem Moment ganz andere Dinge, als ruhiges Verweilen in den Lehrsälen, und wie er seinen Zuhörern zum Herzen redete, allesammt mit ihm in die Reihen der Vertheidiger des Vaterlandes zu treten und fortan das Schwert, statt der Feder zu führen. Allgemeines Hurrah und Beifallsgeschrei! War es doch nichts Fremdes, was er verkündete; was er sagte, war die stille Rede Aller, und sie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines Jeden, einen tiefen Eindruck. „Thatsache ist's (schreibt Rahden), daß Professor Steffens das Katheder, und Hunderte seiner Zuhörer den Lehrsaal verließen, die Toga und den Flausrock mit dem Waffenrock vertauschten; daß Heinrich Steffens sich im Kampfe für sein zweites Vaterland das Eiserne Kreuz erwarb." — Eingedenk jener schönen Tage in Breslau trauert Rahden, „der alte Soldat" 33 Jahre nachher in Berlin an der Bahre des patriotischen Professors, geleitet dessen irdische Hülle mit zu Grabe.

Die damalige Stimmung in Breslau und seine eigene

hat Steffens selbst geschildert: „Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, Alles wogte hin und her, Jeder wollte etwas erlauschen, irgend etwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gährung eine bestimmte Richtung geben konnte. Unbekannte sprachen sich an und standen sich Rede, die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten sich zwischen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art. Ein ausgesprochenes Wort, wenn es irgend eine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von Allen gehört. — Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen; aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: „Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert wurdest! Und sie ist jetzt der Alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen." Thränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Kniee, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht; selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte." — Der General von Scharnhorst umarmte den patriotischen Professor für diese Rede. — „Es war mein schönster Ruhm; (schreibt Steffens weiter) ich sah es ein, daß ich, ein vierzigjähriger still grübelnder Gelehrter, ein ungeschickter Krieger sein würde; aber mitgehen mußte ich, wenn dieser Moment irgend eine Bedeutung haben sollte. — Hauptmann von Boltenstern, von Halle aus mein vertrauter Freund, ward mein Compagnie-Chef, und vorläufig lernte ich durch einen dazu von mir bezahlten Sergeanten der Compagnie das Gewehr-Exercitium. Hierbei fand ein lächerliches Ereigniß statt. Weil Alles überfüllt war, wurde jeder nur schickliche Raum benutzt, um die freiwillige und sonst eingerufene Mann-

schaft einzuexerciren. Der Hof meiner Wohnung ward ebenfalls dazu benutzt. Eine alte Frau, die allerlei Dienstleistungen bei meiner Familie hatte, sah eines Tages, wie der Unteroffizier die ungeschickten jungen Leute wohl zuweilen ungeduldig bei den Schultern faßte, in den Rücken stieß, um die Brust vorzudrängen, den Bauch zurückstieß, wohl auch mit geballter Faust unter das Kinn fuhr, um den Kopf in die Höhe zu richten. Sie hatte gehört, daß ich auch Unterricht im Exerciren hatte und stürzte heulend zu meiner Frau herein, in der Voraussetzung, daß ich mich einer ähnlichen Behandlung unterwerfen müßte. Das war nun freilich nicht der Fall. Mein Sergeant war überaus höflich; ich will aber doch keineswegs behaupten, daß ich zu den besten Rekruten gehörte. — Das Lützowsche Corps bildete sich in Breslau und ganz in meiner Nähe. Jahn bewohnte den goldenen Scepter, einen Gasthof in der nämlichen Straße, wo ich wohnte; wenige Häuser von mir entfernt war das Jahnsche Werbehaus, so wie meine Wohnung das für die Detachements. Es war natürlich, daß ein solches Freicorps etwas sehr Anziehendes für die Jugend hatte: das dichterisch Kühne konnte sich, wie man voraussetzte, hier entschiedener äußern; es war die feurige Lyrik des Krieges, wie sie auch später in Körners Gedichten erschien und in allen Gegenden Deutschlands die Gemüther erregte. — Schiller hatte als Dichter einen mächtigen Einfluß, durch ihn lebten die Erinnerungen an frühere Kriegszeiten, vor allen an den dreißigjährigen Krieg wieder auf. Es ist bekannt, wie oft man Holks wilder Jagd gedachte; aber, obgleich ich den Werth dieses freieren Elements nicht verkannte, vielmehr hoch schätzte, glaubte ich doch, daß mein Alter wie meine Stellung mir gebot, einer entgegengesetzten Richtung zu huldigen und mich dahin zu wenden, wo die großen geordneten Massen, von trefflichen Heerführern geleitet, über das verhängnißvolle Schicksal der Völker zu entscheiden hatten — erkannte ich in den Freicorps die leichte Lyrik des Krieges, so sollte sich hier das großartige Epos desselben entwickeln. Es war mir nicht schwer, der Jugend begreiflich zu machen, daß sie, in dem großen Heere dienend, den bedeutendsten Ereignissen näher trat."

Steffens war als Volontär in das Jäger-Detachement des Garde-Jäger-Bataillons getreten. Auch mit Gneisenau,

der alsbald wieder zu seinem König kam, wurde er damals in Breslau persönlich bekannt. Er schildert den Feldherrn als einen schönen Kriegsmann, dessen ruhiges und sicheres Einherschreiten schon den ritterlichen Helden verkündete: „Sein Blick deutete auf Klarheit; ich sah nie eine ähnliche Mischung von edlem Stolz und ächter Demuth, von Zuversicht und Bescheidenheit. Wie die übrigen größten und bedeutendsten deutschen Helden war auch er mehr durch das Leben, als durch Studien gebildet, aber durch seine Achtung für eine jede Art höherer geistiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältnisse aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverstellte Geständniß seiner Unkunde zeigte er nicht sich allein noch liebenswürdiger, sondern zugleich achtungswerther; denn nie erschien die ihm angeborene Größe imponirender als in eben solchen Momenten. Es war etwas Fürstliches in seiner Gestalt, in seiner Art sich darzustellen und sich zu äußern. Eben wenn er am demüthigsten war, schien er sich mit bewußtloser Sicherheit herabzulassen. Er war der ritterlichste, freigebigste Held, den ich jemals sah, und wer das Glück hatte, sein Interesse zu erwecken, konnte auf seine fortdauernde thätige Theilnahme in einer jeden unangenehmen Lage mit Sicherheit rechnen. Ich denke mit Freuden daran, wie ich sein Wohlwollen und seine freundliche Theilnahme von dem Augenblicke an, wo er in meine Wohnung trat, fortdauernd genossen habe."

Unter den Vielen, welche in die Reihen der preußischen Freiwilligen eintreten wollten, war auch der aus seinem Reiche vertriebene König Gustav IV. von Schweden, der Graf von Gottorp oder Oberst Gustavson, wie er sich nannte: eine hagere, schlanke Gestalt mit einem langen Gesicht, völlig mit der Physiognomie der alten schwedischen Wasa. „Es war natürlich (berichtet Hippel), daß der König das an ihn eigenhändig gerichtete Gesuch Gustavs durch den Staatskanzler höflichst ablehnen ließ." — Ein Fürst Carolath und ein Herr von Rochow, eben auf einer Reise nach Italien, verkleiden sich, wie Minutoli erzählt, als dienende Geister, um dergestalt eilends in's Vaterland heimzukehren und unangefochten Breslau, den Sammelplatz der Freiwilligen, zu erreichen. Ehemalige Unterthanen des Königs, jenseit der Elbe und der Weser, drängten sich zu den Freiwilligen: nicht allein ihr eigenes Gut

und Blut, sondern auch das ihrer Anverwandten wagten sie kühnen Schrittes daran.

Schon Ende Februar waren in den Listen beim Polizei-Präsidium in Berlin 2798 Mann zum Abmarsch nach Breslau angemeldet: 2408 freiwillige Jäger zu Fuß, 271 zu Pferde, 115 Freiwillige zur Artillerie und 4 zu den Pionieren. Der Vorrath an Rüstzeug war rasch erschöpft; die bestellten Uniformen sofort anzufertigen, ging über die vorhandenen Schneiderkräfte. Die Freiwilligen trugen zunächst als Kennzeichen Czakos. Aber auch diese waren bald vergriffen. Wer nun keinen Czako mehr auftreiben konnte, der hing sich wenigstens eine mit Leder, Blech oder Korb überzogene Feldflasche um. Schaarenweise schritten die Freiwilligen durch die Straßen der Hauptstadt, eben so freudig angesehen von den Bürgern als scheel von den Franzosen. Sie ahnten wohl die neuen Feinde, die da unter ihren Augen entstanden. Nach dem Einfall der Kosaken in Berlin am 20. Februar, mit denen viele junge Jäger fortgezogen waren, hinderte der Marschall Augereau den ferneren Abmarsch aus der „gleichsam in einen wirklichen Belagerungszustand versetzten Hauptstadt." (Dies der Ausdruck der damaligen Berliner Zeitungen.) Nun rückten sie heimlich aus. So der Lieutenant Bree mit 280 freiwilligen Jägern auf einmal. Dieser Offizier vom 3. Husaren-Regiment war, wie Prittwitz erzählt, „früher mit den von ihm gesammelten freiwilligen Jägern ebenfalls auf das allgemeine Rendez-vous Berlin beschieden und hier von den Ereignissen des 20. Februar überrascht worden. Es gelang ihm, an diesem Tage mehrere, zum Theil verwundete französische Militärs den Händen des aufgeregten Volkes zu entreißen und sie zu schützen. Dadurch erwarb er sich den Dank des Gouverneurs; seine Jäger wurden zur Bewachung der königlichen Schlösser mit benutzt, und er selbst mit einer von dem Gouvernement ausgestellten Karte versehen, die ihm gewisse Rechte beilegte. Da die endliche Entscheidung dieser eigenen Lage sich aber verzögerte, so brach Lieutenant Bree am 28. Februar sehr früh Morgens auf, wußte sich am Thor unter dem Vorgeben, daß er zum Exerciren ausrücke, und mit Benutzung seiner Karte freien Durchzug zu verschaffen und marschirte nach Königs-Wusterhausen ab."

Aus Potsdam marschirte Fouqué, der Dichter des „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", am 24. Februar mit einer Jägerschaar nach Breslau. Hier seine eigene Beschreibung dieses Auszuges: „Der Aufruf des Königs zur Bewaffnung der freiwilligen Jäger erscholl. Fouqué genoß die zufällige Ehre, der erste zu sein, der sich als solcher bei dem Landrathe des Kreises, dem wackern Herrn von Bredow auf Sentzke, späterhin selbst als Landwehr-Brigadier rühmlich kämpfend für die gute Sache, meldete. Der Aelteste unter Seinesgleichen war der neue Jäger wohl gewiß; denn er zählte bereits 36 Jahre und ward auch schon vielleicht um deswillen zum Führer der aus dem Havelland zusammentretenden und sonst sich ihnen anschließenden freiwilligen Jäger für den Marsch nach Breslau ernannt. Theils zu Roß und theils zu Fuß mochten es deren etwa siebzig sein. Es war ein ernster, aber ein schöner Moment, als Fouqué in der Februar-Morgenfrühe von dem heimischen Herde schied, von seiner Gattin gesegnet, mühsam nur sich loswindend aus den Armen seines bitterlich weinenden Töchterleins, und nun aufgesessen den paar Jägern, die sich schon in Nennhausen vorläufig zu ihm gefunden hatten, mit freudiger Stimme und feuchten Augen zurief: „Hoch lebe der König! In Gottes Namen: Vorwärts Marsch!" — Zu Potsdam in der Garnisonkirche, einige Tage nachher, empfing in den Morgenlichtern, zum weitern Aufbruche nach Schlesien, die nun gesammte Schaar an des großen Friedrichs geöffnetem Grabgewölbe die Einsegnung des damaligen Garnison-Predigers Eylert. Und Aller Herzen schlugen hoch, und Aller Augen und Geister blickten himmelan. Auch sah der Himmel freundlich zu uns hernieder, an diesem 24. Februar schon frühlingshell und frühlingsmild, und als wir nun durch den Lustgarten, vom großen Friedrich gepflanzt und ausgeschmückt, von hinnen zogen, und holde Frauen grüßend nebenher wandelten, und die Menge jubilirend uns zurief, da ward's uns herrlich zu Muth in dem neu angetretenen Beruf, und ein wackerer Jäger-Jüngling rief aus: „Sollt' es uns jemals müd' und schwer werden im Kriege, da wollen wir gedenken an den 24. Februar, und wiederum frisch sein und stark, wie es rechten Preußen geziemt." Sie haben Wort gehalten, Gott Lob! wie in vorherrschender Stimmung die freiwilligen Jäger allesammt. — Gut und frisch und, den Umständen nach, auch

schon gehorsam genug erwies sich das junge Volk unterweges. Es waren muthvoll fröhliche Tage, und Gottes Leitung half günstig zwischen uns begegnenden überzähligen Rheinbündnern hindurch, die denn freilich nicht so ganz genau wußten — denn die politischen Waageschalen schwankten ja annoch — was sie eigentlich aus und mit uns machen sollten. Für das „Mit uns machen" hätten sie freilich keine wohlfeile Beute gefunden. Widerstand auf Tod und Leben war in der kleinen Schaar bereits feierlich beschlossen. Endlich, nachdem noch zwischen bayerischen Truppen und uns ehrbarliche Militärbegrüßungen gewechselt waren, trafen wir gleich selbigen Abends auf Kosaken, die uns mit Jubelruf und Umarmungen begrüßten. Wer hätte gemeint, man könne so mit aller Welt in Frieden leben! Wir mußten herzlich darüber lachen. Es war denn freilich des Friedens: „letzter Lebensblitz". An Liedern unterweges hat es nicht gefehlt. So sang der Anführer seinen Jäger-Jünglingen auch das Lied vor:

„Frisch auf zum fröhlichen Jagen!"

und fröhlich und frisch haben sie's nachgesungen, und ist es nachdem erklungen durch das ganze preußische Heer, mitunter auch wohl noch weiter.*) — Wir gelangten nach Breslau ohne irgend eine wesentliche Störung des Zuges. Huldreich empfangen, ward Fouqué zur königlichen Tafel befohlen. Ein feierlicher Moment war es, wo der König hereintrat, voll höchster ritterlicher Schönheit anzuschauen die hohe Heldengestalt im weißen Garde-du-Corps-Collet, worin er eben heute seiner Garde-Reiterei die Heerschau abgenommen hatte. Ein kriegerisch ernster Marsch erklang aus dem Nebenzimmer im Augenblick, wo wir uns zur Tafel setzten, und neben den König setzte sich sein zartes ältestes Töchterlein im Beginn eben erst aufblühender Hulden (späterhin Kaiserin von Ruß-

*) In der Furcht Gottes, in der Kraft des Glaubens sind sie damals ausgezogen, nachdem die Noth der schweren Zeit vor der großen wieder beten gelehrt hat. Alles aus jenen Tagen, was einen frischen patriotischen Odem hat, wappnet sich mit dem Schilde des Glaubens an Den, von dem drei Jahrhunderte vorher der Schwan von Wittenberg gesungen hat: „Es streit' für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren." — Mitten in dem Brausen stürmisch erregter Gemüther webt eine inbrünstige Kirchenstille. Davon zeugt unter vielen gleichgestimmten Geistes- und Herzenserzeugnissen jener Tage das nach-

land), und vor uns im Geiste stand die große auf Sieg oder Tod emporleuchtende Kriegeszeit, entscheidend über Alles, was uns lieb war und sein sollte und mußte auf Erden!"

Der König ließ sich (wie Graf Henckel erzählt) die jungen Freiwilligen jedesmal vorstellen, sprach fast mit einem jeden und sagte ihm gewöhnlich einige freundliche Worte. Bei solch einer Vorstellung geschah es, daß der König einen jungen Mann fragte: „Wie heißen Sie?" — „Massenbach." — „Wer ist Ihr Vater?" — Der junge Mensch (ein Sohn des berüchtigten Memoirenschreibers) wird feuerroth, die Augen gehen ihm über, er antwortet mit bewegter Stimme: „Der Oberst; ich werde es aber Ew. Majestät beweisen, daß ich nicht unwürdig bin, in Preußen geboren zu sein." — „Und ich," erwidert der König auf der Stelle, „werde Ihnen darthun, daß ich stets die Person von den Sachen und Verhältnissen zu unterscheiden weiß." — Der junge Mann hat Wort gehalten, es als Offizier mit seinem Tode besiegelt. — So schöner herzerhebender Augenblicke (schreibt Graf Henckel) gab es viele in dieser Zeit. Wer hätte nicht gern den letzten Blutstropfen hingegeben für solch einen König!

---

stehende der „Geharnischten Sonette" von Freimund Raimar (Friedrich Rückert):

Bei Gott! Kein Nichts ist's, deß Ihr Euch verwegnet,
Ein Etwas ist's, wofür den Arm Ihr hobet,
Ein Etwas, das die Welt und Nachwelt lobet,
Ein Etwas, dem der Himmel Gnade regnet.
Drum, eh' Ihr auszieht und dem Feind begegnet,
Steht erst vor dem, deß Aug' die Herzen probet,
Nicht eh'r zieht, als dem Höchsten anverlobet,
Nicht eh'r zieht, als vom Priester eingesegnet.
Der Feinde Lanzen müssen vor Euch splittern,
Und seine Donner müssen ihm versagen,
Wenn für Euch selbst Gott spricht aus den Gewittern.
Ja, Gottes Flügel, um Euch hergeschlagen,
Muß, ob Ihr fallet, selbst den Tod entbittern,
Daß Ihr sein Antlitz seh'n könnt ohne Zagen.

9.

Die Kosaken vor und in Berlin.

Horch auf, Berlin, horch auf mit deinen Ohren,
 Die lang schon hörten keine Freudenkunde;
 Ein andrer Tag bringt eine andre Stunde,
 Die Freudenbotschaft steht vor deinen Thoren.
Wer sie dir bringt, ist fern von dir geboren,
 Doch, wenn du's willst, ist er mit dir im Bunde.
 Horch! hören könntest du schon in der Runde
 Sein Sporngeklirr, ritt' er nicht ohne Sporen.
So kannst du hören doch sein Roßgewieher,
 Und wenn dein Aug' ihn noch, den Freund, nicht sähe,
 So kann es doch schon seh'n den Feind, den Flieher.
Auf, feiert betend höchster Rettung Nähe!
 Sie kommt und macht euch, staubgebückte Knieer,
 Zu Stehern unter Waff' und auf Trophäe.

Freimund Raimar (Friedrich Rückert): „Geharnischte Sonette."

Am 23. Februar 1813 standen in den Berliner Zeitungen zwei auffallende Bekanntmachungen, unterzeichnet von der Ober-Regierungs-Commission, welche der König einen Monat vorher, bei seiner Abreise nach Breslau, ernannt hatte. Sie bekundeten, daß der Feind drei Tage früher die Absicht gehabt, die Hauptstadt zu besetzen, und daß der Marschall Augereau dies Vorhaben vereiteln mußte; im Uebrigen aber konnte kein Leser daraus klug werden: es sei denn, daß er am Sonnabend vorher Augenzeuge jenes Kriegsspukes gewesen, welcher heut, am Dienstag, in den Berliner Zeitungen angedeutet wurde. Freilich konnten sie, da sie zu jener Zeit nur dreimal wöchentlich erschienen, die Sonnabends-Ereignisse in der Regel erst in ihrer Dienstags-Nummer erzählen, wenn sie nicht ausnahmsweise

ein Extrablatt herausgeben wollten, wie sie dies hinterher oft während des Befreiungskrieges thaten, der auch sie von der Fremdherrschaft des Moniteur befreite. Aber hätten sie der Begebenheit des 20. Februars ein Extrablatt widmen wollen: die französischen Bajonette würden wie eiserne Censurstriche dazwischen gefahren sein. Kein Wunder also, daß die Berliner Zeitungen erst nach vierzehn Tagen, als die Franzosen ab- und die Russen einmarschirt sind, einen Bericht über den Kosaken-Einfall vom 20. Februar bringen, einen Bericht, der zur Entschuldigung seiner Späternte vom einheimischen Kriegsschauplatze so anfängt:

„In den letztverwichenen zwölf Tagen war unsere Hauptstadt in einer ängstlichen Lage und gleichsam in einen wirklichen Belagerungs-Zustand versetzt worden."

Dieser Zustand blinkt auch durch die, erst an den Ecken angeschlagenen und dann in den Zeitungen vom 23. Februar abgedruckten Bekanntmachungen. Eine lakonische Vorbemerkung leitet sie ein:

„Unter den gegenwärtigen Umständen hat die Königl. Ober-Regierungs-Commission am gestrigen Tage folgende zwei Bekanntmachungen erlassen:

1. „Bekanntmachung. Die Königliche Ober-Regierungs-Commission macht hierdurch bekannt, daß sie jede mögliche Verwendung zur Schonung der Stadt bisher versucht hat und ferner unablässig versuchen wird. Sie fordert daher die Einwohner auf, mit Vertrauen auf die Regierung, ferner in der bisher beobachteten löblichen Ruhe zu beharren und die Anweisungen der Polizei zu befolgen, indem der Herr Marschall, Herzog von Castiglione, versprochen hat, die Stadt unter allen Verhältnissen mit aller Schonung zu behandeln. Berlin, den 21. Februar 1813. Königliche Allerhöchst verordnete Ober-Regierungs-Commission. Golz. Kircheisen. Lottum. Schuckmann. Bülow."

2. „Bekanntmachung. In Verfolg der heutigen Bekanntmachung eilt die unterzeichnete Ober-Regierungs-Commission, nachstehende Erklärung Sr. Excellenz des Herrn Marschalls, Herzogs von Castiglione, zur Beruhigung der Einwohner bekannt zu machen:

„„Es würde überflüssig sein, wenn ich Ihnen auf das Schreiben, womit Sie mich heute beehrt, die Versicherung

der besten Absichten erneuern wollte, die mich für die Ruhe, Ordnung und Wohlfahrt der Hauptstadt beseelen. So sehr ich Ihnen dies während meiner Anwesenheit zu beweisen bemüht gewesen, eben so sehr habe ich Ursach, Ihre Ueberzeugung davon ungezweifelt zu halten, und ich werde diesen meinen Grundsätzen treu bleiben, so lange das Betragen der Einwohner nicht eine Veränderung nöthig macht. Meine militärischen Einrichtungen und Anordnungen sind von den zu begegnenden Absichten des Feindes abhängig. Er hatte die Absicht, gestern die Hauptstadt zu besetzen; ich mußte sein Vorhaben vereiteln. Dabei ist und wird jederzeit das Uebel, was die Stadt davon empfinden könnte, nach aller Möglichkeit beschränkt werden. Von diesen meinen wahrhaften Grundsätzen sind Sie gewiß überzeugt, und ich gebe Ihnen anheim, die Einwohner damit, Ihren Wünschen gemäß, zu beruhigen.""

„Die unterzeichnete Commission erwartet mit Vertrauen und fordert die Einwohner dieser Residenz und besonders die Bürgergarden dazu auf, in ihrem bisherigen rühmlichen Eifer, die öffentliche Ruhe und Ordnung zu erhalten, fortzufahren, und ferner ihre Treue für Se. Majestät unsern Allergnädigsten König und ihre Sorgfalt für das Wohl ihrer Mitbürger so würdig wie bisher zu beweisen, wofür sie des Beifalls Sr. Majestät und des Dankes der Mitbürger versichert sein können. Berlin, den 21. Februar 1813." (Unterschrift wie unter der ersten Bekanntmachung.)

Diese Ermahnung durch die Ober-Regierungs-Commission zur öffentlichen Ruhe und Ordnung, und dieses Versprechen des Marschalls Augereau, die Stadt mit aller Schonung zu behandeln, so lange das Betragen der Einwohner nicht eine Veränderung nöthig mache, hatte noch eine „Polizeiliche Aufforderung" im Gefolge. Sie stand mit kleinerer Schrift dicht unter den beiden groß gedruckten Bekanntmachungen. Man hätte sie für eine Note zu dem Text halten können, wäre die Note nicht eben so dunkel gewesen wie der Text. Die „Polizeiliche Aufforderung" lautete:

„Bei den am 20. d. M. hier stattgehabten militärischen Bewegungen sind mehrere Effecten, auch Pferde verloren gegangen. Die hiesigen Einwohner, in deren Verwahrsam sich solche befinden, werden hierdurch aufgefordert,

selbige ohne allen Unterschied bei Strafe des Betruges im hiesigen Polizei-Gebäude abzuliefern, damit die Zurückgabe an die rechtmäßigen Eigenthümer, welche sich deshalb schon gemeldet haben, erfolgen kann. Berlin, den 22. Februar 1813. Königl. Staatsrath und Polizei-Präsident von Berlin. Le Coq."

Von welcher Art waren die Effecten, auch Pferde, die bei den militärischen Bewegungen verloren gegangen? Das war für die auswärtigen Leser ein Räthsel, wenngleich gerade kein allzu schweres. Denn da die vermißten Effecten, auch Pferde bei militärischen Bewegungen verschwunden waren, so gehörte kein besonders scharfer Sinn dazu, um daraus zu vermuthen, daß es eben Militär-Effecten seien. Nicht so leicht hingegen konnten auswärtige Leser die fraglichen „rechtmäßigen Eigenthümer" aus den amtlichen Hieroglyphen entziffern. Hatte etwa die französische Besatzung in Berlin dem die Hauptstadt besetzen wollenden Feind die gesuchten Effecten, auch Pferde weggenommen und wünschte nun die Beute als ihr wohlerobertes, rechtmäßiges Eigenthum von Berliner Freibeutern zurück? Oder waren es einfach französische Effecten, welche, als der Marschall Augereau „das Vorhaben des Feindes vereiteln mußte", in der Hitze des Straßengefechtes verloren gegangen? — Diese Frage, über welche sich die auswärtigen Leser der Berliner Zeitungen von Dienstag, dem 23. Februar, den Kopf zerbrechen konnten, war den Berlinern schon an dem militärisch bewegten 20. klar geworden. War doch noch am späten Abend des 20. jedes Berliner Haus gleichsam zum Intelligenz-Comtoir, zum Fragamte geworden, denn Polizeibeamte gingen da von Haus zu Haus und fragten amtlich nach: ob französisches Eigenthum, Waffen, Effecten, Pferde, von denen eine Anzahl abhanden gekommen, darin versteckt wären? Ferner: ob sich Franzosen oder Kosaken darin versteckt hielten? Davon freilich stand in den Berliner Zeitungen nichts gedruckt. Dafür lesen wir in den Aufzeichnungen eines Augenzeugen: „Die Nachfrage war sehr flüchtig; theils drängte die Zeit, weil Jeder hundert Häuser und darüber zu durchforschen hatte, theils war den Beamten nichts daran gelegen, zu finden, was sie suchten. Sie wurden dagegen mit Fragen überhäuft: welchen Endzweck ihre Nachforschung habe; sie konn-

ten sie nicht beantworten, sie wußten nur, daß ihnen der Auftrag ertheilt sei, und äußerten zum Theil die Vermuthung, die Stadt werde übergeben und das französische Eigenthum solle den Russen überliefert werden, eine Erklärung, welche ganz im Sinne der Berliner war. Zugleich wurde empfohlen, bei nächtigem Lärm Lichter an die Fenster zu stellen."

Derselbe Augenzeuge schreibt in Hinsicht auf die amtlichen Placate: „An den Ecken wurden Bekanntmachungen angeschlagen, welche Berlins Bewohner zur Ruhe aufforderten und darauf verwiesen, daß Marschall Augereau Schonung der Stadt versprochen habe, so viel es die militärischen Rücksichten erlauben würden. Man lachte darüber, doch blieb es ruhig."

Ein Anderer erzählt: kecke Hände hätten die Anschlagzettel, welche zum „Beharren in der bisher beobachteten löblichen Ruhe" ermahnten, mit allerhand spöttischen Glossen bemalt. Eine davon lautete: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; ich bitte aber nicht darum. Ein Freiwilliger." Es war eine Anspielung auf die von dem Unglücksjahre 1806 her bekannte Aufforderung: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg." Auf einem anderen der Anschlagzettel war hinzu geschrieben: „Es leben unsere guten Feinde, die Kosaken! Hurrah!" — Auf einem dritten klebte eine Fractur-Abschrift der Verse Ernst Moritz Arndts aus dessen seit dem vorigen Jahre heimlich verbreitetem Liede: An die alten und neuen Deutschen: „So treibet den schändlichen Treiber, So jaget die lustige Jagd, Und hetzet den diebischen Räuber Mit Schrecken bei Tag und bei Nacht!" — Auch Caricaturen, wie sie in letzter Zeit vielfältig zum Vorschein gekommen, illustrirten an einzelnen Ecken die Bekanntmachungen. Eines dieser Fratzenbilder zeigte einen Juden in grünem Rocke, ledernen Hosen und dreieckigem Hut, wie er mit verzweifelter Geberde zur aufgehenden Sonne hinauf sieht und schreit: „A weih, a weih! Wo bist du Sonne von Austerlitz?" Andere Caricaturen waren nicht spaßhaft, sondern ingrimmig, als hätte eine vor Wuth geballte Faust den Griffel geführt; noch andere so unfläthig, daß sie aus Reinlichkeitsgründen unbeschreiblich sind.

Außer jenen obrigkeitlichen Bekanntmachungen sind es noch mehrere Privat-Anzeigen in den Berliner Zeitungen vom

23. Februar 1813, welche die Tages-Physiognomie der Hauptstadt abspiegeln. W. Gropius zeigt an: „Mein Theater wird auf wenige Tage geschlossen bleiben und die Wiedereröffnung mit den neuen Gegenständen durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden." — Diese Anzeige ist nicht so harmlos, wie sie aussieht, wenn man in die Berliner Zeitungen vom 7. Januar 1813 zurückblickt und da in hervorstechender lateinischer Schrift liest: „Bekanntmachung. Mehrere schriftliche und mündliche Anfragen: ob der Brand von Moskau nicht noch einmal wieder aufgestellt würde, haben mich veranlaßt, die Einrichtung zu treffen, daß derselbe von heute an, mit den übrigen 6 Stücken vereinigt, noch auf eine unbestimmte Zeit täglich am Schlusse jeder Vorstellung gezeigt werden soll. W. Gropius." So erschien der zuerst als Weihnachts-Ausstellung gezeigte Brand von Moskau noch fast sieben Wochen lang auf dem mechanischen Theater von W. Gropius, im ehemaligen Völkischen Saale, Französischestraße Nr. 43 (zwischen der Markgrafen- und Charlottenstraße). Jetzt, nachdem die Kosaken in Berlin eingefallen waren, wurde die Ausstellung des Brandes von Moskau eingestellt: ob in Rücksicht auf die Franzosen innen oder in Hinsicht auf die Kosaken außen, das bleibe dahin gestellt.

Eben so bemerkenswerth sind zwei Bücher-Anzeigen. Die Haude- und Spenersche Buchhandlung, Schloßfreiheit Nr. 9, kündigt an: „In Leipzig bei Paul Vogel ist erschienen: Der russisch-deutsche und deutsch-russische Nothhelfer für den Bürger und Landmann in alphabetischer Ordnung, mit richtiger Aussprache der russischen Wörter und Redensarten. Preis geheftet 5 Gr. kl. Cour." Die Nikolaische Buchhandlung, Brüderstraße Nr. 13, empfiehlt wegen der militärischen Bewegungen in der Gegend von Berlin: eine „Karte der Gegend 6 Meilen um Berlin" und ebenso eine „Karte der Gegend 2 Meilen um Berlin." Und wie „russisch-deutsche Nothhelfer" und Karten, so waren auch Ferngläser, durch die man nach den „Befreiern" ausschaute, gesuchte Artikel in Berlin. Welch eine heftige Sehnsucht nach den Kosaken damals in der Hauptstadt geherrscht, wie Alt und Jung für die wildfremden Söhne der Steppe geschwärmt hat: das bezeugen unter andern Stimmen namhafter Zeitgenossen die „Blätter aus meinen Erinnerungen" von W. Häring (W. Alexis).

Der Dichter des „Cabanis“, in jenen Tagen Schüler des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, schreibt:

„Wochen lang wartete unsere Sehnsucht vergebens auf die Befreier; schon fing unsere Ungeduld an zu murren und zu zweifeln. Die Frühjahrssonne schien hell in unsere breiten Straßen, das Eis war geschmolzen, die sehnsüchtig Erwarteten aber zögerten. Sollte unsere Hoffnung abermals getäuscht sein? Da endlich hieß es, die ersten Kosaken-Pulke sind bei Güstebiese über die Oder gegangen. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt. Man bestürmte die Landleute, die zu Markte kamen, mit Fragen; man stieg auf die Dächer der höchsten Häuser. Auf dem Comödienhause, auf den Thürmen gingen die Fernröhre aus Hand in Hand, um einen Kosaken zu sehen. — Wie die Gefühle in allen aufgeregten Zeiten nach einem Worte suchen, um den Inbegriff der Wünsche auszudrücken! Wir wollten Freiheit; aber das Wort war uns vergällt durch die Gräuel des Terrorismus in Paris, auch dadurch, daß es noch immer mitklang in den kaiserlichen Bulletins, welche noch dann Freiheit den Völkern versprachen, wenn die gespornten Hacken schon den Ueberwundenen auf den Nacken traten. Wir wollten Freiheit vom fremden Joche, die alte Selbstständigkeit, den alten Ruhm des Vaterlandes, seine Sprache, seine Sitten, seine Einrichtungen, unsere Brüder, Fürsten, Erinnerungen gerettet. Für das Viele fehlte uns gerade ein Symbol. Da gab man uns das Wort Kosak. Wir griffen zu, ohne zu wählen; denn dazu war nicht Zeit. In einer Hungersnoth fällt man dem ersten Bauer, der einen Brodwagen in die ausgehungerte Stadt führt, zu Füßen; man möchte ihm Bürgerkronen schenken und Statuen errichten. Die Kosaken waren ein Schreckensname den Franzosen, ein magisches Wort, das, ausgesprochen, Todmüde auf die Beine brachte, Verwundete ihre Wunden, tapfere Krieger ihre Adler, Raubgierige ihre Beute, Hungrige die brodelnden Kessel, Erfrorene die wärmenden Feuer vergessen ließ. Vor dem Namen Kosak zitterte das größte Heer, das ein Eroberer seit Karl und Alexander ins Feld geführt! — Es kam ein Tag für Berlin, wo jedes jugendliche, patriotische Herz vor Wonne hüpfte, ein Tag der That, die wir mit Augen schauen sollten, voller Romantik, voll kühner Wagniß und großen Schreckens. Ein Sturm, eine Schlacht und Jagd inmitten Berlins. Das

Schauspiel dauerte einen Tag, und die etwas davon gesehen, werden es ihr Leben durch nicht vergessen. Eines Morgens, während die Franzosen alle Thore besetzt hielten, klirrte das Pflaster von Hufschlägen. Hurrahruf, Peitschenknallen, lange Piken blitzten, und Pistolenschüsse knallten. Die Kosaken, wie aus der Erde aufgeschossen, waren inmitten Berlins. Mit triumphirender Miene und Hurrahrufen sprengten die Söhne der Steppe durch die volkreiche Stadt. Die eingelegte Pike vor sich, trieben sie schaarenweis die blassen, zähneklappernden Feinde durch die breiten Straßen. Attaquen, Gemetzel, Aufspießungen vor den Augen von Tausenden von Zuschauern, die das unerhörte Schauspiel von den Fenstern aus jubelnd betrachteten; Wachen wurden überrumpelt, Schaaren Gefangener zusammengetrieben. Der Generalmarsch wirbelte durch die Stadt, die Kasernen starrten von Bajonetten; Kanonen wurden auf den Plätzen, auf den Brücken aufgeführt, umsonst. Jubel, schallendes Gelächter begrüßte die Kosaken, wo sie sich von ferne zeigten, wo sie um die Ecke bogen; Einladungen, näher zu kommen, Ausrufe getäuschter Erwartungen, wo sie in anderer Richtung weiter sprengten. Alles Philisterthum und alle bürgerliche Zahmheit, bei uns zu Hause und sorgsam gepflegt seit dem Erlöschen der alten bürgerlichen Freiheiten und Rechte im Mittelalter, waren an diesem Tage verschwunden. Mit Branntweinflaschen und Gläsern standen die Bürger vor ihren Thüren, und wo Kosaken vorüber zogen, wurde ihnen zugetrunken und eingeschenkt. Händedrücke, Vivathochs bis zu Bruderküssen.“ —

Die Franzosen selber waren, während die Berliner Zeitungen nur schüchterne Nachrichten brachten, unwillkürlich zur Fama der Kosaken geworden. Unter Wehklagen oder Flüchen erzählten die Flüchtlinge der großen Armee: wie diese russischen „Brigands“ auf dem Rückzuge hinter ihnen her gewesen. Tag und Nacht hätten sie ihnen nicht Ruhe noch Rast gelassen, immer wären sie unversehens auf ihren kleinen Schindmähren (haridelles) herangesprengt, um mit ihren langen Piken die im Rücken oder auf den Flanken Ueberfallenen zu spießen. Dabei hätten diese „Brigands“ nicht einmal Trompeter oder Hörner: nichts als ein gellendes „Hourra“ sei bei ihren Carrière-Attaken zu hören gewesen. Wenn es ihnen gelungen, im vollen Laufe in die französischen Glieder einzubrechen, dann

hätten sie die lange Pike, womit sie ein Loch in die Colonne gestoßen, fallen lassen und die an einem ledernen Riemen hängende Lanze nachgeschleppt, um mit dem Säbel einzuhauen. Doch wenn ihre Carrière=Attake abgeprallt, dann wären sie eben so geschwind, wie sie da gewesen, wieder verschwunden, um kurz darauf von Neuem anzurennen. „Nous eûmes à essuyer six hourras de cosaques!“ hörte man oft aus dem Munde der französischen Flüchtlinge. Manche hatten an diesem halben Dutzend Kosaken=Anfällen noch nicht genug; sie gefielen sich darin, die Kosaken als eine Art russischer Centauren, halb Menschen, halb Pferde, auszumalen und deren verwegene Kriegsthaten ins Ungeheuerliche zu vergrößern, um den elenden Rückzug der großen Armee zu beschönigen. Fast eine noch schrecklichere Rolle, als die „hourras de cosaques“, spielte in den lebhaften Darstellungen der Franzosen der „Kantschou de cosaques“, womit diese „Brigands“ nicht bloß ihre Klepper, sondern auch ihre Feinde peitschen sollten.

Es war in den ersten Februartagen 1813, als die Franzosen in der Mark Brandenburg ihre erste blutige Begegnung mit den Kosaken hatten. Am 1. Februar war Davoust von Posen her in Landsberg an der Warthe eingerückt. Der stolze Marschall, der auf dem Feldzuge gen Rußland als Heerführer des ersten Corps mehr als 71,000 Mann unter seinem Commando gehabt hatte, befehligte jetzt nur ungefähr 1500 Streiter mit sechs Kanonen, und sein halbes Dutzend Geschütze hatte nicht einmal eigenes Gespann. Desto voller nahm er den Mund, indem er seine augenscheinliche Seitenbewegung zum Schutze des weiteren Rückzuges für ein allgemeines Vorrücken der französischen Armee ausschrie. Während seine 1500 Mann am 2. Februar in Landsberg rasten, eilt er nach Küstrin, verbietet dort den ferneren Durchmarsch preußischer Truppen durch die Festung, fordert herrisch eine Lieferung von 6000 Palissaden, 3000 Brettern und 1000 Stück starkes Bauholz aus den königlichen Forsten, läßt die Posten anhalten, die Passagiere scharf befragen und droht, wenn sie anders nicht mit der Sprache über das von den Russen Gesehene und Gehörte heraus wollen, ihnen die Zunge zu lösen durch Stockprügel auf den hier nicht zu nennenden, aber von Davoust genannten Körpertheil. Mittlerweile ist sein „Depot des ersten Corps,“ nach dem Ruhetag in Landsberg an der Warthe, am 3. Fe=

bruar nach Soldin aufgebrochen, Vorspann für die sechs Geschütze nehmend; am 4. sind die 1500 Mann in Soldin und erhalten da den Befehl zu einer neuen rückgängigen Bewegung nach Landsberg. Am 5., eben als sie auf ihrem sorglosen Rückmarsche von Soldin nach Landsberg bis in die Nähe des Dorfes Staffelde an den Schönberger Theerofen gekommen, treffen sie mitten im Walde auf einen Schwarm von 45 Kosaken, während die Bauern von Schönberg in der Ferne mit Heugabeln paradiren. Diesen ersten Zusammenstoß in der Mark, beschreiben wir ihn mit den Worten des „ehrwürdigen Plotho," wie Beitzke ihn nennt. Plotho hat gleich nach dem Frieden, als die Ereignisse noch in frischestem Andenken lebten, zwei Jahre seines Lebens daran gesetzt, um mit redlichem Sammlerfleiße ein reiches urkundliches Material zur Geschichte der Befreiungskriege aufzuspeichern. Er berichtet über jenes Gefecht zwischen 45 Kosaken und 1500 Franzosen:

„Die kühnen und verwegenen Reiter griffen die Feinde, ohne sie zu zählen, an und brachten sie in gänzliche Unordnung, drängten sie von der Straße ab und machten dabei 70 Gefangene. Die Franzosen kamen in wilder Flucht durch die Dörfer Staffelde, Massin und Vietz am folgenden Abend in Küstrin an. Der Marschall Davoust ließ sogleich den Oberst Durunne, der sie geführt hatte, verhaften: er sollte vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt werden. Das Detachement aber wurde zur Strafe in die Festung nicht aufgenommen, sondern marschirte über Bärwalde und Königsberg in der Neumark nach Schwedt, wo es mehrere Tage den dortigen Uebergang über die Oder deckte. Solcher Ereignisse gab es immer mehrere; sie beweisen uns, wie tief auch der Ueberrest der französischen Armee in seinem Muthe gesunken war."

Um dieselbe Zeit, als diese 45 Kosaken, ihrem fliegenden Corps meilenweit vorausstreifend, den tollkühnen Streich zwischen Soldin und Landsberg gegen die Franzosen vollführten, wiederholten die Berliner Zeitungen Sonnabend, den 6. Februar, aus dem Moniteur eine „beruhigende Versicherung" für „die guten Bürger Deutschlands und Frankreichs." Sie lautete: „Deutschland hat jetzt nichts zu fürchten, weder von den Intriguen Englands, noch von dem Einbruche des Feindes, der sein Land nur durch Verwüstung desselben und seine Hauptstadt nur durch Verbrennung derselben vertheidigen konnte.

Wir sind autorisirt, diese Darstellung zu machen, um die guten Bürger Deutschlands und Frankreichs zu beruhigen; und wir setzen hinzu: sie können gewiß sein, daß, wenn sich Begebenheiten ereigneten, man dem Publicum sogleich mit derselben Wahrheit und Einfachheit darüber Auskunft geben würde, als es mit den Unfällen der Armee im 29. Bulletin geschehen ist." ....

Nachdem die Kosaken also am 5. Februar ihre Visiten-Karte für den Marschall Davoust in der Neumark abgegeben hatten, machten sie am 15. Februar Nachmittags nun auch in der Kurmark ihre Aufwartung. Zuerst erschien hier eine Patrouille von 5 Mann vor Wrietzen an der Oder, um nachzusehen, ob das Bataillon Westfalen, das auf seinem Marsche von Küstrin nach Stettin durch Wrietzen kommen sollte, noch nicht da sei. Sie ritten bei der Kunde von dessen Annäherung nach Zellin zurück. Abends um 6 Uhr trafen die 450 Mann Westfalen richtig in Wrietzen ein und nahmen Nachtquartier bei den Bürgern.

Am nächsten Morgen um die sechste Stunde wurden sie aus dem Schlafe geschreckt durch das Geschrei: „Die Kosaken!" Der Major Konstantin von Benkendorf, der Führer von Tettenborns Vortrab, stand mit ungefähr 200 Kosaken vor Wrietzen. Er wollte, ehe er zum Angriffe vorritt, erst Verstärkung abwarten und hatte vorläufig einen Zaun von Lanzen um die Stadt gepflanzt. Einige Bürger nehmen, während ihre aufgeschreckte Einquartierung aus den Häusern auf die Straße stürzt, die Gelegenheit wahr, sich aus der Stadt zu stehlen, um den Kasaken draußen einen guten Morgen in Gestalt voller Flaschen zu bringen. Von ihnen hört Benkendorf: die Westfälinger innen seien ganz bestürzt und gar nicht gesonnen, sich bis aufs Blut zu wehren; die Kosaken möchten nur dreist kommen. Diese sind auch gar nicht scheu: die langen Piken, bisher wie ein eisernes Stacket aufgerichtet, einzelne von bunten Fähnchen umflattert, werden auf der Stelle gefällt, die kleinen behenden Pferde in vogelschnellen Lauf gesetzt, und mit lautem, weithin hallendem Hurrah! jagt die wilde Heerschaar in die Stadt hinein. Dort, auf dem Kirchplatze, hat der Oberst Graf Seibelsdorf sein zusammengetrommeltes Fußvolk im Viereck aufgestellt, um en quarré den Angriff der fliegenden Reiterei zu erwarten. Die westfälischen

Offiziere, zur mannhaften Abwehr entschlossen, sprechen ihren Leuten, denen der Unmuth auf den Gesichtern geschrieben steht, Muth ein; der Oberst selbst hat, wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, „eine sehr pathetische Anrede" gehalten und ist so eben auf dem Punkte, sie mit einem schwungvollen Hinblick auf die französischen Adler zu schließen, als von Weitem das fürchterliche Hurrah erschallt. Das stopft dem Redner plötzlich den Mund, den Angeredeten die Ohren, indem auch schon die ersten Kosaken heransprengen. Sie bringen ihn nur aus dem Context, nicht aus der kriegerischen Fassung. Unerschrocken commandirt der Oberst: „Feuer!" Aber anstatt zu feuern, werfen die Commandirten auf allen vier Seiten des Quarrés die Gewehre weg und bitten um Pardon. Nur einige Schüsse knallen und verwunden vier Kosaken.

Ein französischer Bericht wollte wissen, die Bürger hätten in der Nacht, während ihre Einquartierung arglos geschlafen, die Zündlöcher der Gewehre verstopft, den Lauf verkeilt, den Hahn abgeschraubt und sie so zur Vertheidigung untüchtig gemacht. — Der Major von Benkendorf ließ, während er selbst nach kurzer Rast weiter auf Werneuchen zog, die Kriegsgefangenen mit den beiden erbeuteten Fahnen Mittags nach Zellin abführen, wo der Oberst von Tettenborn mit dem Haupttrupp stand.

Zwei Tage darauf, am 18. Februar, las man in den Berliner Zeitungen: „Seit einigen Tagen kamen zur Recognoscirung wiederum stärkere Detachements von der leichten russischen Cavallerie über die Oder; ein solches geschah ganz neuerdings in Wriezen an der Oder, wo einige hundert Mann Kosaken einrückten, sich aber bald nachher w i e d e r u m z u r ü c k z o g e n."

Daß diese „sich wiederum zurückziehenden Kosaken" nebenher ein ganzes feindliches Bataillon gefangen genommen hatten, davon schwieg die gedruckte Tagesgeschichte.

Der Marschall Augereau, als er davon Kunde bekam, entsandte den General Poinsot mit zwei Bataillonen und einer Schwadron Würzburger von Berlin nach Werneuchen hin. Dort, drei Meilen von der Hauptstadt, entspann sich am 17. Februar ein hitziges Gefecht zwischen dem gestern von Wriezen hierher aufgebrochenen Major von Benkendorf und dem General Poinsot. Dieser mit seinen stärkeren Streitkräften be-

hauptete das Feld. Benkendorf wich auf Hirschfelde zurück und vereinigte hier seinen Vortrab wieder mit dem Haupttrupp, den der Oberst von Tettenborn heut über Wriezen nach Hirschfelde geführt hatte.

Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn, dieser damals vielgenannte Partisan, gedachte demnächst seinen fünfunddreißigsten Geburtstag (19. Februar) im Vorrücken auf Berlin zu feiern und die Hauptstadt zu überrumpeln. Ein beiläufiger Rückblick auf seine bisherige Lebensreise zeigt uns einen Mann, einen „vielgewandten, der vielfach schweifte, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat". Tettenborn war seiner Abkunft nach ein Rheinländer, sein Vater erst markgräflich badischer Jägermeister in der Grafschaft Sponheim (im jetzigen preußischen Regierungsbezirk Koblenz), dann Ober-Jägermeister in Rastatt. Als Napoleon, kraft des Luneviller Friedens, auch die Grafschaft Sponheim zu seinem Rhein- und Mosel-Departement schlug und dann gebot, alle im Bereich seiner Herrschaft Geborenen, selbst wenn sie gar nicht als Franzosen zur Welt gekommen, dürften keinem andern Herrn dienen, als ihm, da vertauschte sich der junge Freiherr von Tettenborn, damals schon östreichischer Lieutenant, gleichsam nachträglich in der Wiege, indem der aus Sponheim am linken Rheinufer Gebürtige vorschützte, er hätte auf dem Stammgute Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein das Licht erblickt. Die Franzosen lernte er frühzeitig kennen und hassen. Als vierzehnjähriger Knabe Page am Hofe des letzten Kurfürsten zu Mainz, sieht er diese Veste, seit dem Raube Straßburgs das einzige Bollwerk Deutschlands, durch Verrath in französische Hände fallen, kehrt, während der Kurfürst vor dem Revolutions-Schnurrbart Custine nach Aschaffenburg flüchtet, zu seinem Vater, dem Ober-Jägermeister in Rastatt zurück, soll nun nach dessen Willen Forstwissenschaft lernen und kommt als Schüler zu dem berühmten Forstlehrer Bechstein in Thüringen. Hier, scheint es, hat es ihm nicht so gut behagt, wie dort an dem üppigen kurfürstlichen Hofe zu Mainz. Er hielt nur kurze Zeit hier aus, ging dann Studirens halber nach Göttingen, wurde da relegirt und setzte seine Pagenstreiche in Jena fort. Plötzlich ward er von seinem erkrankten Vater nach Hause gerufen. Er fand ihn todt; seine Mutter, eine geborene Gräfin von Arz, war schon früher

gestorben: mit sechszehn Jahren sein eigener Herr, hängt er seine Collegienhefte (viele werden es wohl nicht gewesen sein) an den Nagel, tritt als Cadet bei dem damals in den Niederlanden gegen die Franzosen stehenden Chevaurlegers-Regiment Kinsky in östreichische Dienste, thut sich hier auf der hohen Schule des Krieges rühmlicher hervor, als dort in Göttingen und Jena, steigt im Felde zum Rittmeister und vertreibt sich dann während des kurzen, aber ihm langweiligen Friedens die Zeit durch öftere Beurlaubungen und lebenslustige Ausflüge von dem Standorte seiner Schwadron in Böhmen nach Prag, Wien und Dresden. Auch in Berlin hat er sich, neun Jahre vor seinem Einfall mit den Kosaken, als Lebemann herumgetummelt. Er kam 1804, angeblich mit einem Auftrage an den damaligen östreichischen Gesandten, Grafen (späterhin Fürsten) von Metternich, seinen Landsmann vom linken Rheinufer, nach Berlin, war hier namentlich bei dem genialen Prinzen Louis Ferdinand oft zu Gaste und zog durch seine glänzende Erscheinung die Augen auf sich. Es ging in jenen Tagen das Gerücht: Tettenborn habe in Berlin eine Erbschaft von zwanzigtausend Thalern eingestrichen, welche ihm von einem im Preußischen verstorbenen Anverwandten zugefallen sei. Als er nach einigen Wochen wieder abreisen wollte, sollte er zuvor von dem ins Ausland gehenden Vermögen die Steuer zahlen. Da habe der lachende Erbe erklärt: das sei die ungerechteste Forderung von der Welt; denn er nehme ja von den zwanzig Tausend preußischen Thalern nicht einen rothen Heller mit ins Ausland, im Gegentheil, er habe sie gleich wieder in Berlin todt geschlagen, also die ganze Erbschaft im Lande gelassen! — Laut dieser Sage hätte Tettenborn mit jenem französischen Roué gedacht: „Wozu das Gold? wenn man's nicht ausgiebt, wie die Sonne ihre Strahlen!"

Im nächsten Kriege gegen Frankreich stand Tettenborn mit seinem Regimente in Ulm unter Macks Befehl. Während dieser das östreichische Heer dort von Napoleon einschließen läßt, durchbricht Tettenborn mit dem Vortrab kühn die feindliche Kette und bahnt dem Erzherzog Ferdinand den Ausweg nach Böhmen. Der Fürst Karl von Schwarzenberg, der damals die Reiterei vom Corps des Erzherzogs befehligte, behielt ihn seitdem in so gutem Andenken, daß er (im Jahre

1808 zum östreichischen Botschafter am russischen Hofe ernannt) Tettenborn als ersten Adjutanten und Botschafts-Cavalier mit nach St. Petersburg nahm. Als im Frühjahr 1809 der letzte deutsche Kaiser noch einmal den Kampf mit dem Zerstörer des tausendjährigen Reiches deutscher Nation beginnt, da wird der geschmeidige Höfling wieder zum straffen Kriegsmanne: Tettenborn, als Courier von St. Petersburg zurückgekehrt, vertauscht seinen Kammerherrnschlüssel wieder mit dem Degen, ficht tapfer bei Wagram mit und wird auf dem Schlachtfelde vom Erzherzoge Karl zum Major ernannt. Nach dem Wiener Frieden folgt er dem Fürsten Schwarzenberg an das Hoflager Napoleons, sieht in Paris das Hochzeit-Gepränge „Napoleons des Großen" und der „Tochter des Cäsaren", (im damaligen Modestil gesprochen) sieht, wie drei Schwestern Napoleons und dessen Stieftochter Hortense der jungen Kaiserin bei der Trauung die Schleppe tragen, sieht aber auch den schrecklichen Brand des Schwarzenbergschen Festsaales, den Vorspuk des Brandes von Moskau, hilft da retten, wirft nebenher einen französischen General, der von Brandstiftung spricht, in jähem Zorne rücklings zu Boden und empfängt hinterher von Napoleon den Orden der Ehrenlegion für seine bei dem Brandunglücke geleistete Hülfe.

Als sodann am 20. März 1811 hundert und ein Kanonenschuß den Parisern die Geburt des Königs von Rom meldet, und die Luftschifferin Blanchard in ihrem dazu bereit gehaltenen Ballon auffährt, um die schon vorräthig gedruckten Zettel von oben herab im Umkreise der Hauptstadt auszustreuen, da schwingt sich Tettenborn als Courier in den Sattel, reitet (so geht die Sage) die vollen hundert und zwanzig Stunden von Paris nach Straßburg, setzt von da eilfertig die Reise zu Wagen fort und ist nach fünftehalb Tagen in der kaiserlichen Burg zu Wien, zu jener Zeit, in der noch kein Dampfroß auf der Eisenbahn lief, als ein Ausbund von Schnelligkeit gepriesen. Im nächsten Frühjahr kommt er wieder von Paris nach Wien; aber diesmal, um aus dem östreichischen Dienst zu scheiden. Er will auch in dem neuen Kriege lieber Feind, als Kamerad der Franzosen sein. Er trägt seinen deutschen Degen über Ungarn nach Rußland und führt dort anfänglich als Oberst-Lieutenant, dann als Oberst jenes bunt zusammengesetzte fliegende

Corps, womit er die fliehenden Franzosen zumal von Wilna her neckt und schreckt.

Dies in Kürze die bisherige Lebensstrecke des rüstigen Parteigängers. Dies sein Bild, wie es in Geschichte und Sage der Zeitgenossen lebt. Der Stil des Mannes wird sich weiterhin in einem Briefe an Stein ausprägen, worin Tettenborn, unmuthig über seine fehlgeschlagene Ueberrumpelung Berlins, die Berliner „Bestien" schilt und ihren Polizei-Präsidenten einen „Racker". — E. M. Arndt, der mit ihm in Königsberg verkehrte, kennzeichnet Tettenborn als einen schönen, tapfern Reiter und eine lustige, leichtlebige Husarennatur, gleich leicht im Nehmen und im Geben. „Tettenborn (erzählt Arndt) hatte in Königsberg Stein und mich zu einer großen Soldatentafel eingeladen: Russen, Preußen, selbst ein verwundeter Franzos, neben ihm ein verwundeter preußischer Major von Zastrow, von Tettenborn in einem blutigen Scharmützel zum Gefangenen gemacht, jetzt als Freund mit am Tische. An dieser Tafel sollte ein kleiner Franzosenbursch von dreizehn, vierzehn Jahren zuletzt durch Absingen fröhlicher Lieder die Schlußergötzung machen: Tettenborn hatte den Jungen aus einem französischen Marketender-Karren herausgehoben, vor welchem das Pferd, und in welchem seine Mutter todt lagen, hatte den Halbtodtgefrorenen wieder zum Leben erwärmt und auf seinen letzten Kosakenzügen nach Königsberg mitgebracht. Hier nun sang der in bunten Kleidern mit seidenem Gürtel recht hübsch phantastisch ausstaffirte Bursch üppigste und leichtfertigste Lieder, wie sie in Lagerzelten und Hauptwachen zu ertönen pflegen. Natürlich waren sie zum Theil der allerschmutzigsten Art, und da der Junge sie mit einem solchen Ton und solchem Ausdruck der Mimik sang, als wenn er schon das volle Verständniß ihres Inhalts hätte, so ward mein edelster deutscher Ritter (Stein) böse und schalt laut: „Wahrhaftig, Sie haben uns mit Ihrem Sänger guten Geschmack zugetraut; hätten Sie den Jungen mit allen Andern doch auch erfrieren lassen — das wäre ihm für seine Seele wahrlich besser gewesen; in Ihrem Gefolge bleibt und wird er doch ein Galgenstrick!" Da erwiderte der leichte Husar lächelnd: „Ich werde den Knaben auch nicht bei mir behalten, finde in Deutschland in irgend einem Dorfe wohl einen guten Pfarrer oder Küster, dem ich ihn übergeben will." . . .

Sehen wir nun weiter, wie der Oberst von Tettenborn auf Berlin vorrückt. Am 17. Februar Abends in Hirschfelde mit dem vom französischen General Poinsot zurückgedrängten Major von Benkendorf zusammengetroffen, läßt er Tags darauf von seinem Haupttrupp Kosaken abtraben, um bis Bernau und Alt-Landsberg zu streifen. In der letztgenannten Stadt des Regierungsbezirks Potsdam fanden die Kosaken (wie Prittwitz berichtet) 80 preußische Rekruten, die sich selbst über die Oder escortiren wollten; später sollen sie ihnen Gewehre gegeben und sie aufgefordert haben, mit ihnen zu ziehen. Jedenfalls verliefen sich diese Rekruten. Nahe bei Werneuchen, wo der General Poinsot seit gestern stand, kam es heute wieder zu einem Scharmützel, und hier verlor Tettenborn einen seiner tapfersten Waffenfreunde, den Lieutenant Otto von Arnim, von dem er an Stein schrieb: „Sehr bedauere ich den Verlust eines Herrn von Arnim, der einst bei Schwarzenbergs Ulanen stand und jetzt bei mir als Volontair diente.“ Die Todesanzeige erschien erst 16 Tage nachher (zwei Tage nach dem Abmarsch der Franzosen aus Berlin) in der Spenerschen Zeitung. Sie lautet:

„Am 18. Februar, bei dem in der Gegend von Werneuchen stattgehabten Gefecht zwischen den russisch-kaiserlichen und alliirten Truppen blieb Otto von Arnim, aus dem Hause Suckow, durch eine Flintenkugel durch die Brust getroffen. Sein Tod war schnell und ohne Schmerz für ihn, und rühmlich für Ehre und Vaterland.“

Dies in den Berliner Zeitungen des Befreiungsjahres 1813 die erste Todesanzeige eines für sein Vaterland Gefallenen. Der Sohn eines der ältesten Adelsgeschlechter in der Mark Brandenburg war es, der als Freiwilliger in der fremden Schaar einer der Ersten den Heldentod auf der heimischen Erde starb, würdig seines Ahnherrn, jenes das Majorat Suckow stiftenden Georg Abraham von Arnim zu Boytzenburg, der unter König Friedrich I. die damals von Marlborough gepriesenen brandenburgischen Truppen bei Turin, Oudenarde und Malplaquet mit zum Siege über die Franzosen geführt, nachher unter König Friedrich Wilhelm I. im Kampfe gegen Karl XII., den tollen Alexander des Nordens, sich den Schwarzen Adler-Orden erstritten hat und 1734 als königlich preußischer General-Feldmarschall, ein rüstiger Greis

von 83 Jahren, gestorben ist. Der jenem ritterlichen Geschlecht entsprossene, am 18. Februar bei Werneuchen gefallene Otto von Arnim war schon einmal, vier Jahre vorher, dem Waffenrufe zur Befreiung Deutschlands gefolgt: im Frühjahre 1809, als Oestreich von Neuem den Schild gegen Napoleon erhob. Damals hatte er (er stand früher bei den ansbach-baireuthschen Husaren) sich in die Reihen Oestreichs gestellt und war dort Tettenborns Waffenfreund geworden. Ueber seinen Tod hier bei Werneuchen schreibt der damalige Husaren-Lieutenant A. von Hobe (im Februar 1813 vom General von York zum Obersten von Tettenborn commandirt): „Es hatten sich in den Tagen vom 16. zum 17. Februar viele ehemalige preußische Offiziere beim Obersten von Tettenborn eingefunden, theils nur um ihn zu sprechen, theils um sich ihm als Freiwillige anzuschließen. Unter diesen waren die Lieutenants von Bornstedt, von Dobeneck (lebt in Berlin als General-Lieutenant a. D.), von Arnim (starb als Oberst a. D. in Crieven an der Oder), Nöldechen (mir unbekannt, wo er hingekommen), auch Otto von Arnim. Dieser war am 18., etwa um die Mittagsstunde, zu den vordersten Kosaken geritten, welche mit Würzburger reitenden Jägern flankirten. Die Kosaken hatten fast durchgängig französische Infanteriegewehre übergehängt und bedienten sich ihrer beim Flankiren. Die Würzburger hatten Carabiner, und durch die Kugel eines solchen fiel Otto von Arnim. Als wir heranritten, war er schon todt! — Es ist ein seltener Fall, daß beim Flankiren der Cavallerie gegen Cavallerie Jemand getroffen wird; ich habe dies stets für eine unglückliche Schickung angesehen. — Einem ältern Bruder des bei Werneuchen Gefallenen nahm später vor Lübeck eine französische Kanonenkugel in meiner Gegenwart den Kopf weg. Er commandirte das hanseatische Ulanen-Regiment, und auf der Stelle, wo er fiel, haben die Hanseaten ihm ein Denkmal errichtet."

Otto von Arnim, dessen Leiche nach Werneuchen gebracht worden, ruht auf dem dortigen Kirchhofe. . . .

Je näher nunmehr die Kosaken auf Berlin vorrückten, desto schleuniger entfernten sich die auf dem Rückzuge aus Rußland hier verweilenden französischen Marschälle, Generale, Adjutanten und Stabsoffiziere. Am 20. Februar, am Tage des Erscheinens der Kosaken, meldeten die Berliner Zeitungen officiell:

„Se. Excellenz der Reichsmarschall Herzog von Belluno (Victor) ist am 18. von hier nach Frankreich abgereist; ebenso sind gestern und vorgestern mehrere kaiserlich französische Brigade- und Divisions-Generale, Adjutanten und Stabsoffiziere von hier nach Westfalen und Frankreich abgegangen; man bemerkt unter Ersteren die Namen: Sivray, Beliard, Bourcier, Guiton (General der Cavallerie), Marchand, Antting, Philippon u. s. w. — Der königl. bayerische Gesandte, Herr Baron von Herting, ist von hier nach Dresden abgegangen."

Nicht officiell, noch officiös, aber bezeichnend für die damalige Stimmung in Berlin schreibt ein Augenzeuge: „Victor, der einst so Gewaltige, den man einem Könige gleich schätzte, war sehr bescheiden in Berlin angekommen und im Gasthofe zur Stadt Rom abgestiegen. Als er seine Reise fortsetzen wollte, versammelte sich ein Haufen vor der Thür des Gasthofes, der mancherlei Schmähungen hören ließ und den Marschall wenigstens häßlich geärgert haben würde. Die beiden Grenadiere, welche Ehrenposten für ihn bildeten und sich bemühten, Raum zu schaffen, wurden verhöhnt, beschimpft und angespeit; wer weiß, was ihnen noch begegnet sein möchte, hätte sich nicht ein Commando Bürgergarden eingefunden, dessen Führer im eindringlichen Tone die Versammelten zur Ruhe zu verweisen wußte. Victor stieg ein, fuhr ab, und eine Stunde nachher wurde als gewiß erzählt, daß die Kosaken ihn hinter Schöneberg aufgehoben hätten. Dergleichen ward gern geglaubt."

Während die Berliner sich im Voraus auf die Kosaken freueten, wurde es den Spandauern beim Vordringen der Russen desto beklommener zu Muthe. Die preußische Festung, im vorigen Jahre von Napoleon zur französischen Citadelle von Berlin bestimmt, mußte sich auf eine Blokade gefaßt machen: die Einwohner der Vorstädte, deren Brand vierzehn Tage darauf den Abzug der Franzosen aus Berlin bescheinen sollte, wurden angewiesen, Haus und Hof zu räumen; in der Stadt selbst wurden alle überflüssigen Leute ausgewiesen, die Staatsgefangenen von der Festung fortgebracht, die Sträflinge aus dem Zuchthause in Spandau in das Arbeitshaus zu Brandenburg versetzt, ihre Lagerstätten aber und die vorräthigen Nahrungsmittel der Zuchthäusler von dem commandirenden französischen General Bruny in Beschlag genommen,

gleichzeitig von ihm starke Lieferungen an Getreide, Ochsen und sonstigen Bedürfnissen vom Lande eingetrieben. Diese Art, zu requiriren, bekanntlich von den Franzosen seit dem Revolutionskriege in ein förmliches Raubsystem gebracht, gipfelte in den Intendanten und Kriegs-Commissarien, unter denen häufig kleine Gaudiebe, Buben, welche die Ohren und die Finger zugleich spitzten, gaunerische Bankerottirer und verdorbene Speculanten als Schmarotzerpflanzen wucherten. Solche bereisten als Commis-Voyageurs das Land, um die von den Franzosen ausgeschriebenen Lieferungen einzutreiben, nöthigenfalls mit militärischen Executoren.

Am 18. Februar, als der Oberst von Tettenborn von Hirschfelde aus den Feind bei Werneuchen beschäftigte, ging der russische General Graf Tschernitscheff gegen Mittag bei Zellin über die Oder. Ein Alliirter von Rußland her, der Winterfrost, hatte ihm und seinen 2000 Pferden mit Balken von Eis die Brücke dazu gebaut. Wenige Stunden später, um 4 Uhr Nachmittags, brach das Eis, auf dem drei russische Regimenter (Kosaken, Dragoner und Husaren) nebst einigen Kanonen über die Oder marschirt waren; es hatte, schien es, nur eben noch die Landsleute des harten nordischen Winters hinüberlassen wollen.

Tschernitscheff übernachtete auf dem Schlosse des Grafen Itzenplitz in Cunersdorf; seine Reiter lagerten rings auf den Dörfern zwischen Wrietzen und Mögelin. Tags darauf, am 19. Februar, gingen sie über Straußberg bis Herzfelde auf der Straße nach Berlin vor, die Kosaken immer an der Spitze. Der Marschall Augereau hatte von Berlin aus, wie nach Werneuchen hin, so einen zweiten Trupp durch das Frankfurter Thor bis Dahlwitz vorgeschoben. Zwischen diesem Detachement der Alliirten, wie die Franzosen sich nannten, und den feindlichen Truppen, wie die Franzosen (im Widerspruch mit den kosakenfreundlichen Berlinern) die Russen hießen, kam es wenige Meilen vor Berlin wieder zu einem jener kleinen Kriege, worin die verwegenen asiatischen Reiter unübertreffliche Heermeister waren, ihre kleinen Pferde die flinksten Gesellen, ihre langen Piken das geschickteste Werkeisen. Sie fingen wieder mehrere „Alliirte“ und entführten nebenher an 200 französische Remontepferde. Am 19. Februar Abends vereinigte Tschernitscheff sich in Alt-Landsberg mit dem von

Hirschfelde herangezogenen Obersten von Tettenborn zur Ueberrumpelung Berlins.

Noch in ihrer Nummer vom 20. Februar früh hatten die Berliner Zeitungen gemeldet:

„Es haben sich vorgestern und gestern diesseit Wrietzen noch einige Streifparteien der russischen leichten Cavallerie gezeigt, mehrentheils auch wieder zurückgezogen, und für jetzt ist auf den unserer Hauptstadt zunächst gelegenen Ortschaften Alles ruhig."

Desto unruhiger sollte es im Laufe des 20. Februars in der Hauptstadt werden. Eben so wirr, wie es da in Berlin herging, laufen freilich auch die Fäden in den gleichzeitigen Erzählungen durch einander. Dieser Knäuel, bald roth vom Blute der Wunden, bald schwarz vom Pulverrauch, bald braun und blau von Kantschustriemen: möge er sich in der Farbe jener Tage vor den Augen der Leser abwickeln. Vorab der Bericht der Berliner Zeitungen. Erst am 6. März, nachdem die Franzosen vorgestern früh die Hauptstadt geräumt haben, und die ihnen auf dem Fuß folgenden Kosaken zum zweiten Male in Berlin eingeritten sind, brechen sie das durch den „gleichsam wirklichen Belagerungszustand" motivirte Schweigen über das vierzehn Tage vorher Gesehene und melden:

„Am 20. Morgens unternahm der commandirende General, Herr von Tschernitscheff, von Alt-Landsberg her eine Recognoscirung, welche bei einem geringen Widerstande bis zu unseren Thoren fortgesetzt wurde. Diese waren offen und schwach besetzt, und so gelang es einigen Haufen der vortrabenden Kosaken, bis in die Mitte der Stadt zu sprengen, vereinzelt die Straßen zu durchstreifen und einige französische Soldaten gefangen zu nehmen oder zu entwaffnen. Sie entfernten sich zwar bald wieder, aber ihre unvermuthete Erscheinung hatte großes Aufsehen und bei dem französischen Militär große Bewegungen erregt. Der damals commandirende Gouverneur (Augereau) glaubte daher strenge Vertheidigungs-Anstalten treffen zu müssen. Die Gegenden vor dem Schlosse und dem königlichen Palais, die meisten offenen Plätze und viele Haupt- und Nebenstraßen wurden mit Geschütz und Munitionswagen bepflanzt, die Thore versperrt und verrammelt. Die Garnison blieb unter den Waffen und

bivouakirte Tag und Nacht theils auf öffentlicher Straße, theils in den Bürgerhäusern, truppweise zu 40, 100 und 200 Mann, mit geladenen Gewehren. Während der Anwesenheit der Kosaken am 20. fielen sogar in den belebtesten Straßen Kanonen- und Flintenschüsse, die mehrere unserer Mitbürger tödteten oder verkrüppelten, und andere, die des Abends das französische Anrufen der Schildwachen nicht gleich zu beantworten verstanden, mußten ihre Unwissenheit ebenfalls mit dem Leben büßen. Unter diesen drückenden Umständen wurde indessen, Dank sei es dem Bemühen der Polizei und der rastlosen Thätigkeit der Bürgergarde und der Gendarmerie, weiteres namhaftes Unglück verhütet und Ruhe und Ordnung erhalten."

Fünf Tage nach dem Erscheinen dieses ersten Berichts bringen die Berliner Zeitungen einen zweiten, der jenen gewissermaßen berichtigt. Wir lesen da, wie „der Oberst von Tettenborn, nach Ankunft des fliegenden Corps unter General Tschernitscheff, beschloß, in Gemeinschaft mit diesem gerade auf Berlin zu marschiren, während ein kleines Detachement Kosaken den Feind beobachten und in Werneuchen festhalten mußte. Die russischen Corps langten ohne Hinderniß in Pankow, eine Meile von Berlin, an. Hier traf die Nachricht ein, daß feindliche Cavallerie aus der Stadt gerückt sei und die Vorposten zurückgedrängt habe. Oberst Tettenborn eilt sogleich an der Spitze eines Regiments Kosaken dem Feinde entgegen, indem sein übriges Detachement als Reserve folgt. Die feindliche Cavallerie widersteht dem Ungestüm des Angriffs nicht und wirft sich in Unordnung in die Stadt zurück, die Kosaken folgen und sprengen den Flüchtigen nach bis auf den Alexanderplatz, wo feindliche Infanterie und Artillerie weiterer Verfolgung ein Ziel setzte, nicht sowohl durch ihre Contenance, denn die Gewehre zitterten in den Händen der Erschrockenen, sondern weil es unvorsichtig gewesen wäre, zu weit in eine Stadt vorzudringen, in der 6000 Mann Infanterie waren, und wo man sich bei allen Querstraßen durch Seitendetachements schwächen mußte. Einzelne Kosaken sprengten indeß durch alle Straßen und verbreiteten überall Schrekken und Verwirrung unter den Franzosen, während sie von den Einwohnern mit lautem Jubel begrüßt wurden. Der Schrecken hatte sich der Gemüther der Franzosen so gänzlich

bemächtigt, daß die seltsamsten Wirkungen daraus hervorgingen. Als der Oberst von Tettenborn, umringt von Offizieren, in der Hitze der Verfolgung bis an eine Kaserne sprengte, deren Fenster dicht mit französischen Tirailleurs besetzt waren, so erhielt er auf 15 Schritt eine Generalsalve, ohne daß irgend Jemand auch nur verwundet ward. Die außer Fassung gerathenen Tirailleurs hatten Alles überschossen. Einzelne Kosaken jagten ganze Haufen Infanterie, und auf dem Schloßplatze sprengte ein von einem Trupp feindlicher Cavallerie verfolgter Kosak so verwegen auf ein Bataillon Infanterie ein, das ihm den Weg versperrte, daß dieses, in seltsamer Betäubung, Platz machte und ihn durchjagen ließ. Der Oberst Tettenborn zog sich nach einigen lebhaften Scharmützeln wieder aus der Stadt zurück und ward vor dem Thore vom General Tschernitscheff aufgenommen. Beide vereint besetzten eine Höhe, die ungefähr eine Kanonenschußweite vom Thore liegt. Der Feind, der sich vom ersten Schrecken erholt hatte, kam jetzt aus der Stadt, um die Höhe anzugreifen; alle seine Versuche scheiterten jedoch an der Tapferkeit der Kosaken, die sich jedesmal, wenn er die Höhe erreicht hatte, auf ihn stürzten und ihn bis ans Thor zurücktrieben. Das Gefecht endigte damit, daß der Feind wieder zurück in die Stadt zog und die Thore verrammelte."

Dieser zweite Bericht, fühlbar wärmer empfunden, als jener erste, setzt nachträglich das Bild des 20. Februars in eine Farbe, welche den Obersten von Tettenborn im hellsten Licht erscheinen läßt, wogegen der früher allein erwähnte General von Tschernitscheff nun in den Schatten tritt. Nach der ersten Angabe finden „die vortrabenden Kosaken die Thore offen und schwach besetzt"; nach der zweiten wird die aus der Stadt gerückte feindliche Cavallerie durch den „Ungestüm des Angriffs in die Stadt zurückgeworfen, die Kosaken folgen und sprengen den Flüchtigen nach."

Ein dritter Bericht, frisch nach der Begebenheit von einem Augenzeugen niedergeschrieben und von Prittwitz mitgetheilt, stellt den Kriegs-Vorfall in den Mauern Berlins so dar: Mehrere Hundert Kosaken sprengten gegen Mittag durch das Oranienburger, Bernauer und Frankfurter Thor in die Stadt, während die Garnison im Innern, besonders in der Neustadt (Dorotheenstadt), Anordnungen zur Verthei-

gung traf, Kanonen an den Straßen-Ecken auffuhr u. dgl. m. Die Kosaken durchritten indeß einzeln und in kleinen Haufen fast alle Straßen; mit Hülfe mehrerer junger freiwilliger Jäger entwaffneten sie einige Leute und kleinere Commandos der alliirten (französischen) Truppen. Aus der Wohnung des Geh. Raths Dr. Heim holten sie einen französischen Obersten und führten ihn gefangen ab. Mit einem französischen General, der im von Reckschen Hause (Leipzigerstraße) wohnte, sollte ein Gleiches geschehen; er vertheidigte sich jedoch durch Schießen aus dem Fenster, und es soll dabei ein junger Graf Schwerin, der sich auf der Straße befand, schwer verwundet worden sein. Die Kosaken, unter welchen sich mehrere Deutsche und selbst königliche Unterthanen befunden haben sollen, zeigten eine große Verwegenheit; erst gegen Abend hatten sie die Stadt gänzlich wieder geräumt. Ein großer Theil der jungen Jäger zog mit ihnen. Marschall Augereau bewies bei dieser Gelegenheit eine große Kaltblütigkeit und Festigkeit; dagegen herrschte unter den alliirten Truppen großer Schreck und Besorgniß. Die Einwohner Berlins waren sehr aufgeregt und erbittert, daß der Marschall es in der Stadt zu blutigen Auftritten kommen ließ, und wenngleich die Bürgergarde und die Polizei Alles that, um das Volk von der thätigen Theilnahme an diesen Auftritten abzuhalten, so war doch vorauszusehen, daß bei einer etwaigen Wiederholung viel Unglück in Berlin entstehen werde.

Noch ein ächtes Zeugniß über den kriegerischen Hergang des 20. Februars, das genaueste von allen, geben die bisher ungedruckten Aufzeichnungen des damaligen Husaren-Lieutenants von Hobe (jetzt Landrath und Rittmeister a. D. in Dyrotz bei Nauen). Er war damals, nachdem er auf dem Rückzuge aus Rußland in Königsberg in Preußen krank gelegen, durch den General von York zum Obersten von Tettenborn commandirt, er begleitete diesen von Soldin an. Früher Leibpage der Königin Luise, diente er 1812 (wie wir früher gesehen) als Lieutenant in jenem combinirten 2. Husaren-Regimente, welches Napoleon eben so wie ein preußisches Ulanen-Regiment vom Yorkschen Corps abgetrennt hatte, um es der großen Cavallerie-Reserve unter Murat zuzutheilen und es so bis Moskau mitzunehmen. Wie der Lieutenant von Hobe von Moskau zurück nach Königsberg, von da zu

dem Obersten von Tettenborn und mit ihm am 20. Februar nach Berlin gekommen ist — ein kurzer Auszug aus dessen eigenen Aufzeichnungen gebe uns davon authentische Kunde:

Das letzte Gefecht, bei welchem das brandenburgische Husaren-Regiment in Rußland engagirt war, traf sich bei Malo-Jaroslawetz auf der Straße nach Kaluga, auf welcher Napoleons Armee bekanntlich bei ihrem Aufbruche aus Moskau am 18. und 19. October 1812 marschirte. Das Feuer der brennenden Stadt beleuchtete zugleich den Wendepunkt, wo der eigentliche Rückzug anfing, zunächst nach dem mehr als 50 deutsche Meilen entfernten Smolensk, wo wir zum ersten Male wieder schmecken sollten, was Brod heißt. In der Nacht nach jenem hitzigen Treffen bei Malo-Jaroslawetz stand ich auf Vorposten: die Befehle über die Reihe- und Zeitfolge der abmarschirenden Truppen kamen mir zu Ohren, ebenso die verschiedenen Signale durch Brand von Mühlen und Dörfern; ich merkte daran den Anfang vom Ende. Die sämmtlichen Feldwachen verließen zuletzt das Schlachtfeld, ich mit ihnen; mußte aber mit meinem Commando, nachdem wir schon das Wasser durch eine Furt passirt hatten, zurückkehren, um eine andere französische Feldwache zu suchen, welche nicht aufgepaßt hatte. Ein kitzlicher Auftrag — die Kameraden vermutheten, wir würden den Kosaken in die Hände laufen, und nahmen Abschied von uns. Aber die Russen hatten, wie es schien, den Abmarsch gar nicht gemerkt; denn sie verfolgten noch nicht. So fanden wir glücklich die vermißte Feldwache von 40 Pferden und kamen unangefochten zurück. In den ersten Tagen des Rückzuges ging es noch so leidlich; aber bald griff die Auflösung des Heeres tiefer um sich, sprengte mehr und mehr die Bande des Gehorsams. Daß dieser Rückzug niemals seines Gleichen gehabt hat, steht fest — ich berühre hier nur einige meiner persönlichen Erlebnisse. Den Tag zuvor, ehe wir Husaren Borizow (vier Stunden von Studienka an der Berezina) erreichten, hatte ich mitten in dem furchtbaren Ungemach doch eine herzliche Freude; ich traf da meinen Bruder. Er diente im mecklenburg-strelitzschen Bataillon, welches schon völlig in Unordnung war. Er hatte seinen Burschen bei sich, und beide ritten russische Bauernpferde; ich bat um Urlaub, um mit meinem Bruder zusammen zu bleiben. Am zweiten Tage fiel sein Pferd, das sich losgerissen hatte, in eine Grube,

aus der es nicht heraus konnte; mein Bruder mußte es zum Schlachten geben und zufrieden sein, daß ein französischer Grenadier ihm ein Stück Fleisch, auf ein Bajonett gesteckt, aus der Grube offerirte. In der Nacht darauf überfielen die Kosaken unser Bivouac; mein Bruder und ich kamen dabei von einander, haben uns auch nie wieder gesehen. Er ist 1813 als Lieutenant im mecklenburgischen Husaren-Regiment bei Leipzig geblieben, am ersten Tage der Schlacht. — Nicht weit von Borizow blieb mein letztes Pferd, mein Schimmel, im Morast stecken; ich mußte ihn aufgeben. Es war mir in dem Augenblicke, als ließe ich meinen letzten Freund hinter mir.

Mein Uebergang über die Berezina war ein Marsch über Leichen. Es ging nicht anders in dem ungeheuern Gedränge; denn die Menschenwelle vorn an der Brücke spülte die Hinteren immer wieder von ihr weg, weshalb es auf der Brücke selber beinahe leer war. Endlich faßte ich einen desperaten Entschluß; mit mir der Portepée-Fähnrich von Tettenborn (späterhin Offizier bei den Garde-Husaren und als Gutsbesitzer in Rathstock bei Küstrin gestorben). Wir gingen vom Ufer ab in schräger Richtung auf die Brücke los, indem wir auf die Köpfe todter Soldaten und die Körper verendeter Pferde traten, welche wahrscheinlich bei dem Versuche, von hier aus den Uebergang zu gewinnen, im Moraste stecken geblieben waren. Die todten Menschen standen ganz aufrecht, einige waren noch zu Pferde; besonders entsinne ich mich noch zweier Hüte französischer Gendarmen, welche einen festeren Tritt gestatteten; denn die Leichen in dem Schlamm waren in Bewegung, es schien, als lebten sie noch, wenn man den Fuß darauf setzte, und unwillkürlich hatte man das schreckliche Gefühl, es würde hier Einer das über ihn hinweg schreitende Bein erfassen. Es war ein Gang wie auf Eiern und dabei ein Weg zum Entsetzen! Daß wir da glücklich hinüber gekommen sind, und wie wir hernach das lebendig überstanden, was wir weiterhin auf dem Rückzuge bis Wilna durch Hunger und Kälte zu leiden gehabt — es erscheint mir noch jetzt als ein Räthsel, um nicht zu sagen, wie ein Wunder! Oft nicht einmal frisches Pferdefleisch; nur das Luder, von festgefrorenen Pferden abgehauen. Des Abends kein Dach und Fach. Der Schnee vier bis fünf Fuß hoch. War er endlich mit Brett-

stücken weggeschüppt und mit Mühe ein Feuer angemacht, woher dann Brennmaterial nehmen, damit es ein paar Stunden brannte? Man nahm, was man kriegen konnte, plünderte Häuser, schleppte das Hausgeräth heran und nährte mit allem Möglichen die Flamme. Häufig saßen am anderen Morgen Erfrorene so da, wie sie sich in der Nacht hingesetzt hatten; ich habe erlebt, daß von 30 Mann (alle Truppentheile bunt durch einander) des Morgens vier oder fünf nicht mehr vom Platze konnten. Erst von Wilna an erging's uns besser; wir bekamen zum ersten Mal wieder warmes Essen. Dort blieb der Major von Zieten krank zurück; bei ihm zu seiner treuen Pflege der Lieutenant von Meyerinck. Beide sind nicht heimgekehrt. Kaum war ich mit dem Rest der brandenburgischen Husaren wieder auf vaterländischem Gebiet, da fiel mich gleichfalls das Fieber an. Es war auf einem Amtshofe, einen Tagemarsch von Schiewind. Die Kameraden packten mich in einen Schlitten, der mir schon von Wilna her gute Dienste gethan; ich war von da an ohne Besinnung, weiß nicht, wie ich weiter nach Königsberg gekommen, und habe erst später gehört, daß mich der Rittmeister von Knoblauch im Vorbeimarschiren dort einem Zimmermeister anheim gegeben mit den Worten: „Gönnen Sie doch dem Offizier einen Platz, wo er ruhig sterben kann."

Als ich wieder zur Besinnung kam, hatte ich keinen Groschen Geld und keine Kleidung. Allenfalls noch tragbar war eine rothe Weste mit silbernen Schnüren, die Stiefel mit Sporen, Säbel und Säbeltasche, Cartouche und Schärpe und ein paar Pistolen. Außerdem besaß ich noch eine Jagdtasche und endlich einen eroberten ächt russischen Kantschu — das meine ganze Habe. Der Chirurg, der mich behandelt hatte, ging auf meinen Wunsch zu dem mir bekannten Major von Möllendorf, Commandanten vom Hauptquartiere des Generals von York, der sich seit dem 6. Januar in Königsberg befand. Auf die Meldung von meiner trostlosen Lage und nach einigen Erörterungen empfing ich zwanzig Thaler aus der Yorkschen Kriegs-Kasse (Intendant Ribbentropp). Endlich, etwa Mitte Januar, konnte ich wieder ausgehen; ich zog an, was ich hatte, und ging, wie ich war, in Flauschüberrock und Mütze, mit Säbel, Schärpe u. s. w. zum General von York; ich bat ihn um Befehl, wohin ich mich zu wenden hätte. Anfangs wollte

York nicht über mich verfügen. Späterhin aber ließ er mich rufen und eröffnete mir, daß ich in den nächsten Tagen mit dem Premier-Lieutenant von Canitz zum russischen Obersten von Tettenborn abgehen sollte; dieser sei beauftragt, ein deutsches Freicorps in den Marken und in Mecklenburg zu schaffen, den Kern desselben solle Herr von Schill, Major des preußischen grünen Husaren-Regiments, mit einem gemischten Commando leichter Cavallerie bilden, und zu dieser Formation sollten Herr von Canitz und ich behülflich sein.

Ende Januar etwa reiste ich mit Herrn von Canitz (er ist 1850 als Staatsminister a. D. gestorben) von Königsberg ab. Mit uns auf dem Vorspann-Fuhrwerk fuhr ein russischer Offizier, und gegen Mitte Januar trafen wir bei dem Obersten von Tettenborn in der Neumark ein. Am Abend nach unserer Ankunft gab der Präsident des Appellationsgerichts, Baron von der Reck, in Soldin einen Ball, dem ich in der geborgten Husaren-Uniform eines russischen Offiziers beiwohnte. Es wird am 15. Januar gewesen sein.

Am 16. Abends ging ich im Auftrage Tettenborns nach Königsberg in der Neumark, um bei dem Ober-Jägermeister von Witzleben Nachrichten über das Schillsche Corps einzuholen, das nichts von sich hören ließ. Ich erfuhr dort nur, daß der Major von Schill noch weit ab in Pommern weile. (Erst Ende März ist er bei Hamburg mit seiner Cavallerie zum Tettenbornschen Corps gestoßen.) In der Nacht vom 17. zum 18. Februar traf ich wieder bei dem Obersten von Tettenborn in Hirschfelde ein. An diesem und dem folgenden Tage wurde auf den Vorposten wieder geplänkelt; am 19. Nachmittags sagte mir Tettenborn, daß nunmehr, nachdem auch der General von Tschernitscheff mit seinem Corps über die Oder gesetzt, beide Corps sich gegen Abend in aller Stille nach Alt-Landsberg hinschieben würden; ich möge ihn um 9 Uhr zum Abendessen dort aufsuchen: er habe einen Auftrag für mich. Als es schon dunkel geworden, die Vorposten für die Nacht ausgestellt (vor der Gielsdorfer und Blumenthaler Haide, Front gegen Werneuchen), auch viele Feuer angemacht waren, marschirten beide Corps über Wiesenthal nach Alt-Landsberg ab; nur einige Pulks Kosaken ließen wir hinter uns. Sie hatten den Befehl, die Feuer die ganze Nacht über brennend zu erhalten; der Feind bei Werneuchen sollte über unsern

Abmarsch getäuscht werden und in der Meinung bleiben, sämmtliche Russen lägen ihm gegenüber im Bivouac. Beide Corps bestanden zumeist aus Kosaken; es mögen zusammen 16 bis 20 Pulks gewesen sein. Doch waren sie nicht stark, und die Stärke der Pulks verschieden; mehr als etwa 1800 betrug deren Gesammtheit nicht. Außer den Kosaken waren noch 2 Escadrons vom Isumschen Husaren-Regiment (etwa 200 Pferde) da; ebenso viel Dragoner (Kasansche, wenn ich mich recht erinnere) und an Artillerie 2 Geschütze reitender Artillerie, dazu zwei Kosaken-Kanonen.

In Folge des erhaltenen Befehls stellte ich mich am 19., Abends 9 Uhr, in Alt-Landsberg ein. Dort, im Hause des damaligen Hofpredigers, traf ich den General Tschernitscheff und den Obersten Tettenborn in einem Gewühle von Offizieren und andern, mir unbekannten Personen, so daß es wohl eine Stunde dauerte, bis wir uns zu Tische setzten, etwa zwölf Personen. Beide Corps-Chefs befragten mich über meine Kenntniß von der Gegend und sagten mir: wie es die Absicht sei, die Franzosen in Berlin zu überrumpeln. Man wisse, daß der Marschall Augereau mit etwa 12,000 Mann Infanterie und nicht gerade geringer Artillerie, aber mit sehr wenig Cavallerie die Hauptstadt besetzt halte. Es liege zu Tage, daß die beiden russischen Corps, nur aus Cavallerie und vier Kanonen bestehend, den Franzosen nichts anhaben könnten; aber man habe vertraute Personen in Berlin, und nach den Mittheilungen, welche diese gemacht, sei anzunehmen, daß die Bewohner der Stadt sich gegen die Besatzung erheben würden, so bald sich nur Kosaken zeigten. Mit sämmtlicher Cavallerie der beiden Corps in die Stadt einzufallen, erscheine nicht rathsam; man müsse die Möglichkeit im Auge behalten, daß das von uns umgangene französische Corps bei Werneuchen von unserm Vorrücken Kunde bekäme und sich dann auf Berlin zurückzöge. Für diesen Fall müsse man bereit sein, diesen Feind auf- und von Berlin abzuhalten. Morgen (am 20.) früh 7 Uhr solle von Alt-Landsberg aufgebrochen werden; Kosaken-Patrouillen seien bereits gegen Werneuchen und gegen Berlin bis Biesdorf, Marzahn und Ahrensfelde hin entsendet; sie hätten theils schon Meldungen gemacht, daß kein Feind angetroffen wäre; theils würden sie noch mit ihren Meldungen erwartet. Im Zusammenhang mit diesem Plane wurde ich

beauftragt, sogleich mit einem Commando von 50 Kosaken von Alt=Landsberg abzugehen; ein mir dazu überwiesener Unteroffizier von den Isumschen Husaren, der deutsch und russisch sprach, sollte mir als Dolmetscher dienen. Etwa bei Hönow sollte ich auf der Straße nach Berlin eine Feldwache etabliren, mit Vorposten gegen Marzahn und Kaulsdorf, und dort die Nacht über bleiben, aber kleine Patrouillen entsenden in der Richtung auf Eiche, Marzahn, Mehrow und die von Berlin nach Frankfurt führende Straße. Morgens um 6 Uhr etwa sollte ich dann mit gehöriger Vorsicht aufbrechen, und zwar nach Malchow zu, sollte mich dort, Front gegen Berlin, postiren, die Dörfer Heinersdorf, Weißensee und Hohen=Schönhausen beobachten und an dieser Stelle unser Corps oder weitere Befehle erwarten. Bis dahin sollte ich von Zeit zu Zeit durch einzelne Kosaken den beiden Führern melden lassen: ob irgend etwas Verdächtiges vorgekommen, auch Niemanden nach der Gegend von Berlin hin durchlassen.

Die Nacht über passirte weiter nichts, als daß ein Reiter, der ganz allein von Berlin her kam, von dem Vorposten angehalten und mir zugeführt wurde. Es war der Kammerherr von Podewils; er wollte zum Grafen Tschernitscheff, er kannte ihn schon aus der Zeit, als dieser noch in Berlin der russischen Gesandtschaft attachirt war. Durch einen Kosaken ließ ich ihn nach Alt=Landsberg geleiten. (Früher nicht Soldat, hat Podewils den General Tschernitscheff während des Krieges von 1813 und 14 begleitet; nach dem Frieden stand er als Major bei der preußischen Garde du Corps und starb vor mehreren Jahren als General a. D. Verheirathet mit einer Baroneß von der Recke, bewohnte er lange das bekannte von der Reckesche Haus in der Leipziger Straße. Er war ohne Zweifel einer von denen, welche damals von Berlin aus mit Tschernitscheff in Verbindung standen.)

Es mochte etwa 6½ Uhr Morgens sein, als wir am 20. Februar, nach Einziehung der Vedetten und Patrouillen, in der Richtung auf Malchow aufbrachen. Dort im Kruge des Dorfes, wohin ich mit einigen Kosaken geritten, um eine Tasse Kaffee zu suchen, überraschten wir zwei Würzburger reitende Jäger beim harmlosen Frühstücke; nichts ahnend, hatten sie ihre Pferde draußen vor der Schenke angebunden.

Sie ergaben sich ohne Widerstand; sie waren, wie sie aussagten, von Berlin abgeschickt, um zu erkunden, ob sich etwa Kosaken hätten blicken lassen, oder ob vielleicht von Werneuchen her durch Landleute Neuigkeiten hier herum ruchbar geworden. Dafür mußten sie jetzt erzählen, was es in Berlin Neues gäbe, und wurden dann als Gefangene den anrückenden russischen Corps entgegen geschickt. Freilich nicht, ohne daß die Kosaken sie erst rein ausgeplündert hatten. Nackt ausgezogen hätten sie sie, wäre ich nicht dazwischen getreten; denn darin verfuhren die Kosaken abscheulich.

Um zehn Uhr etwa trafen Tschernitscheff und Tettenborn mit ihren Corps bei Malchow ein. Es waren die 2 Escadrons Isumsche Husaren, die zwei Escadrons Kasansche Dragoner, die zwei Kanonen von der reitenden Artillerie und ein paar Pulks Kosaken. Eine Stunde später waren sie zwischen Weißensee und Berlin aufmarschirt, Front gegen die Stadt, aber in mehr als Kanonenschuß-Weite von derselben ab. Kleine Detachements von Kosaken waren schon auf dem Hermarsche abgetrabt, um die Gegend nach Werneuchen hin zu beobachten; andere wurden jetzt entsendet, um scharf auf die Stadt und besonders deren Thore auf der rechten Seite der Spree zu merken. Die zwei Geschütze der Kosaken setzten sich gegen das Bernauer Thor (jetzt Königs-Thor) in Bewegung; der General von Tschernitscheff und der Oberst von Tettenborn, in deren Gefolge ich mich befand, nahmen an der Spitze von etwa zwei- bis dreihundert Kosaken die Richtung auf das Schönhauser Thor. Die zwei Kanonen der Kosaken führte der Hauptmann von Blomberg, früher in preußischen Diensten, jetzt bei der russisch-deutschen Legion und commandirt als Adjutant bei Tschernitscheff. Er hatte den Auftrag, das Bernauer Thor einzuschießen und dann mit den Kosaken, welche seinen Kanonen als Bedeckung beigegeben waren, wo möglich in das Thor hineinzusprengen.

Als die Kosaken gegen das Schönhauser Thor hin sich, ohne vom Feinde etwas gewahr zu werden, so weit vorgeschoben hatten, daß sie nur noch knappe hundert Schritte davon entfernt waren, setzten wir uns in ein rascheres Tempo, fanden das Thor weit geöffnet (durch wen, weiß ich nicht) und jagten in dasselbe hinein. Es ging die Schönhauserstraße entlang bis zur Münzstraße und, links in diese einbiegend, bis

zum Alexander=Platz. Hier wurden wir vom französischen Gewehrfeuer begrüßt, und es ging nun eben so rasch zurück; dabei waren Tschernitscheff und Tettenborn natürlich nicht vorn, sondern ziemlich hinten, und die Kosaken, jetzt die Vordersten, versäumten es, rechts in die Schönhauserstraße einzubiegen, dahin, woher sie gekommen. Sie jagten vielmehr in der Münzstraße geradeaus fort, während Tschernitscheff und Tettenborn mit ihrem Gefolge an der Ecke der Münzstraße die Schönhauserstraße einschlugen und so wieder zum Schönhauser Thor hinaus gelangten. Mit ihnen nur eine sehr geringe Zahl Kosaken. Die übrigen, die Münzstraße verfolgend und dann nicht wissend, wohin sich wenden, um wieder aus der Stadt zu kommen, zerstreuten sich natürlich in Berlin. Daß sie da nicht zum großen Theil gefangen worden sind, ist unzweifelhaft auch den ihnen als Wegweiser dienenden Berlinern zu danken.

Augenscheinlich bezweckten Tschernitscheff und Tettenborn, die Aufmerksamkeit der Franzosen durch Blomberg und seine zwei Kanonen auf das Bernauer Thor zu lenken, während sie den Alexander=Platz durch Ueberraschung nehmen wollten, in der festen Erwartung, es würde dann ganz Berlin gegen die Franzosen losbrechen, wie ihnen dies durch ihre dortigen Vertrauenspersonen eingeredet sein mochte. Nichts berechtigt zu der Vermuthung, als sei man planlos in die Stadt hineingesprengt: die Zerstreuung der Kosaken in der Stadt für eine absichtliche anzusehen, wäre eine widersinnige, bei einem Militär unverantwortliche Ansicht.

Wir hatten nach dem Rückritt vom Alexander=Platze etwa zehn Minuten am Schönhauser Thore gehalten, als die Meldung kam, der Hauptmann von Blomberg sei am Bernauer Thore gefallen. Tschernitscheff theilte dies seiner Umgebung so mit: das Bernauer Thor habe sich bewegt, und da habe Hauptmann von Blomberg geglaubt, es werde für ihn geöffnet; er sei also mit Kosaken heran gesprengt, sei aber aus dem offenen Thore, dem Wachthause und eben so aus dem Hause des Steuer=Einnehmers mit Gewehrfeuer empfangen worden, worauf man ihn, zwei Kosaken und einige Pferde habe zusammenstürzen sehen. Die einige Stunden später erfolgten Erörterungen haben auf das Bestimmteste herausgestellt, daß der Hauptmann von Blomberg dicht am

Bernauer Thore, außerhalb desselben, erschossen und vom Pferde gefallen ist. — Freilich sind die Kosaken dort schlechte Kanoniere gewesen; sie bedienten ihre zwei Geschütze sehr unbeholfen und mühten sich vergeblich ab, das Thor zu treffen.

Da, wo wir jetzt hielten, war eine Menge Volks zusammengelaufen. Es ließ die Russen hoch leben, schimpfte auf die Franzosen und brüllte Hurrah, gaffte aber theilweise auch nur die Kosaken an. Der Eine oder Andere aus dem Gefolge glaubte wohl, die Leute zur Thätlichkeit gegen die Franzosen anspornen zu können, und es mochte dem General Tschernitscheff der Gedanke kommen: die ihm von seinen Berliner Zuträgern in Aussicht gestellte „Volkserhebung" — welche bereits zweifelhaft geworden war — ließe sich nunmehr von dort aus, wo Blombergs Blut geflossen, in Gang bringen. Der General wendete sich an mich mit der Aufforderung, doch einen Versuch zu machen: ob das enthusiastische Volk da mir nicht folgen werde, um das Bernauer Thor und die dortigen von den Franzosen besetzten Wacht-Localien zu stürmen. Zwar stimmten meine eigenen Erwartungen keineswegs mit denen des Generals überein, zumal da in dem ganzen Menschenhaufen keine Waffe — selbst nur wenige Stöcke — zu sehen waren; indeß ließ ich meine Zweifel natürlich nicht merken, richtete vom Pferde herab einige Worte an das Volk, erhielt als Antwort ein Hurrah, stieg ab, zog den bereits in die Scheide gesteckten Säbel, während ein Kosak mein Pferd nahm, und ging auf der schmalen Communication längs der Stadtmauer den Leuten voran. Im ersten Augenblick folgte mir wirklich und mit Geschrei einiges Volk, aber dessen Zahl verminderte sich bald auffallend, und ich hatte wohl kaum ein paar hundert Schritte gemacht, war dem General Tschernitscheff noch nicht aus den Augen, so sah ich mich ganz verlassen und genöthigt, umzukehren und mein Pferd wieder zu besteigen. Der Oberst von Tettenborn, der diesen Verlauf des Enthusiasmus mit angesehen, brach in Schimpfworte aus, und Andere stimmten herzhaft ein.

Nachdem wir vielleicht eine halbe Stunde hier gehalten hatten, und weder Kunde aus der Stadt, noch die dort versprengten Kosaken zurückgekommen waren, ertheilte mir der Oberst von Tettenborn den Befehl, in die Stadt hinein zu

reiten, um zu erforschen, was dort vorgehe; hauptsächlich wünsche er zu wissen, ob nicht unter den Bürgern schon Erregung zu spüren sei, ob sie nicht zu den Waffen gegriffen und sich sammelten. Im Begriff fort zu reiten, sah ich einen Kosaken-Offizier aus der Stadt ankommen und dem General eine Meldung machen; sah noch, wie dieser ihn mit Schimpfworten und Kantschuhieben zurücktrieb, wohl 20 Schritte neben dem Kosaken her galoppirend. Später hörte ich, der Kosaken-Offizier solle gemeldet haben, daß ihm seine Leute in der Stadt verloren gegangen, und der General habe ihm befohlen, seine Mannschaften von Neuem zu suchen und zu sammeln.

Als ich auf meinem Ritt durch die Schönhauser-, die Münzstraße und weiterhin nach dem Haackschen Markte gelangte, fand ich dort einen Trupp der Berliner Bürgergarde (damals vom Volkswitz das „Federvieh" genannt, ihrer großen Federbüsche auf den Dreimastern wegen). Sie waren mit gezogenem Säbel aufmarschirt, unter ihnen ein mir bekannter Glasermeister, der in den Jahren 1809—10, als ich große Friedrichsstraße Nr. 23 wohnte, schräg gegenüber ein Haus besaß. Der Mann erkannte, trotz meines gelben Flausrockes, den ihm früher benachbarten Husaren-Lieutenant, und ich hörte aus seinem Munde: „daß die Bürgergarde beordert sei, in einigen Stadttheilen die Ruhe zu erhalten und namentlich darüber zu wachen, daß die Einwohner sich nicht in das Gefecht mischten." Der Glasermeister betheuerte mir, es sei an einen Aufstand der Bürger gegen die Franzosen nicht zu denken, wenngleich diese, wie es allgemein hieß, einen solchen befürchteten.

Mit den Straßen und Plätzen in Berlin, wie sie damals waren, genau bekannt, ritt ich vom Haackschen Markt durch die Oranienburgerstraße und kehrte, als ich mir diese besehen hatte, um; wendete mich dann nach dem Lustgarten und dem Schloßplatz, ritt über die Friedrichsbrücke zurück in die neue Friedrichsstraße, rechts in die Spandauer- bis zur alten Königsstraße, endlich nochmals nach dem Haackschen Markte und von da wieder nach dem Schönhauser Thore. Meine Abwesenheit von dort hatte wohl keine volle Stunde gewährt, denn ich bewegte mich stets in einem ziemlich lebendigen Tempo, ohne indeß in's Jagen zu gerathen. Auf diesem Ritte sah ich wohl an verschiedenen Stellen Gruppen von Leuten zusammenstehen, sah Männer und Jungen ab und zu den ihnen zu Gesicht

kommenden Kosaken nachrennen, hörte sie auch dabei Hurrah schreien oder schimpfen, wenn ein Franzose mit Tornister und Gewehr über die Straße lief oder in ein Haus hineinsprang; aber die Absicht, thätlich einzugreifen, erkannte ich nirgends. Von den versprengten Kosaken, welche mir aufstießen, verschaffte ich den ersten durch meine Aufforderung Wegweiser; die mir zuletzt begegnenden behielt ich bei mir und nahm sie mit zum Schönhauser Thor, wo ich den Obersten Tettenborn nebst dem General Tschernitscheff noch antraf und meine Meldung erstatten konnte. Diese ging dahin, daß in dem bezeichneten Stadttheile eine Bewegung bewaffneter Bürger nicht bemerkbar gewesen wäre. Weiter in der Stadt war ich nicht herum gekommen; aber die Aussage meines alten Bekannten, jenes Glasermeisters, dazu die dienstliche Aufstellung der Bürgergarde auf dem Haackschen Markt erschienen dem Obersten eben so genügend wie mir, um jede fernere Hoffnung auf einen Angriff von Seiten der Bürger auf die Franzosen fahren zu lassen. Natürlich waren es nicht die gelindesten und artigsten Ausdrücke, worin sich die bitter getäuschte Erwartung Tettenborns Luft machte. Mehr, als der Oberst, sind aber gewiß Jene dafür verantwortlich, welche dem General und ihm die irrige Vorstellung von einer bevorstehenden „Volkserhebung" in Berlin beigebracht haben.

Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr kam von den Kosaken, welche beim Vorgehen auf Berlin zur Beobachtung der Stadt entsendet waren, die Meldung, daß französische Infanterie aus dem Landsberger Thore vorbreche und sich nach den Anhöhen vor dem Bernauer Thore wende. Auf diese Nachricht begaben sich Tschernitscheff und Tettenborn sofort zu den Truppen, welche noch zwischen Weißensee und Berlin standen, und es entspann sich da ein Gefecht. Es hatte auf russischer Seite nur den Zweck, denen, welche noch in Berlin waren, Zeit zu verschaffen, aus der Stadt zu kommen; denn Aussicht auf irgend einen Erfolg war nicht vorhanden. Die Franzosen hatten zuerst Tirailleurs vorgeschickt; diese wurden von Kosaken angegriffen und wieder eingezogen. Dann erschienen mehrere Quarrés, langsam vorgehend auf dem Höhenzuge bis gegenüber dem Bernauer Thore. Gegen diese feindlichen Quarrés mußten die Kosaken einige Male anreiten; sie drehten aber stets um, bevor sie volles Feuer bekamen. In-

deß wurde doch auch dadurch Zeit gewonnen. Erst mit Eintritt der Dunkelheit (es wird in der sechsten Stunde Abends gewesen sein) waren die Franzosen wieder in die Stadt hineingegangen, und die Thore wurden geschlossen.

Tschernitscheff und Tettenborn stellten ihre Vorposten so aus, daß die Dörfer Reinickendorf, Pankow, Schönhausen und Blankenburg völlig gesichert waren, sowohl gegen Berlin als Werneuchen. Die Patrouillen der Kosaken gingen bis durch Charlottenburg und zur Potsdamer Chaussee. Das Hauptquartier beider Führer war in der Nacht zu Pankow, und am andern Morgen, also am 21. Februar, nach Sonnenaufgang marschirte das ganze Corps nach Oranienburg, während die Kosaken nach allen Seiten hin streiften. Am 22. Februar blieben wir in Oranienburg; am 23. wurde nach Gransee marschirt. Hier erhielt ich den Befehl, Tags darauf mit zwei russischen Offizieren und 150 Kosaken nach Neu-Brandenburg im Mecklenburgischen abzugehen, um eine Anzahl Pferde in Beschlag zu nehmen, welche von den Franzosen dort angekauft und nach Hamburg bestimmt waren. Am 28. Februar trafen wir mit jenem Transport Pferde im Dorfe Bötzow ein, zwei Meilen von Spandau. Am 1. März marschirten wir über Hennigsdorf nach Bernau und von da am 3. bis Blankenburg; Tettenborn allein, da Tschernitscheff sich in anderer Richtung auf Berlin bewegte. Es war die Nachricht gekommen, die Franzosen würden die Stadt räumen. Am 4. März, Morgens 6 Uhr, hatten die Franzosen die Thore Berlins auf der Südseite verlassen. Etwa um 10 Uhr Vormittags rückten die Russen von der Nordseite her ein. Die vordersten Kosaken haben, wie man sagte, noch einige Schüsse mit den letzten Franzosen gewechselt; ich habe keinen gehört und kam mit Oberst von Tettenborn im Gasthofe zur goldenen Sonne (Unter den Linden, bei Madame Obermann) ins Quartier. . . .

Dies der militärische Hergang und Verlauf jenes zwanzigsten Februars, wie ihn der damalige Lieutenant von Hobe in den bisher noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen seiner Kriegserlebnisse beschreibt. Angesichts der authentischen Mittheilungen dieses jetzt noch lebenden Zeugen erweist sich offenbar gar Manches als unrichtig, was bisher für Geschichte jenes Einfalls Tettenborns ausgegeben und in leichtem Glauben dafür angenommen worden ist.

Der Oberst von Tettenborn selbst hat am 22. Februar (also zwei Tage nach seinem Einfall in Berlin) aus Oranienburg an Stein geschrieben: eine Deputation Berliner Einwohner habe ihn gebeten, seinen Marsch zu beschleunigen, „da sie entschlossen seien, Hand ans Werk zu legen, um die Canaillen zu vertreiben.“ Sein heißer Zorn über die getäuschte Erwartung blickt aus diesem, übrigens schon öfter ans Licht gestellten Briefe. Er schreibt an Stein, „daß die Berliner Bestien seien, die kein Blut in den Adern haben,“ und poltert in diesem Tone weiter: „Der Polizeipräsident Le Coq, der selbst mit Augereau herumritt, um die Vertheidigungsanstalten zu machen, erstickte noch den wenigen Geist, indem er viele Leute verhaften ließ, die sich für uns erklärten. Daß dieser Racker an den Galgen muß, werden Ew. Excellenz einsehen, und ich hoffe, Hochdieselben werden ihm diesen Ehrenplatz verschaffen. Die Damen haben uns am besten empfangen; denn als ich hineinsprengte, flogen mir aus allen Fenstern Schnupftücher entgegen; aber die Männer wollten nicht zuschlagen, und das war das Wichtigste.“

Hören wir nun auch noch, was damalige Berliner von ihren Erlebnissen beim Kosaken-Einfall erzählen. Da ist zuerst Zelter, der Nachfolger Faschs in der Leitung der Berliner Singakademie, seit 1809 Professor der Tonkunst, der bekannte Freund Goethes, seines derben Tones wegen vom Berliner Witz der „Musik-Jahn“ genannt, wie dieser hinwiederum der „Turn-Zelter“ hieß. „Gestern (schreibt Zelter am 21. Februar aus Berlin an Goethe in Weimar), gestern ist es etwas ernsthaft in unserer Residenz hergegangen. Von einer Anzahl Kosaken, die gegen 300 angegeben werden, hatten sich gegen 150 auf der nordöstlichen Anhöhe vor der Stadt zusammengefunden, sprengten in die Thore hinein und hieben und schossen eine Anzahl Franzosen nieder, welche sie auf den Straßen fanden. Dies geschah am hellen Mittag. Ich befand mich auf der Akademie. Als ich gegen 2 Uhr nach Hause wandeln wollte, waren die Brücken bereits von den Franzosen gesperrt und mit Kanonen besetzt; ich mußte deshalb einen sehr weiten Umweg nehmen, bis ich endlich nach 3 Uhr mein Haus erreichte. In meiner Straße (Münzstraße) war es lebhaft hergegangen. Die mir gegenüber stehenden Häuser waren von Kugeln durchlöchert. Mehrere Bürger sind getödtet und mein

Nachbar, ein Kaufmann, auf den Tod verwundet. Gegen 5 Uhr hatten die Kosaken den Weg wieder zum Thor hinaus gefunden."

An den Professor der Tonkunst reihe sich der vieljährige Berliner Musik-Referent, Lieutenant a. D. Ludwig Rellstab. Damals Schüler des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, schreibt er in den 1861 erschienenen Erinnerungen aus seinem Leben: „Während unsere Freiwilligen, nach schmerzlich schönem Abschied, zu Fuß, zu Roß, mit Post oder sonst wie nach Breslau eilten, rückten unsere mit kaum noch zu bändigender Freude erwarteten Feinde den Mauern Berlins näher. Eines Mittags, es war am 20. Februar, in der Stunde von 11 bis 12, trat der Director Bernhardi in unsere Klassen und zeigte mit geschäftlichem Ernst, dem sich Freude, dankbare Rührung so einmischten, daß sie schwer zu bekämpfen waren, an: „die Klassen müßten geschlossen werden, da die Russen in die Stadt gedrungen seien. Jeder müsse auf dem geradesten Wege seiner Wohnung zueilen; denn der Aufenthalt auf der Straße könne gefahrvoll sein, und die Sorgen der Eltern müßten möglichst abgekürzt werden." Wie die Lunte in ein Pulverfaß, fielen diese Worte zündend in die Klasse voll wilder, patriotisch begeisterter Knaben. Alles stürmte auf, über Tische und Bänke hinweg. Der Lehrer — es war der Schreiblehrer Cäsar — wollte vergeblich die Schulordnung durch Abnehmen der Vorschriften und dergleichen aufrecht erhalten; er wurde von dem auseinander gesprengten Schwarm fast umgerannt, und Alles stürzte tobend zur Thür hinaus, die Treppe hinunter. So ernst die Warnung und das Gebot des Directors gewesen war, auf geradestem Wege nach Hause zu eilen, es war eine Unmöglichkeit, es zu befolgen. „Die Russen sind hier? Wo sind sie?" Das war die einzige Frage, die uns anging, und wir stürmten nach den verschiedensten Seiten auseinander, um sie zu finden. Inzwischen wurden wir in anderer Weise an der Recognoscirung gehindert, indem die Franzosen schon viele Punkte der Stadt besetzt hatten und Niemand durchließen. Die Spree war gesperrt, an allen Brücken standen Mannschaften. So war denn unser Bestreben, dem Feinde entgegen zu eilen, vergeblich. Es schien uns somit das Beste, der Weisung Folge zu leisten und nach Haus zu gehen. — Die

französischen Truppen waren im ersten Augenblick wie gelähmt von dem Schrecken, daß die gefürchteten Kosaken ihnen nun selbst bis in die Hauptstadt Preußens nachgedrungen waren, aus den russischen Schneewüsten. Nicht alle der Berlin besetzenden französischen Truppen waren in Rußland gewesen; sie kannten die Kosaken nur vom Hörensagen, allein sie galten für das Entsetzlichste, was der Erdboden an furchtbaren Geschöpfen erzeugt habe. Keine Vorstellung kann man sich machen von der wahrhaft gespenstischen Furcht, die vor diesen ungethümen, unheimlichen Wesen in den Soldaten herrschte. Nur so war es zu erklären, daß diese sieggewohnte Armee, mit fast lauter Leuten, die in zwanzig Schlachten dem Tod ins Auge gesehen hatten, so gebannt war von Entsetzen. Man erzählte sich Fabelhaftes davon in den nächsten Tagen. Ganze Wachtmannschaften hatten nicht gewagt, auf einen einzelnen Mann zu feuern! Und Aehnliches mehr! Ein Beispiel sah ich selbst mit an. Ich lag mit meinem Vater im Fenster, und wir überblickten die Straßen, die fast ganz leer, nur hie und da von kleinen Truppenabtheilungen durchzogen waren. Wenige Bürger ließen sich blicken. Es fielen näher und ferner vereinzelte Schüsse. Plötzlich sahen wir aus der Charlottenstraße hervor einen ganzen Trupp wohlberittener Cavallerie in grüner Uniform — würtembergische Chasseurs, wenn ich mich recht erinnere — sprengen, die in vollem Carrière von der Seite der Linden herkamen, an der Jägerstraße links einbogen und diese, am Schauspielhause und dem Gendarmenthurm vorüber, hinabjagten. Wir glaubten, sie wollten irgendwo einen eiligen Angriff machen. Doch nein! Es war eine ganz überstürzte Flucht, denn dicht hinter ihnen, kaum funfzig Schritt davon, folgten zwei Kosaken auf ihren kleinen Pferden mit eingelegter Lanze, windschnell nach. Die Zahl von mindestens dreißig Reitern flüchtete vor diesen zweien! Abends wurde es ruhig. Man weiß, daß die wenigen Kosaken, die in der Stadt gewesen waren, schon Abends wieder daraus verschwunden waren, mit Ausnahme von etlichen, welche in dem tollen Unternehmen ihr Leben gelassen hatten. Andern Morgens hörte man von einzelnen Gefechten, die in verschiedenen Theilen der Stadt, Unter den Linden, an der Wache beim Kupfergraben (wo jetzt die Königswache befindlich ist), in der Burgstraße u. s. w. vorgefallen

wären. In der letzten war ein Kosak durch Kartätschenkugeln, wie man erzählte, getroffen und fast zerschmettert worden. Seltsamerweise hatte das Volk sich über ihn geworfen, und seine Kleider, ja sein Fleisch schien in Reliquien vertheilt worden zu sein, denn lange nachher noch bot mir einer meiner Schulkameraden als Merkwürdigkeit ein Stückchen dünnes, trockenes Fleisch an, das von jenem in der Burgstraße erschossenen Kosaken herrühren sollte. — Es war an einem Sonnabend gewesen, wo dieser in der Kriegsgeschichte ganz einzig dastehende Ueberfall stattfand. Am Sonntag hatten die Straßen aber schon eine ganz andere militärische Physiognomie. Man war zur Besinnung gekommen. Die Franzosen, obwohl im Ganzen der unterliegende Theil, fanden doch ihr Selbstbewußtsein, das Gefühl ihrer Pflicht wieder. Alle Hauptstraßen waren nach einem geordneten System durch Truppen besetzt, an den geeigneten Stellen Kanonen aufgepflanzt, Munitionswagen zur Verstärkung des Schießbedarfs in der Nähe. An der Hand meines Vaters durchwanderte ich einen Theil der Stadt. Die Volksmassen betrachteten die Vertheidigungsanstalten mehr mit Neugier, als mit sorglicher Empfindung. Im Allgemeinen herrschte nur die freudigste Stimmung, weil man die Retter vor den Thoren wußte. Da die Kosaken draußen schwärmten, drang ich in meinen Vater, einen Thurm mit mir zu besteigen, von wo aus wir sie mit Hülfe eines großen Fernrohrs vielleicht sehen konnten. Wir stiegen demnach auf den Gendarmenthurm, wo sich auch schon eine Anzahl von Bürgern eingefunden hatte. Damals befanden sich außerhalb der Stadtmauer vor den meisten Thoren, namentlich in der Gegend, wo die Russen standen, nur einzelne Häuser. Das Andere waren Gärten und der größte Theil kahles Blachfeld; bei der Jahreszeit ließ sich, weil alle Bäume unbelaubt waren, die ganze Gegend klar übersehen. So gewahrten wir denn auch mehrere Trupps der Russen, vorzüglich Kosaken, die in einzelnen Piquets an verschiedenen Stellen auf dem Felde hielten. Namentlich hatten sie den damaligen Galgen, eine Strecke vor dem Voigtlande gelegen, als einen höheren Punkt, der eine Umschau gewährte, besetzt. Einzelne sah man hin und her über Feld sprengen. Doch von einer Schlacht, einem Gefecht, so wie den Anstalten dazu war nichts zu entdecken. Wir verweilten

etliche Stunden, ohne daß sich der Anblick änderte, und stiegen dann, ich doch sehr befriedigt, wieder hinab. Nach fünf Tagen — es war an einem Donnerstage — zogen die Franzosen bei nächtlicher Weile ab, so daß es die Einwohner so wenig als möglich merken sollten. Die Russen kamen bei hellem Vormittage und unter dem Zujauchzen und Jubelruf der herbeigeströmten Einwohner herein. Mir stehen nur noch lange Züge von Kosaken und Baschkiren lebendig vor Augen, welche die Friedrichsstraße vom Oranienburger Thor her herabmarschirten. Fast an jeden Steigbügel hingen sich ein paar Jungen; neben jedem Sattel marschirten als Seiten-Trabanten Berliner Bürger mit lautem Jubelgeschrei. Sie drückten den Reitern die Hände, zogen sie halb herab, um sie zu küssen, und unablässig gingen die gefüllten Flaschen mit Branntwein und Bier von einer Hand in die andere. Daß die Bewohner der asiatischen Steppe nicht in der strengsten militärischen Haltung und Subordination in die preußische Hauptstadt einrückten, läßt sich begreifen. Komische Genrebilder vielfacher Gattung stellten sich dabei dem Auge dar. Mochte immerhin der Freudentaumel im Einzelnen in einen allzu physischen Taumel ausarten: im Großen und Ganzen war das Gefühl des Tages eines der unendlichsten Glückseligkeit, des erhebendsten Aufschwunges." —

Unter den Linden wurde am 20. der erste Kosak etwa um ein Uhr Mittags bemerkt. Schon standen da französische Truppen mit Waffen und Gepäck am Zeughause und gegenüber vor „Königs Palais". Und während es jenseit der Spree furchtbar Hurrah schreit, Flintenschüsse knallen, da ruft es plötzlich in der Gegend des Opernhauses: Kosak! Kosak! Mit den Fingern (schreibt ein Augenzeuge) ward nach der Linden-Allee gezeigt, und der erste Kosak, der hier gesehen wurde, sprengte blitzschnell einher. Kosak! Kosak! riefen freudig hundert Stimmen; die jüngsten liefen aus Leibeskräften, um den Sohn der Steppe ganz nahe zu sehen: er saß auf einem kleinen, magern Pferde, ein Mann von starkem Knochenbau, Haar und Bart dunkel, das Gesicht jugendlich; er hatte einen Franzosenmantel um, eine runde, blaue Mütze auf und in der Hand eine lange Lanze. Die funkelnden Augen trafen auf die in der Ferne aufgestellten Infanteriemassen; er stutzte, blickte seitwärts, um einen andern Weg aufzufinden. Da

kamen von hinten zwei Würzburger Reiter angesetzt, um auf ihn einzuhauen. Das Volk schrie dem Kosaken zu und signalisirte ihm seine Feinde. Er hetzte sein Pferd mit dem Kantschu und suchte zu entfliehen; doch die Würzburger waren ihm schon zu nahe; der Vorderste holte eben mit dem Säbel nach dem Kosaken aus, der schwang im Nu, sich deckend, seine Lanze und gab dem Würzburger dergestalt Eins an den Kopf, daß dieser sein Pferd anhielt, der andere Würzburger stutzte gleichfalls, und der Kosak jagte wie der Wind von dannen, begleitet vom Frohlocken der Berliner.

Es dauerte nicht lange, so ritten noch etliche Kosaken unter den Linden umher, „als wenn sie dahin gehörten", und jener Augenzeuge „fand es (wie er selbst sagt) für rathsam, sich nach Hause zu begeben, indem das Hauptspektakel vorüber zu sein schien." In der großen Friedrichsstraße begegneten ihm noch mehrere Kosaken; sie riefen, auf Lanze und Kantschu deutend: „Franzos kaput!" und das Volk antwortete mit Hurrah.

Ueberhaupt: Alles, was in den Straßen auf den Beinen war oder auch nur den Kopf zum Fenster und zur Hausthür hinaussteckte, schrie Hurrah! sobald sich nur ein Kosak sehen ließ. So erscholl ein furchtbares Geschrei, und da die Franzosen im ersten Schreck meinten, dieses ungeheure Hurrah käme aus lauter russischen Kehlen, so hielten sie in diesem Wahne den eingedrungenen Feind für viel stärker, vermutheten Tausende von Kosaken in der Stadt. Daher die tiefe Bestürzung der Soldaten, deren Muth wieder aufzurichten die Offiziere alle Mühe hatten.

In der Charlotten-Straße, auf der Strecke zwischen den Linden und der Französischen Straße, sollen Würzburger Reiter und Kosaken ein blutiges Turnier mit Lanze und Schwert aufgeführt haben, dabei zwei Kosaken gefallen sein. An die Schleusenbrücke (Uebergang aus dem Werder nach Köln) knüpft sich die Sage: herzhafte Bürger hätten hier Hand an einen französischen Pulverkarren gelegt und ihn sammt seiner Zufuhr von Munition unter den Augen der französischen Stückknechte über das eiserne Geländer hinabgestürzt in den von der Inselbrücke her fließenden Arm der Spree. Die Franzosen hätten dann, anstatt ihres grau angestrichenen Munitionswagens, einen blauen preußischen heran gefahren,

weil sie gedacht, an königlichem Eigenthum würden die Berliner sich wohl nicht vergreifen, was diese denn auch wirklich nicht gethan. Auf der Langen (Kurfürsten-) Brücke soll ein Berliner Grobschmied seinen Hammer gegen die Franzosen unter Augereau eben so heroisch geschwungen haben, wie einst, länger als zwei Tausend Jahre vorher, der kühne Römer Horatius Cocles sein Schwert auf der Tiberbrücke gegen die Etrusker unter dem König Porsenna. In dem freilich erst ein Vierteljahrhundert nachher veröffentlichten Briefe eines ungenannten Freiwilligen wird der angebliche Berliner Cocles so dargestellt: „Aus der Breiten Straße kam ein Trupp Handwerker, von einem Grobschmied angeführt. Er schwang einen großen Hammer und rief: „Folgt mir, wir wollen ihnen die Kanonen vernageln!" Nun zogen wir nach der Langen Brücke, wo zwei Kanonen standen. Unser Schmied fackelte nicht lange; zwei Schläge rechts und links, und zwei französische Kanoniere lagen am Boden; die anderen ergriffen die Flucht, da Alles auf sie losschlug. Jener langte ein Paar Radnägel aus seiner Tasche und schlug sie in das Zündloch der Kanonen. Unterdessen kam Verstärkung von der anderen Seite. „Die will ich schon so lange aufhalten, bis ihr aufgeräumt habt!" rief der Schmied uns zu und warf sich, ein zweiter Horatius Cocles, zur Vertheidigung der Brücke den Feinden entgegen. Noch einige Franzosen sanken unter seinen Hammerschlägen nieder, da wurde er von zehn Bajonetten niedergestochen. Es gelang dennoch, die Franzosen zu verjagen, und wir trugen den tapfern Vorkämpfer auf einer Tragbahre nach der königlichen Reitbahn in der Breiten Straße."

Augenscheinlich ein warmes, farbiges Bild! Ob es aber auch ä c h t ist? Dieses Fragezeichen reckt sich um so höher, als nicht einmal der Name jenes Spree-Cocles verlautet, wogegen der seines römischen Urbildes vom Tibris durch zwei Jahrtausende zu uns herüberklingt. — Schlichter erzählt W. H ä r i n g: „Die Franzosen hatten eine Kanone an der Langen Brücke aufgepflanzt und wollten einen Kartätschenhagel die Königsstraße hinab senden, wo einige Kosaken unter vielen Einheimischen sich zeigten. Hier soll der Berliner Bürgermuth sich über die Kanoniere geworfen und ihnen die brennenden Lunten ausgetreten haben."

Neben dem ernsten Geschichtsgemälde des Tages haben

Berliner Hände auch kleine heitere Genrebilder aus der Erinnerung aufgefrischt. Hier eines davon: natürlich zeigt sich darin, wie fast immer, ein Kosak als Triumphator, ein Franzose aber als Trophäe. „Ein Kosak hatte einen Franzosen gefangen genommen und führte ihn neben sich her. Kein Strick, nur die Furcht band den Armen an das Pferd fest. Als der Kosak einen Augenblick absteigen muß, herrscht er den Gefangenen mit einem drohenden Blicke an, daß er geduldig stehen bleibe. In dem aber blitzt die Hoffnung schnell auf. Als er den Kosaken an der Mauer beschäftigt sieht, schwingt er sich auf dessen Pferd und sprengt davon. Die Leute umher rufen, schreien und winken dem Kosaken, daß er eile, dem Schaden vorzubeugen. Der aber verrichtet gelassen sein Geschäft und pfeift dann eben so gelassen seinem guten Pferde, das schon am Ende der Straße ist, nach. Augenblicklich macht dieses, unbekümmert um die Hackenstöße des Infanteristen, Kehrt und trägt sich und den Ranzionirten zu seinem Herrn zurück, der dann das treue Thier mit einem Kuß, den armen Franzosen aber mit dem Kantschu begrüßt."

Als ein Merkmal der damaligen Stimmung in Berlin sei erwähnt, daß man sich am 20. Februar gegen Mittag vollen Ernstes auf dem Schloßplatz erzählt hat: die russische Armee stehe draußen auf den Höhen vor dem Prenzlauer, Schönhauser und Rosenthaler Thore, ein Parlamentär sei bereits in Berlin und befinde sich so eben auf dem Schlosse, um der Prinzessin Wilhelm Schutz zu versprechen. Die Stadt werde heute noch den Russen übergeben. Selbst als man Generalmarsch schlagen hörte, wurde diese öffentliche Meinung noch von Vielen gehegt. Sie hielten das Trommeln und Blasen nicht für einen Waffenruf der Franzosen gegen die Russen, sondern für ein Zeichen ihres Rückzuges aus Berlin. Dieses unverbürgte Gerücht von einem Parlamentär, den Tschernitscheff aus Pankow mit der Aufforderung zur Uebergabe an den mindestens noch 6000 Streiter commandirenden Marschall Augereau gesandt haben soll, ist vier Jahre nachher von Venturini in dessen „Rußlands und Deutschlands Befreiungskriegen" für baare Münze der Geschichte genommen und späterhin auch noch von Richter und Beitzke dafür ausgegeben worden. Dagegen hat Plotho in seiner frisch nach dem Kriege verfaßten militärischen Geschichte

jenem russischen (richtiger wohl tatarischen) Parlamentär kein Quartier gegeben, auch Prittwitz ihm nicht das historische Leben geschenkt. —

Von dem damaligen Ober=Amtmann Grützmacher, einem eifrigen Patrioten, geht die Sage, er habe, als Administrator der Charité im Besitz der Schlüssel, Kosaken durch das Charité=Pförtchen ein= und ausgelassen. So viel ist gewiß: nachdem es mißlungen, die Franzosen durch jenen Handstreich aus Berlin zu vertreiben, (in Kassel ist ein ähnlicher sieben Monate nachher geglückt) da ist der Ober=Amtmann Grützmacher plötzlich aus Berlin verschwunden gewesen und hat sich erst nach dem Abmarsche der Franzosen wieder hier eingefunden. Eben so wollte man damals wissen, die Visitatoren an einigen Thoren hätten einen Augenblick, wo die französischen Wachen nicht Acht gehabt, benutzt, um geschwind das eine oder andere Thor zum Durchschlüpfen der Kosaken zu öffnen.

Am 21. Nachmittags trug man sich, wie ein alter Berliner berichtet, mit dem Gerücht: an zwanzig Kosaken hätten im Köpenicker Viertel heimlich Nachtquartier gemacht, hätten dann vor Tagesanbruch, als Spritzenmänner verkleidet, ihre Pferde vor Feuerspritzen gespannt und wären dergestalt unangefochten zum Thore hinausgezogen, angeblich um eine benachbarte Feuersbrunst zu löschen. Nach den in der Folge veröffentlichten Mittheilungen von Bärsch, vormals Lieutenant und Regiments=Quartiermeister im Schillschen Husaren=Regimente, wäre allerdings etwas Wahres an dieser Sage, welche die Kosaken, diese Anstifter eines Flinten=, ja Kanonenfeuers in Berlin, als Spritzenmänner entkommen ließ. Wie Bärsch es darstellt, hätte er sich auf die Nachricht von dem Rückzuge der Russen mit den wenigen Kosaken, die er noch bei sich hatte, zum Köpenicker (Schlesischen) Thore gewandt und die Wache angegriffen; da wären ihm aber 20 Mann Würzburger in die Flanke gekommen, und er hätte sich auch hier zurückziehen müssen. „Mit meinen Kosaken (erzählt Bärsch weiter) hielt ich mich nun in der Nähe des Köpenicker Feldes auf und warf noch einige französische Patrouillen zurück. Als es anfing, dunkel zu werden, sammelten sich einige Bürger um mich, baten mich, doch nicht unnütz mein und meiner Leute Leben aufzuopfern, und führten mich und meine Leute in eine geräumige Scheune. Die Bürger vertheilten

die Kosaken unter sich und versprachen, solche sicher zu verbergen und mit allem Bedarf gehörig zu versorgen. Ich erhielt einen Kittel und einen Blechhelm, den Anzug, wie ihn damals die Spritzenmäner trugen, und ging so zu meinem Schwager, dem Director der Porzellan-Fabrik, der damals am Dönhofs-Platze wohnte. Dieser führte mich sogleich auf Umwegen und durch Gärten in die Porzellan-Fabrik (in der Leipziger Straße unweit des Leipziger Platzes, im Westende der Stadt) und ließ mich in einen Brennofen steigen, der nicht mehr im Gebrauch war. Er versah mich auch mit einer Lampe, deren ich in dem finsteren Ofen wohl bedurfte, mit einer Wildschur und Büchern. Mit eigener Gefahr kam er des Nachts zu mir und brachte mir Essen und Trinken. In der Porzellan-Fabrik lagen Italiener, deren Unterhaltung ich aus meinem Versteck ganz deutlich hören konnte. Während ich so verborgen war, spürte man in der Stadt nach mir. Ein bedeutender Preis war auf meine Habhaftwerdung gesetzt worden, und wäre ich in die Hände des Marschalls gefallen, so würde er wegen meiner Theilnahme am Schillschen Zuge nicht lange angestanden haben, mich todtschießen zu lassen. Endlich nach mehreren (ich glaube nach acht) Tagen, welche mir in dem finsteren Ofen lang, sehr lang vorkamen, führte mich mein Schwager in seine Wohnung. Nachdem ich hier den Schnurrbart abgeschnitten und die Uniform eines Bürgergardisten angezogen hatte, fuhr ich zum Oranienburger Thore hinaus. Im Invalidenhause fand ich mein Pferd und meine Uniform. Die russischen Vorposten standen ganz in der Nähe. Ich war im Begriff, auf diese zuzureiten, als ein Kosak, mich für einen Franzosen haltend, auf mich lossprengte und mit der Lanze nach mir stieß. Der Mantel hielt den Stoß auf, der mir leicht hätte gefährlich werden können; ich rief dem Kosaken mein „prussak Officier" zu und zeigte ihm die preußischen Feldzeichen. Er entschuldigte sich nun und brachte mich zur nächsten Feldwache." *)

---

*) Bärsch war im Frühjahre 1808 bei der Stiftung des Tugendbundes in Königsberg zugegen gewesen, er galt für eines der rührigsten Vereins-Mitglieder. Johannes Voigt in seiner nach den Original-Acten verfaßten „Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins" schreibt: „Nach Berlin versetzt, erhielt der Lieutenant Bärsch

Der Brennofen der königlichen Porzellan-Fabrik, worin Bärsch steckte, wurde hinterher zum Heerd einer übertrieben

---

auf seine Meldung, daß er bereits Männer aus allen Ständen zum Beitritt bereit gefunden, vom Stammverein zu Königsberg ein Commissorium zur Errichtung einer Kammer in Berlin und überhaupt für die ganze Mark. Man legte nun um so mehr großes Gewicht auf die Bildung dieser Kammer, weil der nach der Verfassung künftig zu constituirende sogenannte Hohe Rath des Gesammtvereins aus Mitgliedern der Kammer bestehen sollte, die vom Sitze der Regierung nicht entfernt sei. Man machte es daher dem Lieutenant Bärsch auch dringend zur Pflicht, nur ausgezeichnete, von ihren Mitbürgern allgemein als solche anerkannte Männer in den Verein aufzunehmen, dagegen von der Aufnahme gleichgültiger oder solcher Personen, welche geneigt seien, eine politische Tendenz zu verfolgen, „vor der Hand" abzustehen. Die neu errichtete Kammer zu Berlin sollte dann provisorisch zur Provinzial-Kammer für die Provinz zwischen der Oder und Elbe ernannt und in Wusterhausen und Brandenburg noch besondere Kammern eingerichtet werden. Allein dies alles blieben mehr nur fromme Wünsche; denn ein Bericht aus der zweiten Hälfte des Mai 1809 meldet, daß der genannte Lieutenant noch immer keine Kammer errichtet, sondern sich nur darauf hätte beschränken müssen, einige Personen aufzunehmen. Und dabei blieb es denn auch in der folgenden Zeit. Die Sache des Bundes fand in Berlin niemals irgend welchen Anklang, wozu namentlich der bekannte Auftritt Schills im April des Jahres 1809 wesentlich viel mit beitrug. — In Berlin selbst stieg die Zahl der Mitglieder niemals über vier; es bestand deshalb dort auch nie eine Kammer. — Sämmtliche Mitglieder der Kammern in Preußen, Pommern, Schlesien u. s. w. zusammengerechnet, betrug nach einer am 5. April 1809 dem Könige eingereichten Liste die Gesammtzahl 334. Viel höher scheint sie auch nachher nicht gestiegen zu sein; denn wenn auch noch neue Aufnahmen stattfanden, so schieden doch andere Mitglieder hier und da auch aus." — J. Voigt bekundet gleichfalls aus den Original-Acten des „Tugendbundes", daß Gneisenau und Scharnhorst nie dessen Mitglieder gewesen sind; hingegen nennt er als solche den Major von Boyen (nachmals Kriegsminister), den Lieutenant von Witzleben (späterhin ebenfalls Kriegsminister), den Major von Grolman (nachmals General der Infanterie), Prinz Hermann von Hohenzollern-Hechingen, damals Major in preußischem Dienst, den Herzog von Holstein-Beck, von Ingersleben, damals Capitän (späterhin Ober-Präsident in Pommern und am Rhein), von Thile, damals Capitän im Generalstabe, von Ladenberg, damals Kammer-Director zu Marienwerder, Staatsrath von Ribbentropp, Merkel, damals Regierungsrath zu Breslau (späterhin Ober-Präsident von Schlesien), von Mathy, damals Dompropst zu Frauenburg, späterhin Bischof von Kulm, Professor Krug, damals in Königsberg, später nach Leipzig berufen u. A. m. — Bärsch war aus Berlin gebürtig; sein Vaterhaus stand an der Ecke der Leipziger und Markgrafenstraße; es war, wie Nicolai bemerkt, in den letzten Jahren Friedrichs des Großen neu gebaut und galt damals

flackernden Sage. Nicht bloß ein Kosak, sondern ein Kosak nebst seinem geschwinden Roß soll in dem hinter ihm mit Holz zugesetzten Brennofen eine Zuflucht gefunden haben. Die einfache Lampe, bei deren Schein sich Bärsch die lange und bange Zeit in dem finsteren Ofen mit Lesen vertreibt, wird durch diese illustrirende Sage zum romantischen Irrlicht für die französischen Spürhunde: der Lampenflimmer innen dämmert roth durch die Holzritzen vorn, wird aber von den Spähern zum Glück für die glimmende Feuerung in dem Brennofen angesehen, bis endlich dem Versteckten die günstige Gelegenheit zum Durchbrennen winkt.

Als der patriotische Retter wird uns der damalige Arcanist der Porzellanfabrik (erst späterhin Director) Frick genannt und dabei eines patriotischen Zuges des damaligen Directors Staatsraths Rosenstiel gedacht, der uns der Auffrischung werth scheint. Hinter der königlichen Porzellanfabrik lag das alte Exercirhaus

---

als eines der schönsten Bürgerhäuser in Berlin. — Als fraglich bezeichnet uns ein jetzt noch lebender Zeuge manche Angaben eines angeblich von Bärsch herrührenden Berichtes, wie solcher bereits in mehreren Geschichtsbüchern (bei F. Förster, E. Grosse u. s. w.) gedruckt ist. Es steht da unter Anderm zu lesen: „Im ersten Anlaufe wurden das Bernauer (Neue Königs-Thor), Schönhauser und Landsberger Thor genommen. Ich selbst erstürmte mit einem Trupp Kosaken das Landsberger Thor (im Osten der Stadt), entwaffnete die Thorwache, die nur wenige Schüsse gab, und sperrte sie in der Wachtstube ein. An meiner Seite befand sich mein lieber Freund Alexander von Blomberg, den ich aber im Gewühle bald verlor. Erst längere Zeit nachher erfuhr ich, daß er, von einer feindlichen Kugel getroffen, den Heldentod auf vaterländischer Erde gefunden." — Dagegen bemerkt jener Kriegsgefährte Blombergs: „Das Bernauer Thor ist nicht genommen, und das Landsberger Thor nicht erstürmt worden. War dies Thor unbesetzt, so brauchte es nicht erstürmt zu werden; und war es besetzt, so war es mit Infanterie besetzt, und diese würde das Thor nicht anders geöffnet haben, als um Bärsch und seine wenigen Kosaken mit einer Salve zu empfangen. Der Hauptmann von Blomberg war nicht am Landsberger Thore; ich habe ihn von früh Morgens an nicht aus dem Auge verloren, bis er seinen Posten dem Bernauer Thore gegenüber eingenommen hat und sein Kanonenfeuer begonnen. Die zwei Kanonen haben nur gegen das Bernauer Thor gefeuert." — Daß Alexander von Blomberg nicht etwa am Landsberger, sondern am Bernauer (Königs-) Thor, und zwar außerhalb desselben, gefallen ist, das unterliegt jetzt wohl keinem Zweifel mehr. Auch der gleichzeitige Zeune schreibt, daß die Kosaken nur an den Thoren stürmten; er sagt nicht, daß sie sie „erstürmten". —

für das Herzog Friedrichsche und das Möllendorfsche Regiment. Als das Davoustsche Corps 1806 in Berlin eingerückt war, mußte jenes Exercirhaus als Pferdestall dienen; zwei Jahre lang dauerte die verhaßte französische Nachbarschaft. Endlich ziehen die ungebetenen Gäste wieder ab, und kaum sind die Franzosen abmarschirt, da ruft Rosenstiel (so wird erzählt) Alles, was Hände hat, in der Porzellanfabrik zusammen und läßt von den Beamten, Malern, Arbeitern das alte Exercirhaus in einem Nachmittage abbrechen: es soll das erste und letzte Mal gewesen sein, daß Franzosen hier gehaust haben! — Der Director Rosenstiel (im Mai 1832 acht und siebenzig Jahre alt gestorben) war jeder Zoll ein alter Preuße: Franzosen in einem preußischen Exercirhause waren ihm ein Gräuel, und im Wege schleunigen Verfahrens, wie er es noch von dem prompten großen König her gewöhnt war, beseitigte der nichts weniger als bureaukratische Staatsrath (diesen Titel führten bekanntlich von 1810 bis 1818 die Räthe zweiter Klasse) auf der Stelle die Möglichkeit einer Wiederkehr französischer Stallung innerhalb seines Bereiches.

Und wie der Brennofen der Porzellanfabrik, so schaut eine Scheune auf dem Köpenicker Felde mit bärtigen Kosakengesichtern aus dem Sagenkreise jener Tage zu uns herüber. Dort in der Köpenicker Straße, auf der Spreeseite (in der Gegend der schier 30 Jahre nachher vom Maurermeister Schilling gebauten Schillingsbrücke) wohnte damals der königliche Salz- und Schifffahrts-Director Bensch. Auch der Salz-Director da hatte, eben so wie der Porzellan-Director, ein treues Gedächtniß für das im Kriegsdrangsal von dem großen König gesprochene Wort: „Ein Officiant müßte das patriotische Salz der Nation sein; widrigenfalls meritirten die Chefs, daß er ihnen bei nächster Occasion die Salzmetze an den Kopf schmisse.“ — Auch Bensch, während der schlimmen Franzosenzeit ein guter Preuße, hatte in seiner Scheune auf dem Köpenicker Felde einige Kosaken untergebracht. Sie campirten hier mit ihren Pferden inmitten hoch aufgestapelter Strohhaufen; ihr Retter schaffte im Dunkel der Nacht Speise und Trank hin. Er wußte, die französische Spionage schnüffelte in ganz Berlin herum; wußte, daß er als treuer Patriot an sich schon den Franzosen verdächtig erschien, und ging bei der Verproviantirung seiner geheimen russischen Besatzung mit äußerster

Vorsicht zu Werke. Nicht einmal seine Frau machte er zur Mitwisserin des gefährlichen Geheimnisses, um sie für den Fall einer Entdeckung nicht mit in's Unglück zu stürzen. Aber mochte er dabei auch noch so sehr auf seiner Hut sein: die französischen Spürhunde (leider nur zu oft deutsche Hundsfötter) schienen doch etwas zu wittern. Eines Morgens sieht Bensch plötzlich sein ganzes Gehöft von französischen Bajonetten umzäunt, Haus und Hof wird vom Keller bis zum Boden hinauf durchsucht. Zum Glück haben die Kosakenforscher keine Wissenschaft davon, daß der Verdächtige noch eine Scheune auf dem Köpenicker Felde besitzt. Bensch kommt mit dem Schreck davon, wird aber bald hinterher von seinen versteckten Scheunen-Insassen selbst in neue Furcht und Angst gesetzt. Denn als er eines Mittags aus der Stadt kommt, da reitet eben vom Schlesischen Thore her französische Cavallerie heran (wahrscheinlich die Garden zu Pferde, in deren Gefolge der Vicekönig von Italien aus seinem Hauptquartiere Köpenick am 22. Februar Mittags zum kurzen Besuch in Berlin eintraf). Bensch späht natürlich sogleich nach der bewußten Scheune hin. Dort — was erblicken seine Augen? Bärtige Kosakengesichter gucken hoch oben zum Scheunendache heraus, gucken gerade nach den vorüber reitenden Franzosen hin, furchtbare Schreckbilder für Bensch, ein Alarm für die Franzosen, wenn sie sie gewahr werden, die ihnen nur zu bekannten „Brigands". Doch die Garden des Vicekönigs schauen weniger nach dem unbewohnten Felde hin, als vielmehr nach den Häusern der damals nur auf einer Seite (der Spreeseite) bebauten Straße, wo Frauen und Mädchen zu allen Fenstern herausgucken, Dienstmägde und Kinder neugierig vor den Hausthüren stehen. So bleiben die gaffenden Kosaken, Dank den weiblichen Sehenswürdigkeiten, von den Franzosen unbemerkt, und als Bensch sich in die Scheune stiehlt, da geben sie dem „Väterchen" zu verstehen, daß sie, wahre Angstkinder für ihn, bei dem Pferdegetrappel gedacht, ihre Kameraden rückten in die Stadt. Nicht aus Neugier, sondern vor Freude sind sie über Hals und Kopf hinauf geklettert, um geschwind ein paar Dachziegel herauszuheben und sich ein Guckloch zu machen, das im Umsehen ihr Fangloch hätte werden können. Da Bensch wenig russisch und seine geheime russische Einquartierung noch weniger deutsch sprach, so war die Verständigung zwischen

den wechselseitigen Radebrechern nicht leicht. Einmal meinte er, die Kosaken wollten sich zu Tode hungern, bis er herausbrachte, sie hätten nur darum die in die Scheune geschmuggelten Speisen nicht angerührt, weil nach ihrer Berechnung ihre Fastenzeit da sei. Sie wollten also nur noch Eier, Butter, Käse und Milch genießen. Gefährlich war's, sie versteckt zu halten; noch gefährlicher, sie aus Berlin entschlüpfen zu lassen. Denn die Franzosen hatten die meisten Thore verrammelt, bivouakirten Tag und Nacht (unter den Linden die Brigade Sénécal und die Artillerie sechs Tage und sechs Nächte lang, ohne kochen zu dürfen). Sie ließen ohne Passeport vom Gouverneur keinen Menschen zur Stadt hinaus, lagerten auf den Dörfern um Berlin herum und hatten auch da scharf Acht. Gleichwohl brachte Bensch seine Schützlinge glücklich durch. Und trug er in diesem verstohlenen kleinen Befreiungskampfe auch nicht Narben davon, er hat doch, wie er hinterher oft gesagt, in jenen bangen Februar-Tagen die ersten grauen Haare bekommen.

Noch heute sprechen Eisen und Stein in Berlin von jenem 20. Februar. Da ist zuerst am Neuen Königs-Thore, innen dicht am Thorpfeiler, auf der Seite der St. Bartholomäus-Kirche, das eingemauerte Kreuz von weißem Stein mit der Inschrift: „Alexander, Freiherr von Blomberg, geboren zu Iggenhausen am 31. Januar 1788, fiel hier als erstes Opfer im deutschen Freiheitskampfe am 20. Februar 1813." — Tettenborn schrieb kurz über ihn an Stein: „Der arme Blomberg, mit dem ich unendlich zufrieden war, fiel gleich am Thore, er starb den Heldentod. Gott hab' ihn selig." — Das erste Denkzeichen errichtete dem Gefallenen ein Freund, der patriotische Professor Zeune, der Gründer und Director des damals am St. Georgen-Kirchhofe gelegenen königlichen Blinden-Instituts. Von Zeune selbst finden wir in der Spenerschen Zeitung vom 9. September 1813 ein „Kleeblatt edler gefallener Sänger" mit dem Motto aus Herders Volksliedern:

> Kein schönrer Tod ist auf der Welt,
> Als wer auf grüner Haide fällt!

Die drei gefallenen Sänger, deren Zeune in diesem „Kleeblatte" gedenkt, sind erstens Alexander von Blom-

berg, zweitens der Lehrer Kühnau, Offizier bei der Berliner Landwehr — „mit seinen Landwehrmännern theilte er Alles, ermunterte die Müden durch Zusprache oder Anstimmung eines frommen Liedes, als: Ein feste Burg ist unser Gott, trocknete den Schweiß eigenhändig von ihrer Stirn oder trug den Ermatteten selbst das Gewehr; er fiel am 27. August durch eine feindliche Kugel bei der Erstürmung des sächsischen Dorfes Läbnitz" — drittens Theodor Körner. Ueber Blomberg schreibt Zeune:

„Kaum war der Befreiungskampf eröffnet, kaum stürmten die Kosaken an den Thoren von Berlin, als ein hochherziger Jüngling, Alexander von Blomberg, im activen Dienste bei dem Corps des Generals von Tettenborn, in der Blüthe seines Lebens, am Königs-Thor von feindlichen Kugeln durchbohrt, vom Pferde sank. Sein Leben war eine heilige Flamme der Begeisterung, die im Gesange und durch Thaten hervorbrach. Sein Trauerspiel Konradin schildert die gräuelvolle französische Gewaltthätigkeit, die über alle neue Zeiten und über alle Länder Europens sich ergießend, damals in dem fernsten Winkel Italias den letzten Sprößling eines edlen deutschen Kaiserhauses erwürgte. Ein anderes Schauspiel Woldemar schildert einen edelmüthigen Grafen von Schwerin, der jenen bekannten dänischen Völkerunterdrücker und Länderstürmer bändigte. — Sein Grab ist in der Nähe meiner Anstalt, auf dem Georgen-Kirchhofe, wo ich dem theuren Freunde eine Eiche mit der einfachen Inschrift zum Denkmale bestimmte: „Alexander von Blomberg, erstes Opfer im deutschen Freiheitskampfe, am 20. Februar 1813."

Später diente eine der großen Pappeln auf dem alten St. Georgen-Kirchhofe (unweit des Alexanderplatzes) als Denksäule des Gefallenen. Zeune kam mit den blinden Spielleuten aus seiner nahen Anstalt, um sie unter dem Posaunenklang eines Chorals einzuweihen. Hoch oben an dem Stamm hing, von einem um den Baum gelegten eisernen Ring festgehalten, ein ehernes Grabschild mit der goldenen Inschrift des Namens und Todestages Alexanders von Blomberg. Die Blomberg-Pappel steht jetzt nicht mehr dort: der Schildträger ist von dem Platze, wo jetzt umfriedete Gartenanlagen grünen, verschwunden, das Grabschild soll auf dem Kirchenboden liegen. —

In derselben Stadtgegend tragen bis zur Stunde drei Bürgerhäuser, jedes eine Kugel als eisernes Andenken des Kosaken-Einfalles. Das eine Haus, in der Prenzlauerstraße Nr. 45, hat die Kugel im ersten Stock, nahe dem Thorwege, stecken; das andere, in der Alexanderstraße Nr. 66, die Kugel im dritten Stock, mit der Aussicht gerade in die Prenzlauerstraße hinein und über das Prenzlauer Thor hinweg auf den Windmühlenberg, von wo die russischen Geschütze Paß- und Kartätschen-Kugeln in die Stadt geworfen haben. Das dritte Haus, in der Königsstraße Nr. 31 an der Ecke der Neuen Friedrichsstraße (stadtbekannt als das früher Eulnersche), hat die Kugel ebenfalls hoch oben im dritten Stock. Von ihr wird erzählt: sie sei da von der Vorderwand des Hauses abgeprallt und dann mit erneueter Kraft durch ein eisernes Fenster-Gitter des Hauses schräg gegenüber gefahren, ohne einen Menschen zu beschädigen, obwohl gerade hier in der Königsstraße Haufen von Neugierigen gestanden. Jede dieser drei Kugeln hat neben oder unter sich einen steinernen Denkzettel mit der Inschrift: „Den 20. Februar 1813."

Außerdem stehen noch zwei Kosakenhäuser in Berlin. So heißen sie noch heut im Munde des Volkes: das eine in der Weberstraße Nr. 34, das andere in der Pallisadenstraße Nr. 2. Die Pallisadenstraße läuft dort, wo vor dem Hinausrücken des Landsberger Thores die Pallisaden gestanden haben, hinter der Weber- und Frankfurterstraße vom Landsberger bis zum Frankfurter Thore hin; die beiden, nahe dem Büschingsplatz stehenden Häuser haben also einen Durchgang nach beiden Straßen zu. Der damalige Eigenthümer des Grundstückes, ein Berliner Ackerbürger, soll hier einen versprengten Kosaken, der den Franzosen an dem mittlerweile verrammelten Thore gerade in die Hände reiten wollte, ins Haus geborgen haben. Er stellt das Roß des Reiters zu seinen Ackerpferden in den Stall, verbirgt dessen Sattel, Zeug, Waffen und Montur unter einem Düngerhaufen, verkleidet ihn als Knecht und wird so der Retter des verlorenen, von den Franzosen gesuchten Sohnes der Steppen, der natürlich nicht ermangelt haben wird, den wackern Berliner Ackerbürger zum Dank als „Väterchen" zu adoptiren, auch bei der geliebten Flasche tüchtig abzuherzen. Nach einer andern, minder wahrscheinlichen Sage hätten sich am 20. Februar mehrere Kosaken in dem Doppelhause fest-

gesetzt, sich da durch Pallisaden verschanzt und sich in dieser kleinen Veste so lange gehalten, bis andere Kosaken die belagernden Franzosen vertrieben.

Als Denkzeichen steht nun hüben in der Pallisaden- und drüben in der Weberstraße oberhalb jeder Hausthür ein Kosak hoch zu Roß, die lange Lanze im Arm, die gerade in die Höhe steigende Pelzmütze, den Kalpak auf dem Kopfe. Es ist der jetzige Eigenthümer, der Rittergutsbesitzer Schubka, der im Jahre 1852 beim Ankaufe dieser historischen Häuser die beiden Denkbilder, Basreliefs in gebranntem Thone, hat setzen lassen.

Auch eine merkwürdige Lufterscheinung wird noch von jenem 20. Februar berichtet: ein Gewitter mit Hagel und Regenbogen. Ein damaliges Berliner Blatt meldet diese um solche Jahreszeit seltene Naturbegebenheit mit den verblümt anspielenden Worten: „Verwichenen Sonnabend Nachmittags hatten wir hier ein kurzes Gewitter mit einem kleinen Hagelschauer, wonach sich der Himmel aufgeklärt hat und uns, als Vorboten langen schönen Wetters, einen Regenbogen zeigte."

Aber wie viele Kriegsgewitter — eines in nächster Nähe der Hauptstadt: bei Groß-Beeren — mußten erst noch ihren Schlachtenblitz, Pulverdonner und Kugelhagel entladen, ehe der lichte Regenbogen am Saume der dunklen Wolke verkündete: Friede auf Erden!

10.

Der König und sein Volk 1813.

Als die frohe Botschaft nach Breslau kam, die Franzosen wären aus Berlin abmarschirt, um sich über die Elbe zurückzuziehen, da schrieb der König eigenhändig die folgenden, seine damalige Gemüthsstimmung aussprechenden Zeilen:

„Gottlob, daß sie weg sind, Gott verhüte ihre Wiederkunft. Amen! — Das Gefühl der Berliner am 4. März begreife ich vollkommen; möchten sich an dies frohe Ereigniß doch eine Menge darauf folgender anreihen. Allein die Sache ist nicht leicht, keineswegs leicht, und es wird noch manchen harten Kampf kosten, ja es wird und muß gekämpft werden, wie noch nie gekämpft wurde, wenn ein günstig Resultat für uns und unsere Befreundeten erkämpft werden soll; allein unsre Nachbarn nahe und fern müssen mit uns den großen Kampf kämpfen — ob sie es thun werden!"

„Ob sie es thun werden!" — Bei diesem Ausrufe dachte Friedrich Wilhelm III. wohl an Oestreich und dann an die Rheinbundes-Fürsten, Napoleons Vasallen. Zeigte sich doch bis jetzt nur Mecklenburg, das Vaterland der Königin Luise, bereit, sich vom Rheinbunde loszusagen und dem Anstoße Preußens zu folgen. Erst fünf Monate nachher, nachdem Preußen schon bei Möckern, Groß-Görschen und Bautzen geblutet hat, erst am Abend des 10. August 1813 leuchten von Prag her über die Ebenen und Hügel Böhmens, über das Riesengebirge nach Schlesien hinein die Feuer, die flammenden Vorboten des zwei Tage darauf erklärten Krieges Oestreichs gegen Napoleon. —

Aus Königsberg in Preußen war gegen die Mitte Februar der Major Ludwig Graf zu Dohna nach Breslau gereist,

um als Abgesandter der in Königsberg versammelten Landstände von Ostpreußen, Westpreußen und Littauen dem König das nachstehende Schreiben zu überreichen:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr! Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland! Das sind die Tugenden, welche jeder Preuße von zarter Kindheit an sich zugeeignet, stets in der treuen Brust nährt und nie, auch nicht in den schwersten Drangsalen verläugnet. — Mit diesen heiligen Gesinnungen versammelten wir uns im Auftrage der Provinzen Ostpreußen, Westpreußen am rechten Weichselufer und Littauen in gesetzlicher Form, um zu berathen, welches Opfer wir Ew. Königlichen Majestät und dem theuern Vaterlande bringen könnten, um in der jetzigen Lage der Dinge unsere Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland nicht in Worten zu zeigen, sondern in Thaten übergehen zu lassen. — Wir wandten uns an Ew. Königlichen Majestät höchsten Stellvertreter im Militär, den hochverehrten Generallieutenant von York, den treuesten Diener Ew. Majestät, den wärmsten Vertheidiger des Vaterlandes. Gern und willig schlug er uns die Mittel vor, dem Vaterlande zu nützen, und unter diesen die Einrichtung einer Landwehr zur Vermehrung der Streitkräfte und Vertheidigung des Landes. — Wir können uns mit edlem Stolz rühmen, daß heiliger Eifer für die gute Sache, treue Ergebenheit gegen Ew. Majestät erhabene Person und reiner patriotischer Sinn fürs Vaterland uns beseelen, und so übernahmen wir nicht bloß, was wir nur mit der größten Anstrengung zu leisten für möglich hielten, sondern vereinigten uns auch mit dem hochverehrten Generallieutenant von York in Hinsicht des uns vorgelegten Entwurfes zur Organisation einer Landwehr. Seinen Händen haben wir diesen Entwurf anvertraut, daß er durch ihn Ew. Königlichen Majestät hoher Bestimmung übergeben werde. Nur was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir; nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbstständigkeit unseres theuren Vaterlandes kämpfend siegen oder sterben. — Immer war unser erhabener Regent Vater des Landes. Er wird es ferner sein und mit gnädigem Wohlwollen die Opfer betrachten, welche treue Preußen mit heiligem Sinn darbringen. — In diesem Sinn und in tiefster Ehrfurcht ersterben

wir Ew. Königlichen Majestät unterthänigste die versammelten Stände von Ostpreußen, Westpreußen am rechten Weichselufer und Littauen. Königsberg, den 9. Februar 1813."

Mit diesen Worten, welche sie zu Thaten machten, brachten damals die Landstände in Preußen dem „Vater des Landes" die freiwilligen Opfer ihrer Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland dar. In dem Wortlaute dieser Adresse klingt der Grundton des reinen patriotischen Sinnes jener großen Zeit. Ebenso in dem Schreiben, womit York in Königsberg diese preußische Landtags-Adresse begleitet hat: „Ew. Königlichen Majestät lege ich alleruntertänigst den Entwurf zur Bildung einer Landwehr in Preußen zu Füßen. Es giebt Momente im Dasein der Staaten wie der Menschen, wo nur die Anwendung außerordentlicher Mittel die Erhaltung sichert. Ein solcher Moment ist für Ew. Königlichen Majestät Staat der gegenwärtige, ein solches Mittel ist die Landwehr und der Landsturm. Der reinste Patriotismus, die treueste Anhänglichkeit an Ew. Königl. Majestät, der bewußte Glaube, daß mit des Vaterlandes Selbstständigkeit nur das Glück auf dem Throne und in der niedrigsten Hütte bestehen kann, hat Ew. Königlichen Majestät Provinzen diesseit der Weichsel, allen übrigen zum Vorbilde, vermocht auszusprechen, was Liebe und Treue willig zu leisten geneigt sind. In Aller Herzen glüht dies edle, einer durch Großthaten berühmten und sich achtenden Nation innewohnende Feuer, und in dem Herzen der Männer, welche thätig hier wirken, daneben Reinheit der Absicht und des Willens. Ohne Besorgniß Ew. Königlichen Majestät Mißfallens habe ich daher, als Dero Stellvertreter in hiesigen Provinzen, unter den vorwaltenden Umständen und bei Ew. Königlichen Majestät Entfernung von diesen Gegenden die Erzeugnisse der Liebe und Treue gegen Allerhöchstdieselben aufgenommen und lege das Resultat davon hiermit Ew. Königlichen Majestät ehrerbietigst zu Füßen. Ich habe um so mehr geglaubt, an die Spitze aller Verhandlungen treten zu müssen, um jeden fremden Einfluß, sei es auch ein befreundeter, der Würde Ew. Königlichen Majestät und eines unabhängigen Staates nicht angemessen, zu entfernen. Der ehemalige Minister von Stein, ein Mann, der Sache Preußens und Deutschlands warm ergeben, erschien hier und berief durch den Landhofmeister von Auerswald, mit Vollmacht

Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, eine landständische Versammlung zusammen, deren Berathungen die zweckmäßigste Landesvertheidigung zum Gegenstande haben sollten. Die Treue jedes Unterthans an Ew. Königlichen Majestät Person und Allerhöchstihrer erhabenen Dynastie hatte alle Gemüther entflammt, und zu jedem Opfer bereit, würde sich der Patriotismus an die, wenngleich durch die Aeußerungen des erhabenen Monarchen Rußlands als befreundet anerkannte, dennoch fremde Autorität angeschlossen haben. Da fühlte ich mit Männern von Einsicht und Vaterlandsliebe gleichartig das Bedürfniß, im Namen Ew. Königlichen Majestät diese erhabene Willensäußerung der Menge aufzunehmen und zu leiten, und trat als treuester Unterthan meines innigst verehrten Königs an die Spitze der landständischen Versammlung, welche nur ihrem Monarchen und sich selbst, mit Beistand seines kaiserlichen Freundes, zu verdanken wünschte, was das höchste aller öffentlichen Güter ist: äußere Sicherheit. Ew. Königliche Majestät werden hierin den edlen Stolz Ihrer Nation erkennen. Der Monarch Rußlands achtet ihn, da der Sinn für's Edle und Große ihn belebt. Was daher zu gleichem Zwecke unter fremdem Einflusse geschehen wäre, geschah nun in dem Vertrauen Ew. Königlichen Majestät Billigung und in dem zur eigenen Kraft. Die landständische Versammlung, aus allen Ständen gebildet, da das Interesse Aller zusammenfloß, constituirte sich, und meinerseits geschahen im Namen Ew. Königlichen Majestät die Vorschläge. Eine General-Commission, der Verfassung angemessen, wurde gewählt, als Präsident derselben der würdige ehemalige Minister Graf Dohna, und sie war das Organ, durch welches die Versammlung mit mir und ich mit selbiger im Namen Ew. Königlichen Majestät verhandelten. Auch nicht Ein Widerspruch, sobald von darzubringenden Opfern die Rede war, hat diesen schönen Verein Ew. Königl. Majestät getreuer Unterthanen getrübt, so schwer auch der Druck der Ereignisse der letzten Zeit von diesen Provinzen empfunden wird. Mit gerührtem Herzen sage ich es Ew. Königlichen Majestät, mit gerührtem Herzen werden es Ew. Königliche Majestät erfahren: Unerschütterlich ist die Liebe und Treue der Preußen zu ihrem hochverehrten Monarchen." ... Nachdem York nun auf einige Punkte des übersandten Entwurfs näher eingegangen ist, schreibt der General weiter an

den König: „Um der Landwehr die Kraft, Pünktlichkeit und Schnelligkeit in der Organisation und der nachherigen Verwaltung zu geben, habe ich die Sache rein militärisch gefaßt und glaube hierin Ew. Königlichen Majestät Willen zu entsprechen. — Bei der allgemeinen Ueberzeugung, daß jeder Zeitverlust gefährlich und jede Anstrengung der Nation, wenn sie gleich durch künftige Ereignisse auch entbehrlich werden sollte, imponirend und ihrer Würde angemessen ist, wird sich die Landwehr in soweit vorbereiten, daß das Loosen, die Bekleidung und Bildung vor sich geht, die Zusammenberufung aber von Ew. Königlichen Majestät weiteren Befehlen abhängen wird. Geruhen Ew. Königliche Majestät mit Gnade und gerechter Würdigung Schritte zu beurtheilen, welche Liebe und Treue dringend geboten. In den großen Plänen der Vorsehung kann die Vernichtung der Monarchie Ew. Königlichen Majestät nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nothwendig. Allein in seiner Unabhängigkeit und Größe muß er dastehen, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen soll. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo er sie durch Anstrengung aller Kräfte wieder erwerben kann, diese Unabhängigkeit; nur darf der geflügelte, günstige Moment nicht unbenutzt verstreichen. Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht Eurer Königlichen Majestät alleruntertänigster und treuester Unterthan von York. Königsberg, den 12. Februar 1813."

So haben sie damals gedacht, gesprochen, geschrieben und gethan, die Getreuen des Königs und die Vertreter des Landes. Und der die Adresse der landständischen Versammlung dem Könige überbringt, der Major Ludwig Graf zu Dohna, es ist der jüngere Bruder jenes Grafen Friedrich Ferdinand Alexander zu Dohna-Schlobitten, der auf jenem Landtage in Königsberg, nachdem er die Noth der schweren Zeit geschildert, großherzig ausruft: „Aber Gott ist mit uns! Der König ist mit seinen Preußen eins, und Gott und dem Könige treu, darf uns nichts zurückhalten, was York von uns in des Letzteren Namen fordern wird, mit freudigem Muthe zum Opfer zu bringen!" — Und Alle in der Versammlung stimmen ihm einmüthig bei.

Der Ueberbringer der Adresse kämpft bald darauf selbst an der Spitzt der ostpreußischen Landwehr bei der Belagerung von Danzig, er wird für seine Tapferkeit zum Commandanten

der eingenommenen Festung und Stadt ernannt, holt sich als treuer Waffenbruder beim Besuch kranker Landwehrmänner das Lazarethfieber und stirbt am 19. Januar 1814. Bei seinem Tode schrieb der damals in Berlin von Niebuhr herausgegebene „Preußische Correspondent“ über Dohna: „Wie viel er bei der Versammlung der preußischen Stände wirkte, ist Vielen bekannt und erhellt schon daraus, daß man ihm übertrug, nach Breslau zu reisen und die Bitte der Stände um Genehmigung der Landwehr des Königs Majestät vorzutragen. Die Idee der Landwehr hatte er in dem höchsten religiösen und patriotischen Sinne aufgefaßt; dies bestimmte auch wie von selbst seine Stelle in derselben, und er hat seine höchste Idee in dem letzten Jahre seines Lebens in der herrlichsten Wirksamkeit dargestellt; ja man kann ihn als einen vollendeten Repräsentanten derselben ansehen. Hier entwickelte er sich als ächt christlicher Kriegsmann, voll Glauben und Milde, Stärke und Heldenmuth. Er theilte mit seiner Division alle Beschwerden und Gefahren in den Laufgräben vor Danzig; mehrere seiner Briefe bezeugen, welch ein schönes Gefühl er hatte von seinem Einfluß auf seine Landwehrmänner, wie glücklich er sich in dem Leben mit ihnen fühlte. Wie herzlich und väterlich seine Sorge für sie war, wie innig ihre Verehrung, darüber ist nur eine Stimme. Bei den für die Uebergabe von Danzig entscheidenden Gefechten am 10. und 11. befehligte der Graf die preußischen und russischen Truppen, die daran Theil hatten. Allgemein bewundert wurde seine Geistesgegenwart in der dringendsten Gefahr, die Richtigkeit seines Blicks, die Kräftigkeit seines Befehls, die zauberische Liebenswürdigkeit seiner Zusprache. Bei dem Einzuge in Danzig blieb er an der Spitze seiner Landwehr und erntete vorzüglich die Freudenbezeugungen der gutgesinnten Einwohner. Aber auch den ehrenvollen und ausgezeichneten Posten eines Commandanten von Danzig war er nur gesonnen so lange zu behalten, als auch seine Landwehr dort bliebe; mit ihr wollte er wieder weiter ziehen. Auch fühlte die Landwehr sich wie verwaist, alle seine Kriegsgefährten sind tief getroffen von seinem Verlust. Mehrere alte russische Offiziere baten dringend, daß man ihnen noch die Leiche zeigen möchte, und haben unter heißen Thränen dabei gebetet. — Ueberall auf dem Wege von Danzig nach Schlobitten ward die Leiche

von den Behörden empfangen und begleitet. So gestaltete sich die Trauer um seinen Verlust wie eine Landestrauer." —

In Breslau fährt der König fort, eine Maßregel nach der andern zu treffen, um sich und sein Volk zu dem entscheidenden Kampfe zu rüsten. Seine Anordnungen folgen einander in kurzen Pausen. Jede ist ein Schritt näher zu dem großen Ziele der Befreiung des Vaterlandes, welches dem Volke durch die immer noch schwebende Wolke äußerer Ungewißheit hell und heller entgegen leuchtet. Jede einzelne Verkündung läßt eine neue ahnen; in jedem bekannt werdenden Ereigniß liegt gleichsam ein künftiges eingehüllt. An den Aufruf vom 3. Februar zur freiwilligen Bewaffnung reiht sich am 9. Februar die Verordnung der allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienste; am 10. Februar die Erklärung, daß die gesetzliche Bestimmung über das Dienstalter nur die Verbindlichkeit abmessen, keineswegs aber diejenigen ausschließen solle, welche, älter als 24 Jahre, ihr innerer Beruf zu den Waffen führe; am 15. Februar die Aufforderung durch den vom König dazu bevollmächtigten Prinzen August von Preußen, den Chef der gesammten Artillerie, daß die gewesenen Artillerie-Offiziere sich melden sollen, um bei den zu bildenden Artillerie-Krümper-Compagnieen Dienste zu leisten; am 18. Februar die Cabinets-Ordre, durch welche der König den Majoren von Lützow, von Sarnowitz und von Petersdorf die Erlaubniß ertheilt, ein Freicorps zu errichten; am 19. Februar noch nähere Bestimmungen über die Verhältnisse der freiwilligen Jäger-Detachements, daß der König von allen Militär- und Civil-Behörden erwarte, sie werden allen jungen Männern, welche dem hohen Berufe, sich der Vertheidigung des Vaterlandes zu widmen, folgen wollen, ihren Eintritt in diese Detachements mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln erleichtern; ferner, daß alle Militär-Befehlshaber anzeigen sollen: ob sie, wenn sich junge Männer zu diesem Dienste bei ihnen gemeldet haben, Einen oder den Andern aus irgend einem Grunde, und zwar aus welchem, zurückgewiesen haben. Darauf am 22. Februar die von dem König und dem Staatskanzler unterzeichnete „Verordnung wegen Tragung der National-Cocarde."

Auch damit sprach der König seinem Volke aus der Seele: sogleich nach dem Aufrufe zur freiwilligen Bewaffnung waren

schwarzweiße Bänder und Schleifen an den Mützen und Hüten als vaterländisches Wahrzeichen der Patrioten sichtbar geworden. Nun verordnete der König „in Erwägung, daß die herzerhebende allgemeine Aeußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen derselben für alle Staatsbürger fordert: daß 1) auch außer dem Kriegsdienste von allen Männern, die das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben, die preußische Nationalcocarde von bekannter Form, schwarz und weiß, am Hut getragen werden soll, wenn diese Ehre von ihnen nicht verwirkt ist; 2) die Cocarde wird getragen von Allen, welche in Unserm Staate geboren sind, oder die Rechte Unserer Unterthanen durch Ansiedelung oder Eintritt in Unsern Dienst erlangt haben; 3) das Recht, die Cocarde zu tragen, wird verwirkt: durch Feigheit vor dem Feinde, Ausweichen des Kriegsdienstes, Festungs- oder Zuchthaus-Arrest mit Strafarbeit verbunden. Das stets anwesende Sinnbild von dem Panier des Vaterlandes muß jeden, der es in der Cocarde trägt, mit der Erinnerung an seine heiligsten Pflichten doppelt erfüllen."

„Es ist nicht mit Worten zu beschreiben (sagt K. F. Klöden, als Director der Gewerbeschule in Berlin gestorben), welch' eine erhebende Wirkung dies symbolische Zeichen auf den Geist der Nation äußerte, die sich dadurch den Franzosen gegenüber erst als Nation fühlen lernte. Darum machte auch, außer dem späteren Landsturm-Edict, keines einen tieferen Eindruck auf die Franzosen, als dieses!" — Ebenso schreibt Niebuhr in einem seiner gleichzeitigen Briefe: „Als die Cocarde hier (in Berlin) aufgesteckt ward, erwarteten die Franzosen ganz bestimmt eine Insurrection. Es giebt das Maß ihrer Furcht, daß sie es nie wagten, irgend Jemand zu arretiren; denn der Verkehr mit den russischen Truppen war ununterbrochen, und es wußten so viele darum, daß die Franzosen gewiß genaue Nachrichten darüber hatten. Ich hatte auf jeden Fall geladene Pistolen und Gewehre im Zimmer. Solche Zeiten erziehen vortrefflich." Die offen, unter den Augen der Franzosen aufgesteckte zweifarbige Cocarde war das Symbol der Loyalität gegen die revolutionäre Tricolore. Als sie 24 Jahre vorher in Paris die dreifarbige Cocarde aufgesteckt hatten, da meinte Lafayette: diese Tricolore werde die Reise durch die Welt machen. Ahnten die Franzosen in Berlin,

erschreckt von dem Aufpflanzen des zweifarbigen preußischen Feldzeichens, daß dieses die Reise nach Paris machen werde? Wäre der Geist jener großen Tage, von denen Niebuhr schreibt: „Solche Zeiten erziehen vortrefflich!" noch in dem nachkommenden Geschlechte urmächtig: kein Preuße würde um eine andere Farbe der Welt das Schwarz und Weiß, dieses Symbol der größten Erinnerungen des Vaterlandes, verläugnen!

Nach der Verordnung zum Aufstecken der Cocarde, und nachdem am 28. Februar zu Kalisch das Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen Preußen und Rußland abgeschlossen ist, erscheint am 10. März 1813, am Geburtstage der Königin Luise, die von dem König allein unterzeichnete „Urkunde über Stiftung des Eisernen Kreuzes". „Diese Stiftung (schreibt Hippel), aus dem Geiste und dem Herzen des Königs allein, ohne irgend eine vorhergehende Berathung ausgegangen, bekundete, welcher Erhebung des Gefühls er, der als aller Poesie abhold — irriger Weise — Bezeichnete, fähig war. Die in der Stiftung liegende Fülle von deutungsreichen Gedanken ist vielleicht bisher nicht genug gewürdigt, und die sinnige Verbindung der Erinnerung an die eiserne Zeit der Gegenwart, an das ganz gleiche Ordenszeichen der im Kampfe gegen Unchristen und Undeutsche unermüdlichen deutschen Ritter und an den Geburtstag der unser Beginnen aus Sternenhöhen herab segnenden Königin ist, über der freudigen Begierde nach diesem höchsten Ehrenzeichen des ritterlichen Geistes, nicht genug in ihrer ganzen Tiefe erkannt worden."

Dem Dichterherzen Schenkendorfs entquoll eines seiner tiefsten Lieder: „Das Eiserne Kreuz". Von den alten deutschen Rittern von Marienburg in seinem Preußenlande singt er darin, aus deren Gruft der König das alte Ordenszeichen neu heraufgebracht:

Wieder schmückt es unsre Fahnen,
Wieder deckt es unsre Brust,
Und im Himmel noch die Ahnen
Schauen es mit Heldenlust.

War das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herzen füllt.

Denn nur Eisen kann uns retten,
Und erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Uebermuth.

Heil'ges Kreuz, ihr dunkle Farben,
Seid in jede Brust geprägt,
Männern, die im Glauben starben,
Werdet ihr aufs Herz gelegt.

Um die kühnen Heldengeister
Schlingt sich dieses Ordensband.
Und der König ist sein Meister,
Der das alte Zeichen fand.

Die vom König in Breslau den 10. März gegebene Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes hebt an: „In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte. Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem, im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen."

Heinrich Luden, der freisinnige deutsche Geschichtschreiber, hat 1813 dieses Ordenszeichen des „heiligen Krieges" in nachstehenden Worten gedeutet: „Zuerst der Stoff. Das Eisen weist hin auf die schreckliche Ruthe, unter welcher man gestanden hatte; aber es weiset auch hin auf das Mittel, welches Gott den Menschen gegeben hat, sich vor Knechtschaft zu schützen und Tyrannen zu bewältigen. Sieht man auf die Form, so erinnert das Kreuz an den Jammer, den man erduldet, aber auch an die Heiligkeit der Sache, für welche man das Schwert ergriffen hat. Die Vorderseite ist ohne Inschrift, ohne irgend ein Zeichen; das Eiserne Kreuz spricht für sich selbst. Auf der Kehrseite aber wird zuerst die Sache des gemeinen Wesens durch die Krone an den Thron

geknüpft; dann tritt in dem Namenszuge F. W. die Person des Königs hervor, der im hohen Sinn kein Bedenken trug, Thron und Krone um die Ehre des gemeinen Wesens und für das Glück seiner Unterthanen zu wagen. Durch den Eichenzweig wird hingedeutet auf deutsche Art, deutschen Sinn, deutsche Festigkeit, damit die Preußen ihrer Abstammung, ihrer Bildung und des Umstandes eingedenk sein sollen, daß ihre deutschen Brüder, in gleichem Elend schmachtend, gewiß gleichen Sinn wie sie bewahrten und ihrer Hülfe harrend zu ihnen zu stehen bereit seien. Endlich rückt die Zahl 1813 die heilige Zeit vor die Seele, wo große Entschlüsse zu großen Thaten geführt haben. Was aber die Einfassung des Eisens mit Silber betrifft, so scheint sie eine Bedeutung zu haben, die sich von selbst ausspricht. Das zarteste, reinste, keuscheste Metall schließt das kräftigste, männlichste, stärkste ein. Nur in der Einheit des Starken und Zarten, des Reinsten und Kräftigsten ist der Sinn des Lebens erreicht. Deutsche Jünglinge, (fährt Luden fort) wenn ihr irgend fühlt, was wir anzudeuten versucht haben, so werdet ihr dem preußischen Manne, der euch begegnet, die Brust geziert mit dem Eisernen Kreuze, fromm ausweichen, den Hut abnehmen und ihn still vorüber gehen lassen. Erscheint er, wo ihr sitzt, so werdet ihr aufstehen und ihm den ersten Platz geben. Rang und Stand machen keinen Unterschied. Dieser preußische Mann hat die schönsten Pflichten des Menschen für Fürst und Vaterland rühmlich erfüllt, er hat sein Volk vom Joch arger Knechtschaft mit befreit; sein Geist hat sich zu dem Höchsten erhoben, welches ihr Alle zu erstreben habt. Also werdet ihr euch ehren, indem ihr ihn ehrt, und zu eurer Schande nur könnt ihr ihm eine Ehre versagen, die er verdient, deren er aber nicht bedarf! — Wir wissen aus guter Quelle, daß die Idee des Eisernen Kreuzes von dem Könige von Preußen unmittelbar herrührt. Das beweist von Neuem für das zarte Gefühl und den tiefen Sinn dieses erhabenen Fürsten. Und es wird jeden wohlgesinnten Deutschen erfreuen, wenn auch seine Ehrfurcht und seine Liebe nicht mehr wachsen kann für Friedrich Wilhelm den Erprobten!"

Heinrich Luden, der das 1813 über die Bedeutung des Eisernen Kreuzes und dessen Stifter schreibt, hat schon 1808, als ihrer Viele sich noch vor den Franzosen krümmten,

den Freimuth gehabt, in seinen „Ansichten des Rheinbundes" das erste unerschrockene, körnige Manneswort über jenen von Napoleon gestifteten und „protegirten" Bund drucken zu lassen. Der damalige Göttinger Censor Schlözer verweigerte die Erlaubniß dazu, diese muthmaßlich dem „Protector" nicht gefallenden „Ansichten des Rheinbundes" durch die Presse ans Licht der Oeffentlichkeit zu stellen. Da gab Luden, als censurfreier Jenaer Professor, sie auf seine eigene Verantwortung heraus.

Auch Friedrich Rückert hat in jenen Tagen als Freimund Raimar das Eiserne Kreuz in einem seiner „Geharnischten Sonette" gefeiert:

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen;
  Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
  Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
  Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh', sie zu beweisen,
  Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
  Es heim zu tragen mit zerhaunem Rande,
  Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr goldnen, silbren Ordenszeichen alle,
  Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
  Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle;

Nur ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
  Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
  Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Flitter.

Auf die Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes folgt den Tag nachher, den 11. März, der Parole-Befehl in Breslau, worin der König der Armee bekannt macht, daß der General-Lieutenant von York wegen seiner mit Diebitsch abgeschlossenen Convention gerechtfertigt und in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei sei, mit dem Beifügen: „Daß Ich den General-Lieutenant von York solchemnach nicht nur in dem Commando des ihm untergebenen Armee-Corps bestätiget, sondern ihm auch zum Beweise Meiner Zufriedenheit und Meines ungetheilten Vertrauens auch noch den Oberbefehl über die Truppen des Generalmajors von Bülow übertragen habe." Am 15. März, am Tage der Ankunft des Kaisers Alexander in Breslau, befiehlt der König die Auflösung der von ihm bei seiner Abreise nach Breslau angeordneten Ober-Regierungs-Commission in Berlin und die Einsetzung von vier

Militär- und Civil-Gouvernements für die preußischen Lande von der Elbe bis zur russischen Grenze. Am 16. März ergeht die Note des Staatskanzlers an den französischen Gesandten, den Grafen von Saint-Marsan, daß der König sich mit dem Kaiser von Rußland verbündet habe, und am 17. März ruft der König sein Volk auf.

Ehe der bisherige Gesandte Napoleons sich verabschiedete, bat er (wie Hippel erzählt) den Staatskanzler mit aufrichtigen Worten: „Er möge doch die großen Hülfsmittel Frankreichs und die Kriegsfertigkeit Napoleons bedenken und nicht die Existenz des trefflichen Königs und des Landes, die er lieb gewonnen, muthwillig auf's Spiel setzen. Denn all die Knaben und Jünglinge, die er in Breslau heranströmen sehe, würden Preußen vor der Uebermacht seines Kaisers nicht retten.“ —

Des Königs „Aufruf an mein Volk“, wie er entstanden ist: der Herold der königlichen Gedanken selbst, Theodor Gottlieb von Hippel, berichtet darüber als klassischer Zeuge in seinen 1841 herausgegebenen „Beiträgen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III.“ Er habe (schreibt Hippel darin) „fünfundzwanzig Jahre angestanden, sich über den Concipienten — nicht Verfasser — des Aufrufes und dessen nächste Vorgänge zu erklären, bis im Jahre 1838 eine unrichtige Namensbezeichnung veröffentlicht und später berichtigt wurde. Die Ehre der That (fährt Hippel fort) gebührt keinem andern, als dem verklärten Erhabenen, der den Gedanken der Volkserhebung faßte und hegte, den Aufruf befahl, genehmigte, vollzog. Das Verdienst des Schreibers bestand unter einem Könige, wie der unsrige, in einer Zeit wie jene, nur darin, in Buchstaben auszudrücken, was der König wollte und Hunderttausende dachten und fühlten. — Fast täglich fanden Abends zwischen sieben und neun Uhr beim Staatskanzler zwischen ihm, Scharnhorst, Gneisenau, von Thile I. u. s. w. Berathungen statt, denen Herr von Jordan und der Herausgeber (Hippel) beiwohnten, und deren Resultate, wenn sie dazu angethan, andern Tages dem Könige vorgelegt wurden. Als man in der Mitte des März eines Abends über das von Ancillon sehr gründlich ausgearbeitete Manifest sich in großer Verlegenheit befand, weil es mehr ein Muster vortrefflicher Kanzelberedtsamkeit, als des Geschäftsstyls

darstellte, und dem würdigen und berühmten Verfasser sein Manuscript nicht füglich zurückgegeben und eben so wenig durch ein anderes schleunigst ersetzt werden konnte, warf einer von den Anwesenden (Hippel) die Bemerkung hin: daß Preußen, nach allen der Welt bekannten Vorgängen, sich in so augenscheinlichem Rechte befinde, daß eine einfache öffentliche Anrede an das Volk genügen werde. Diese Aeußerung ward günstig aufgenommen und besonders von Gneisenau, dem endlich Alle beitraten, gebilligt. Der König genehmigte den Vorschlag, wie den einen Tag später vom Herausgeber entworfenen Aufruf."

Der König selbst schrieb, wie Dr. Th. Bach, der Biograph Hippels, aus dessen Papieren bekundet, mit eigener kräftiger Hand darüber: „An mein Volk." Und mit eigener Hand merzte er den Gedanken aus, daß Napoleon durch ihn hätte überzeugt werden sollen, „Preußen seine Unabhängigkeit wiederzugeben; er ließ nur die Worte stehen: „Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen!" Ferner in dem Satze des Entwurfes: „Erinnert euch an die Vorzeit des großen Kurfürsten und des großen Friedrich", nahm der König (schreibt Bach) mit eigener Hand durch Hinzufügung des kleinen Wörtchens „an" die schöne Aenderung vor, durch welche die ganze Vorzeit der Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern dem harrenden Volke in Erinnerung gebracht wurde. Einiges hatte schon Hardenberg eigenhändig abgeändert und hinzugesetzt. So lautete es, nach des Königs Sanction:

„An mein Volk.

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt; der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward ge-

hemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. *) Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge, mehr noch wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Littauer! Ihr wißt, was Ihr seit 7 Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenkt der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer!

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. **) Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir

*) Diese Worte: „Die Freiheit des Handels u. s. w." bis zum Punkt sind eigenhändiger Zusatz Hardenbergs.

**) Auch diesen Satz: „Ihr werdet u. s. w." bis „fremd sind" hat der Staatskanzler eigenhändig hinzugefügt.

sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. *) Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm."

Zugleich mit des Königs „Aufruf an mein Volk" erschien am 17. März der Aufruf „An mein Kriegsheer", so wie die „Verordnung über die Organisation der Landwehr." Des Königs Aufruf an seine Armee lautete:

„Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Der Augenblick dazu ist gekommen! Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht, wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sei der Höchste oder der Geringste im Heer — verschwinde in dem Ganzen. Wer für das

*) In Hippels Entwurf stand nur: „Der letzte entscheidende Kampf;" Hardenberg schrieb hinzu: „für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand." — Die Reinschrift, welche dem Könige zur Sanction vorgelegt wurde, war von der Hand des Hofraths Barbe.

Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren; seid ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk.

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an unserer Seite ein zu unserer und zu Deutschlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — Denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit!

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei unsere Losung!"

Am 16. März hatten der König und der Kaiser Alexander in Breslau die preußische Garde zu Fuß besichtigt; am 17. kam die Reihe an die Garde zu Pferde. Sie bildete ein Quarré, die beiden Monarchen ritten mit ihrem Gefolge um dasselbe, dann löſten sich die vier Seiten des Quarrés in einen großen Kreis auf, und mitten inne wurde der Aufruf: „An mein Kriegsheer" den Truppen verkündet. Sobald dies geschehen war, löste sich der große Kreis in vier kleinere auf: die beiden ersten wurden von der Garde du Corps gebildet, und die beiden Monarchen hielten in einem derselben. Den dritten Kreis bildeten die Husaren und die Artillerie zu Pferde, den vierten die Dragoner und die übrige leichte Cavallerie. In jedem dieser vier kleineren Kreise sprach ein Prediger zu den Kriegern, er weihte das Wort des Königs durch das Wort Gottes. —

In der gleichzeitigen Verordnung, worin der König befahl, daß eine allgemeine Landwehr auf's Schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde, sprach er: „Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden

Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Heerd Alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blut erkämpften. — Meine Sache ist die Sache meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa."

Nun war, mit Stägemann zu reden, „das rechte Wort gesprochen," der letzte Damm durchbrochen, der die fluthende Begeisterung in ihren Ufern hielt. Des Königs Aufruf lief von Breslau her wie ein Feuer durch die Lande, und gleich der Flamme, welche ihr Licht auf unzählige Fackeln fortpflanzt und immer dieselbe bleibt, so entzündete er die alten und jungen Herzen. In Kirche und Schule ward er verkündet. Ein damaliger Schüler des Maria-Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau, Karl von Holtei, erzählt als Zeuge jener Tage: „Nicht Einer fragte, wie alt bist Du? Sondern Jeder rief: „Gehst Du mit? Ich gehe!" — Am Abend ward im Theater „die deutsche Hausfrau" aufgeführt. Die versammelten Zuschauer achteten wenig oder gar nicht auf die Darstellung. Aller Blicke waren auf eine Loge gerichtet. Der König fand sich erst in der Mitte des zweiten Actes ein. Heiliger Gott, welch ein Augenblick! Das waren nicht Unterthanen, die, weil es eben hergebracht ist, von flüchtigem Enthusiasmus oder von eingeborner Anhänglichkeit bewegt, dem Monarchen huldigen wollen. Das war nicht ein König, der diese Huldigung mit gnädigem Lächeln hinnimmt und sich dann bequem nach der Bühne wendet. Nein, das waren Menschen, die in rein menschlicher Empfindung dem Manne Treue schwuren, den sie in seinem Unglück achten und lieben gelernt; dem Manne, der ihrer bedurfte, um auf dem Throne seiner Väter zu bleiben. Ihm wollten sie sagen: Da sind wir, Alle für Einen, und Du, unser König: Einer für Alle! Niemand mochte in diesem Augenblick an Orden und Ehrenstellen denken: Kampf, Blut, Rache, Freiheit, Sieg und Tod! Um ihm näher zu sein, dem ritterlichen Vater, von seinen holden Kindern umgeben, stiegen die Leute im Parterre auf die Bänke. — Es ist bekannt, wie Jung und Alt dem Aufruf genügte; wie Beamte und Handwerksburschen, Räthe und Diener, Lehrer und Schüler sich dahin drängten, wo die Freiwilligen eingeschrieben wurden. Wir gingen auch, wir armen fünfzehnjährigen; wir drängten uns auch. Aber die

Zeugnisse über die erreichten „Siebzehn" wurden gefordert, und wer sich nicht besonderer Protection erfreute, mußte wegbleiben. So auch ich! Meine Thränen hat Gott gezählt; ein Mensch vermöcht' es nicht. (Holtei ist später mitgezogen.) Damals gingen wir gesenkten Hauptes zurück und schlichen, unsere Mappen unterm Arm, nach der Schule! Sollten gehen, sollten schleichen! Ich that es nicht. Mir schien die allgemeine Aufregung willkommene Ausrede; ich meinte im vollen Rechte zu sein, wenn ich bei solch großer Zeit die Schule mit dem Rücken ansah. Was war da nicht zu hören, zu sehen, zu besprechen. Alle Plätze belebt, alle Gassen erfüllt von kriegerischem Geräusch, Truppen jeder Gattung, Waffen jeder Art! Soldaten und Bürger vermischt, die Letzteren vom gereiften Manne bis zum Jüngling, vom jungen Fürsten, über den rüstigen Beamten, bis zum alternden Diener oder Handwerksmann, mit den Zeichen ihrer Wahl geschmückt. Oft noch ohne Uniform, auf ihrem gnwöhnlichen Rock ein bunter Kragen, über die Schulter ein Gurt, an dem das Schwert hing; Landwehrmänner mit Piken; Alle in feuriger Hast, als wolle sich Niemand Zeit nehmen, bis morgen zu warten, als dräng' es Jeden, schon heute in dieser Stunde durch Wort und That zu zeigen, daß er sich, seine Verhältnisse, sein Leben zum Opfer bringe und, ergriffen von dem Gedanken eines freien Allgemeinen, die engherzigen, persönlichen Bedenklichkeiten seines gewohnten Daseins froh und gern besiegt habe. Riemer, Sattler, Schmiede, Schuster, Klempner, Schwertfeger saßen Tag und Nacht in ihren Werkstellen, um Kleider, Sättel, Waffen, Feldkessel zu schaffen und durch ihren Fleiß zu ersetzen, was ihnen an Arbeitern fehlte, von denen die meisten Freiwillige waren. Wer daheim zu bleiben genöthigt ward durch Geschlecht, Amt, Alter, Jugend oder Krankheit, der gab, was er konnte, Andere auszurüsten; alle Sparbüchsen wurden geleert, viele Silberschränke geplündert. Graf Ferdinand Sandretzky auf Manze schickte, nachdem er am Abend vorher das Glück genossen, seinen König bei sich zu empfangen und zu bewirthen, das große vollständige Familien-Service in die Münze und speisete fürder von Porzellan. Wo Friedrich Wilhelm III. sich blicken ließ, sei es allein oder begleitet von blühenden Kindern, überall empfing ihn das Jubelgetön seiner Getreuen. Aus allen Provinzen fanden sich rüstige Kämpfer

voll Muth und Treue in Breslau ein; jeder Tag brachte frische Kräfte, neue Kunde, steigende Begeisterung. Die Mütter weinten freilich, daß ihre Söhne sich nicht zurückhalten ließen; aber hätten sie's gethan, hätten die Söhne den Bitten nachgegeben, die Mütter würden vor Scham vergangen sein; durch ihre Thränen strahlte der gerechteste Stolz. — Einquartierung zu bekommen (wie man es in Breslau nannte) war keine Last mehr; man räumte den Gästen die Putzgemächer ein, man bewirthete sie festlich." —

Die Lehrer gehen ihren Schülern, die Meister der Wissenschaften und Künste ihren Jüngern mit lebendigem Beispiel voran. Schleiermacher, Fichte, Niebuhr, Reil, Rühs, Schadow, Zelter und noch viele berühmte Lehrer der Universität und der Akademie stellen sich in Reih' und Glied der Berliner Landsturmmänner. So schreibt Niebuhr in einem Briefe vom 22. März 1813 Abends: „Ich komme von einem Geschäft, wovon Du Dir schwerlich vorstellest, daß ich es treibe: vom Exerciren. Schon vor dem Abzug der Franzosen fing ich an, das Exerciren heimlich zu treiben; ein Einzelner aber kann nichts Ordentliches lernen. Seitdem die Franzosen fort sind, exercirt eine Gesellschaft von einigen zwanzig Männern in einem Garten, und nun sind wir schon über das Schwierigste hinweg. Wenn meine Vorlesungen zu Ende sind, d. h. vom Anfang der künftigen Woche an, werde ich suchen, an den Vormittagen mit ordentlichen Rekruten zu exerciren, und so oft als möglich nach der Scheibe schießen. Es ist sehr viel werth, in dieser Zeit ein wehrhafter Mann zu sein; aber es kann auch absolut unentbehrlich werden. — In vier Wochen hoffe ich so gut eingeübt zu sein als irgend ein Rekrut, den man als ausexercirt anerkennt. Das schwere Gewehr machte mir Anfangs so viel zu schaffen, daß ich fast verzweifelte, ob es gehen würde; allein man findet die Kräfte wieder, die durch Nichtübung eingeschlafen waren; ich freue mich, daß sich nun schon Schwielen an den Händen bilden; denn so lange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das Gewehr gewaltig ein. — Das ist nun freilich ein ernster Schritt, wenn die Sache vom Staate so ernsthaft gemeint ist, wie sie es sein soll, und weil unsere Kriegsmaßregeln vom General Scharnhorst ausgehen, so kann man hoffen, daß das, was geschehen sollte und das Beste ist, auch wirklich geschieht.

Wenn aber die durch Gottes wunderbare augenscheinliche Fügung dargebotene Befreiung — nachdem er uns für unsere eingewurzelten Sünden genug gezüchtigt — uns nicht bereit fände, daß Jeder sich hingäbe, so könnten wir nicht gerettet werden. Wir müssen nicht von der Armee fordern, daß sie uns die Freiheit erfechte; unter der Leitung unserer älteren und geschickteren Brüder müssen wir es auch selbst thun."

Das ganze Land wird ein Heerlager, das preußische Volk ein Kriegsvolk. „Euer König bleibt stets bei Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses." *) Und

*) Der Kronprinz ritt zuerst bei Groß-Görschen (Lützen) mit in's Gefecht. Luck, eine Zeit lang Gouverneur des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., erzählt als Augenzeuge: der Kronprinz hatte am 2. Mai am Gefechte des 1. Garde-Regiments Theil genommen. Als er eben im Begriff war, den Truppen durch das eroberte Dorf Groß-Görschen zu folgen, kam der König hinzu, der bis dahin mit dem Kaiser von Rußland auf einem mehr rückwärts liegenden Hügel gehalten hatte, und forderte den Kronprinzen auf, sich an ihn anzuschließen. Während des Rittes gab der König mir einen Wink und richtete in angemessener Entfernung in ächt väterlichem Tone die Frage an mich: „Wie hat sich der Fritz betragen?" — Ich (Luck) erwiederte: „Kaltblütig und unerschrocken im Kugelregen, ganz des Blutes würdig, aus dem er entsprossen ist," worauf der König mir mit hoher Befriedigung den Arm fest drückte. — Max von Schenkendorf in seiner „Scene aus der Lützener Schlacht 1813" ruft dem damaligen Kronprinzen zu:

O reite, junges, edles Wild,
Du ritterlicher Degen —
Vom Himmel schaut ein sel'ges Bild
Mit Lust nach deinen Wegen,
Die Mutter schützt den Königssohn,
Du erbest doch der Väter Thron.

Du wirst uns lang im Ehrenfeld
Mit Blick und Schwert regieren,
In späten Jahren, werther Held,
Ein frommes Scepter führen.
Du rascher, lieber Königssohn,
Wir retten auch für dich den Thron.

Das erste Gefecht, dem der damalige Prinz (jetzt König) Wilhelm in unmittelbarer Nähe des Königs beiwohnte, war am Neujahrsmorgen 1814, Mannheim gegenüber, wo der Vortrab des Sackenschen Corps unter den Generalen Talessin und Saß beim Uebergang über den Rhein die Schanze der Franzosen stürmte und sie beim vierten Anlaufe im heftigen Kartätschen- und Gewehrfeuer nahm. Zwei Monate nachher gewann der Prinz Wilhelm sich in der Schlacht bei Bar sur Aube, wo er den Angriff des Kürassier-Regiments Piskow

seinem Beispiel folgend, stellen die Väter sich und ihre Söhne zugleich in die Reihen; der Mann, der Weib und Kind verlassen hat, sich neben den Jüngling, der Professor neben den Studenten, der Lehrer neben den Gymnasiasten, der Regierungsrath neben den Referendar, der Meister neben den Gesellen. Edelmann, Bürger und Bauer werden Waffenbrüder. Es verwirklicht sich, was in dem Hohelied geschrieben steht: „Ein Jeglicher hat sein Schwert an seiner Hüfte." Und als der König auf seinem Siegeszuge 1813 dort in Frankfurt am Main vom Fenster aus einen Ausländer über die Straße gehen sieht, in welchem er einen ehemals angeworbenen preußischen Soldaten wieder erkennt, der vor vierzehn Jahren fahnenflüchtig geworden aus der Leib-Compagnie des Garde-Regiments, da kann er mit einem Gott sei Dank sagen: „Alles jetzt Landeskinder in meiner braven Armee." —

Und zu dem Trommel- und Trompetenruf das Glockenläuten und der Orgelklang der Kirchen, wo die Streiter, bevor sie ausziehen, am Tische des Herrn stehen, eine gläubige Gemeinde in Waffen. Es ist der kirchliche Ton jener Schwertzeit, in dem Theodor Körner singt, nach der Weise des der Kurfürstin Luise, der Gemahlin des großen Kurfürsten, zugeschriebenen Kirchenliedes: „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren":

Wir treten hier in Gottes Haus
Mit frommem Muth zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen;
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre.

Desgleichen Max von Schenkendorf in seinem „Kriegslied 1813" nach der Weise: „Mir nach, spricht Christus, unser Held":

Wie lieblich klang das Heergebot,
Die hohen Fahnen wallen!
Wir lassen laut in Schlacht und Tod
Das Feldgeschrei erschallen:
Mit uns ist Gott in diesem Krieg,
Er sendet Segen, sendet Sieg.

---

mitgemacht und sich dann bei der Infanterie im Feuer befunden, das Eiserne Kreuz.

Du theurer Heiland, zeuch voran
Und heilige die Deinen,
Einst müssen alle Mann für Mann
Vor deinem Thron erscheinen:
Ach, wären Alle doch bereit
Für Grab, Gericht und Ewigkeit.

Der uns die eine Freiheit gab,
Will auch die schön're schenken,
Du unser Stecken, unser Stab,
Laß deiner stets uns denken:
In deinem Namen ziehn wir aus,
Dem ew'gen Feinde gilt der Strauß.

Wir schützen uns in jeder Noth
Mit deines Kreuzes Zeichen,
Davor muß Sünde, Höll und Tod,
Ja selbst der Teufel weichen,
Vom Kreuze kommt allein uns Kraft,
Zu üben deine Ritterschaft.

Nicht anders Ernst Moritz Arndt in seinen „Liedern aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann 1813“:

Frischauf! Ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut.
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelmuth,
Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Gottes Sohn geschenkt.

Nicht anders auch Freimund Raimar (Friedrich Rückert) in seinen „Geharnischten Sonetten“:

Wir haben lang mit stummem Schamerröthen
Geblickt auf uns und unsres Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande!
Wie lang, Herr, willst du sie noch fester löthen?

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöthen,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blutgen Morgenröthen.

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwergebückt in unserm Staube;
O eile du die Kraft uns einzuflößen

Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetösen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube!

Von Gottes Altar nahmen die Sänger des „heiligen Krieges" das Himmelsfeuer ihrer Begeisterung für deutsche Freiheit, deutsches Recht und deutsche Ehre. Und das Zeichen, unter dem der Sieg erfochten worden, es ist das Kreuz, womit der Preußenkönig in der Kraft des Glaubens seine Streiter gerüstet hat. „Man bemerkte (schreibt Wolfgang Menzel, ein geborener Schlesier, um die Zeit des Befreiungskrieges eben so wie Holtei Gymnasiast in Breslau) man bemerkte selbst in den Liedern der so lange gottentfremdeten Gebildeten zum ersten Male wieder die Gebetform, die Anrufung Gottes." Das schlichte Volk aber war in dieser ernsten und schrecklichen Zeit noch ungleich lebendiger und tiefer von Gottesfurcht ergriffen. — Im Jahre 1806 hatte man sich in Berlin an der Aufführung von Wallensteins Lager enthusiasmirt; das kriegerische Parterre hatte damals das Reiterlied des Wallensteinschen Kürassiers: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd" jubelnd mitgesungen. Jetzt war nicht das Theater, sondern die Kirche der Heerd der flammenden Begeisterung: Heer und Volk beteten an heiliger Stätte zu dem Herrn der Heerschaaren. Es erfüllte sich nun an dem Preußenvolke, was die Königin Luise im September 1809 von Andreas Hofer und seinem gottesfürchtigen Tirolervolke geschrieben hatte: „Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen!" — Und wenn sie, die königliche Dulderin, den preußischen Frühling von 1813 auch nicht erlebt hat: „wir wissen", sprach Schleiermacher in Wahrheit zur Feier ihres Gedächtnisses, „wir wissen, wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als die, welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging."

Wer nicht persönlich Blut und Leben einsetzen konnte, der half durch freiwillige Opfergaben zur freiwilligen Bewaffnung und zur Ausrüstung des Heeres. Die reicheren Leute kleideten die ärmeren Freiwilligen ein, rüsteten sie vollständig aus, machten sie beritten, gewährten ihnen für die Dauer des Krieges eine monatliche Zulage. Handwerker lieferten unentgeltliche Arbeiten; Eheleute gaben ihre Trauringe hin, „Gold für Eisen", um, wie der Dichter es bezeichnet, die jungen Söhne des Vaterlandes auszustatten zur Hochzeit mit der Fahne des Königs.

Das Fußvolk kommt da geschritten,
Die Trommeln wirbeln voran,
Die Fahne in ihrer Mitten
Weht über den grünen Plan.
Sie prangt in schneeweißem Kleide
Als wie eine milde Braut,
Die giebt Dem hohe Freude,
Wen Gott ihr angetraut.
Sie haben sie recht umschlossen,
Dicht Mann an Mann gerückt,
So ziehen die Kriegsgenossen
Streng, schweigend und ungeschmückt.

Frauen und Jungfrauen opferten ihr Geschmeide von Gold, Silber und Edelsteinen, ja, den eigenen Haarschmuck; Kinder brachten ihre Sparpfennige dar, mancher Arme den letzten Heller.

Schon seit dem October 1812 floß, wie wir gesehen, der Born der ersten patriotischen Opfer den wunden Kriegern Yorks zu. Und schon in der zweiten Nummer des Befreiungsjahres, am 5. Januar 1813, hatten die Berliner Zeitungen gemeldet, „daß die Kirchenvorsteher und Repräsentanten der katholischen Gemeinde zu Marienburg, in Uebereinstimmung mit dem Propst Malewsky, das für den Gottesdienst ihrer Kirche entbehrliche Silbergeräth, dessen Gewicht 98 Mark $^1/_4$ Loth beträgt, zur Disposition des Staats gestellt und dagegen der Kirche die fortlaufende Verzinsung des Werths des Silbers als eines unabläßlichen Capitals vorbehalten haben." Und nachdem der Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung vom 3. Februar am 9. in den Berliner Zeitungen abgedruckt worden, da machte die königliche Ober-Regierungs-Commission in dem nächsten Zeitungsblatte als „thätigen Beweis patriotischer Gesinnungen" öffentlich bekannt: „Der Aelteste der hiesigen Judenschaft und Rentier Herr Gumpertz hat der unterzeichneten Commission die Offerte von 300 Thalern Courant zur Equipirung unvermögender Freiwilligen gemacht." In derselben Nummer vom 11. Februar 1813 erbietet sich der Stadtrath Poselger aus Elbing, einen unvermögenden jungen Mann vorschriftsmäßig zu bekleiden und beritten zu machen; desgleichen der patriotische Professor Zeune in Berlin zur Bewaffnung eines Freiwilligen. Damit beginnt in den damaligen Berliner Zeitungen die unter der Aufschrift „Vaterlandsliebe" fortgesetzte Aufzählung der

freiwilligen Gaben: wie aus Breslau, Berlin und Königsberg, so strömen sie nun aus allen Gegenden Preußens hinzu, um sich, wie Welle zu Welle, zu einer mächtigen Fluth zu sammeln. „Es ist bekannt, (schreibt Steffens) wie der Wetteifer, sich durch reichliche Gaben auszuzeichnen, in diesen Augenblicken der Begeisterung keine Grenzen kannte. Der Geizige griff seine ängstlich zusammengehäuften Schätze an; wer aber keine Summen zu bieten hatte, verkaufte Edelsteine, Gold und Silbergeräthe, und wie die Mütter die zärtlich geliebten Söhne, die bis jetzt mit ängstlicher Sorge gepflegt wurden, nicht selten selbst bewaffneten und in den Krieg sendeten, so erschienen auch alle Menschen gehoben und geheiligt. Geringe und gemeine Gesinnungen, die sonst in den Formen, in welchen die Gesellschaft sie wohl zu schonen pflegte, sich unbefangen äußerten, wagten sich in diesen schönen Tagen kaum hervor. Ausgezeichnete Beamte stellten sich, als verstände es sich von selbst, in die Reihen der Gemeinen; Höhergestellte schienen willig sich den Befehlen sonst Untergeordneter zu unterwerfen, wenn diese, durch früheren Dienst dazu befähigt, ihnen vorgesetzt wurden. Das Geben und Empfangen, das Schenken und Geschenktes Annehmen schien seine sonstige Bedeutung völlig verloren zu haben. Gewiß, wer diesen Sturm einer mächtigen nationalen Gesinnung erlebt hat, sah, was nach einer Jahrhundert langen, im Frieden herrschend gewordenen philisterhaften Spießbürgerlichkeit unglaublich und märchenhaft erscheinen mußte."

Nicht nur im Frühjahre, noch im Herbste 1813 fahren die Zeitungen fort mit ihren langen Listen freiwilliger Gaben: erst hatte man die Krieger ausrüsten helfen; nun spendete man Binden, gezupfte Leinwand, Bettzeug und Labsale für die wunden Sieger. Diese patriotische Opferfreudigkeit, womit selbst arme Leute ihr Scherflein beigesteuert haben: die Erinnerung daran ist noch herzerhebender, wenn man dabei zurückdenkt an die Armuth, wie sie damals herrschte in dem von den Franzosen bis auf's Mark ausgepreßten Preußen. So bitter war die Armuth, daß es laut amtlicher Berichte beispielsweise in der Provinz Pommern „Familien gab, welche sich schon längere Zeit von einer Art von Kohl nährten, den sie aus wilden Kräutern und Gräsern bereiteten." — Hatten doch Napoleons erprobte Blutsauger mit ihrem Wahlspruch:

„Man glaubt nicht, was ein Land Alles aushalten kann!“ hatten sie doch nichts unterlassen, den Brunnen aller Hülfsquellen Preußens auszuschöpfen. Und nachdem die sieben Leidjahre des Königs und Vaterlandes eine Einbuße im Werthe von nahe an drittehalb hundert Millionen in den Provinzen herbeigeführt hatten — konnte es da befremden, wenn im Frühling der Erhebung, trotz aller Opferfreudigkeit, dennoch die Armuth mit unseren Kriegern in das Feld zog, aus dem sie glorreich heimkehren sollten? Es fehlt Anfangs an Tuch zu Soldatenmänteln, an Leder zu Tornistern, selbst zu Schuhen; noch längere Zeit marschiren ganze Bataillone in kümmerlicher Montur, ohne Mäntel und Tornister, nur mit zwillichenen Säcken auf dem Rücken. Kein Silber in der Tasche, sind sie froh, wenigstens Eisen in der Faust zu haben. Noch Ende des Monats Mai sagt der königliche General-Commissarius für die Errichtung der Landwehr in der Kurmark, der damalige Regierungs-Präsident von Bassewitz, in einem amtlichen Bericht, daß „die Organisation der Landwehr in einigen Fällen, theils aus Mangel an wirklichem Geld und Credit, theils durch Bewegungen der Truppen, theilweise dadurch Aufenthalt gefunden, daß die Stadt Berlin, in der so viele, in den Landstädten nicht anzufertigende Sachen haben hergestellt werden müssen, die bestellten und zur Ablieferung fertigen Gegenstände zur Formation ihrer eigenen Landwehr in Beschlag genommen hat.“

Eine französische Feder, die des Generalstabs-Offiziers Eugène Labaume, schreibt aus den Tagen vor der Kriegserklärung an Frankreich: „Oft sahen wir Haufen plumper Bauern, welche nach Schlesien zogen; ohne Mannszucht, ohne Waffen und ohne Befehlshaber schritten sie an unseren Bataillonen vorbei, indem sie ein Freudengeschrei ausstießen. Sie warfen drohende Blicke auf unsere betroffenen Soldaten; so erhaben ist die Begeisterung, welche die Liebe zum Vaterlande einflößt, über die passive Kriegsmacht, welche oft nur ungern der sie unterjochenden Gewalt gehorcht.“

Stellen wir dieser Ansicht eines französischen Augenzeugen gegenüber, was E. M. Arndt im Jahre 1813 dem preußischen Volk und Heer zugerufen hat: „Ernster und ehrenfester Märker, treuer und kriegslustiger Pommer, tapferer und redlicher Preuße, freundlicher und kunstreicher Schlesier, duldet

es, daß die andern mit allen Gütern der Welt prahlen; haltet ihr das fest, wodurch eure Väter gelobt wurden, und ihr habt, was Männer glückselig macht. Ihr habt Alles geopfert, ihr habt Alles hingegeben, ihr seid Alle arm geworden. Wahrlich, ich sage euch, diese eure Armuth ist reicher, als der größte Reichthum, den ihr jemals besessen habt."

Und noch nach dem großen Siege bei Leipzig, wo nach Plothos Verlustliste 495 preußische Offiziere, (Friccius zählt 620 Offiziere) 15,935 Unteroffiziere und Soldaten todt oder verwundet das Schlachtfeld deckten (bei den Oestreichern blieben 399 Offiziere, 8000 Unteroffiziere und Soldaten; bei den Russen 864 Offiziere, 21,740 Unteroffiziere und Soldaten; bei den Schweden 3 Offiziere und kaum 100 Unteroffiziere und Soldaten) — ja, noch nach dem Siege bei Leipzig, wo wenigstens 40,000 Deutsche die Streitkraft Napoleons verstärkten, schrieb Gneisenau an die Prinzessin Wilhelm: „Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhm und stolz auf die wieder errungene National-Unabhängigkeit. Diese Güter sind mehr werth, als unermeßliche Reichthümer bei fremder Herrschaft."

Freilich, bei der Todtenfeier der auf dem Felde der Ehre gebliebenen preußischen Krieger war es in Wirklichkeit so, wie der Dichter sang: „In Dankesgebeten weint die Mutter, und der Wittwe Schleier wallt um eroberte Fahnen, schmerzreich. Ach, Gräber sind Fußtapfen des würgenden Cherub der Zeit." Und wie Stägemann um Scharnhorst, Motherby, Röder, Gröben, so trauert auch Schenkendorfs Harfe in dem Liede „von den drei Grafen." Er sagt von Gröben:

Er dachte noch im Sinken
Der Einen, deren Winken
Sein Busen zärtlich schlug;
Der holden Frau der Schmerzen,
Die unterm keuschen Herzen
Ein edles Kind des Helden trug.

Es war bei Groß-Görschen, wo Wilhelm Graf von der Gröben fiel. Er war Adjutant des ostpreußischen Kürassier-Regiments. Von Kanitz singt derselbe Kriegsdichter:

Aus altem Sängerstamme
Ein Jüngling, der die Flamme
Verbarg in stillem Sinn —

Ihn trug als Himmelsbeute
Ein Engel aus dem Streite
Zu seinem Ahnherrn Kanitz hin.

Es war bei Groß=Beeren, wo Karl Graf von Kanitz aus Podangen in sein Blut sank. Er stand als Offizier bei den freiwilligen Jägern des 2. westpreußischen Dragoner=Regiments. Seinem Dohna ruft Schenkendorf nach:

In Schlachten so verwegen,
So treu im Krankenpflegen,
Ein Ritter vom Spital.
O heiliges Vermächtniß
Dem Freunde, dein Gedächtniß
Zu preisen in der Jahre Zahl.

Bei Dennewitz half Karl Graf zu Dohna aus Podangen mit seinem Blute siegen. Er war Offizier beim 2. westpreußischen Dragoner=Regiment.

Außer diesem Liede von den „drei Grafen, die unterm Rasen schlafen", stehen in Schenkendorfs Gedichten, in der Abtheilung: „Vaterland", noch poetische Denkmale auf den als eines der ersten Opfer in der Groß=Görschner Schlacht gefallenen Prinzen von Hessen=Homburg (den jüngsten Bruder der Prinzessin Mariane, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen), auf Schenkendorfs eigenen Bruder und auf John Motherby, königlichen Regierungsrath und Hauptmann der Königsberger Landwehr, bei dessen Tode der Dichter klagte:

Wie ein Held auf seinem Schilde
Liegt er hier an Leipzigs Thor,
Auf dem deutschen Lustgefilde,
Das zur Wahlstatt Gott erkor. —
Hier im deutschen Boden senken
Neben Gellert wir Dich ein,
Möchte Gott uns allen schenken,
Deines Todes werth zu sein!

Wer riefe nicht in diesen Gedächtnißtagen jener großen Zeit dasselbe im Einklange mit dem preußischen Sänger! Ebenso hallt es in Arndts „Klage von drei jungen Helden". Diese sind der Mansfelder Friedrich Eckart, der als Stadtrath und Bergassessor in Berlin freiwillig mit ins Feld zog und am 16. October bei Möckern tödtlich verwundet wurde; der „fromme Friesen" (wie Arndt ihn nennt) *) und der

*) Siehe Anhang.

neunzehnjährige Graf Christian zu Stolberg (der Vater schwingt die Leyer, der Sohn, der schwingt das Schwert), „die alle drei erschlagen in grüner Jugend Zier":

Es waren drei junge Reiter,
Sie zogen so fröhlich hinaus,
Sie zogen gar balde weiter
Zu Gott in das himmlische Haus.
Schlaft still und fromm in Treue
Bis an den jüngsten Tag,
Wo sich ein Morgen neue
Euch wieder röthen mag. —

Auf frischer That schrieb damals, im Jahre 1813, Ernst Moritz Arndt, der bis in sein hohes Alter vielgefeierte deutsche Sänger: „Das aber kann man sagen, daß die neue Geschichte kaum ein Beispiel hat, daß ein Volk in solcher Lage, mit solcher Geschwindigkeit so Großes und so Herrliches gewagt und vollendet hätte, als dieses Volk. Denn es kämpften nicht allein die, welche unter den Waffen standen, das ganze Volk arbeitet, wirkt und lebt nur für den Krieg. Frage nach der Bekleidung, der Bewaffnung und Verpflegung des Heeres, besuche die Rüsthäuser und Waffenplätze, besuche die Krankenhäuser und die Lazarethe — das Volk, das ganze hochherzige Volk handelt, wirkt, sorgt und erhält; es ist ein wirklicher Staat geworden; der König und die Unterthanen sind Eins geworden. Wo solche Liebe herrscht, da hören die Befehle auf. — Die Ufer der Katzbach und des Bober, die Elbe, die Parthe und die Pleiße, die Fluren von Groß-Beeren, Dennewitz, Kulm, Wartenburg und Leipzig — kann man für so viele Siege, als Wochen (nach dem Waffenstillstande) verflossen sind, an allen Stellen Denkmäler erbauen? Tapfere Preußen, die Teutschen werden euch in ihrem Herzen ein Denkmal erbauen, das keine Zeit zerstören wird. Oft sind Leipzigs Felder in früheren Tagen von dem Blute tapferer Männer geröthet, nie in einem heiligeren Kriege. Diese Schlacht bei Leipzig ist die denkwürdigste Schlacht für Teutschland seit den Tagen, worin Hermann an der Weser und dem Rhein mit den Römern schlug. Die Preußen sind dem ganzen teutschen Volke nicht allein die Anführer zur Freiheit gewesen; sie sind ihnen auch ein Muster der Tapferkeit, Zucht, Bescheidenheit und Menschlichkeit; sie sind rechte Krieger Gottes, wie der jetzige Krieg, wovon das teutsche Vaterland

brennt, ein rechter Gotteskrieg genannt werden kann. Jene Begeisterung, womit sie sich dem Tode für's Vaterland weihen, macht sie auch stark zu jeder hohen Geduld und zu jeder menschlichen Milde: sie sind in der Schlacht wie verzehrendes Feuer, und wie erquickender Sonnenschein, wann die Schwerter ruhen."

„Und was hatte der schöne Eifer der Menschen und die Treue und Liebe für König und Vaterland möglich gemacht während des Waffenstillstandes! Fünf Millionen Menschen, die durch den eisernen Druck und die unbeschreiblichen Plagen von sieben Jahren ermattet und erschöpft heißen konnten, stellten 250,000 Mann in's Feld, gerüstete, gekleidete, bewaffnete Krieger, und sie gaben ihnen jenen hohen Geist mit, daß die Jüngsten unerschütterlich standen, wie die festen Reihen bei Zorndorf und Hohenfriedberg weiland, daß die Ungeübten oft nur durch wildere Kühnheit von den Erfahrenen unterschieden wurden: der schlechteste Mann war ein Held, das ganze Volk war ein Volk von Soldaten geworden. So zogen sie aus mit dem Stolz, daß Keiner heimkehren wollte, er bringe denn den Sieg und einen glorreichen Frieden nach Hause. Viele sind gefallen in dem heiligen Streite, die Edelsten und Besten als Opfer der Freiheit; aber ihre Namen werden unsterblich fortleben in dem Gedächtniß der spätesten teutschen Enkel, und ihre Tugend wird die künftigen Geschlechter erbauen: aus solchen Aschen springen Helden empor, wie aus Kadmus Knochensaat Männer."

So — aus den frischen, klaren Stimmen der unmittelbaren Genossen jener hehren Zeit — spricht der Geist, der damals über das Preußenland und das Preußenvolk ausgegossen war. Das ist der Geist, der damals „wie ein Brausen vom Himmel" in den preußischen Fahnen wehte, unter denen unsere Väter „Mit Gott für König und Vaterland!" stritten. Das der Geist, der das vaterländische Osterfest im preußischen Frühling 1813 zugleich zum herrlichen Pfingstfeste gemacht hat. Walte Gott, daß dieser Geist in den Gedächtnißtagen unseres goldenen Jubeljahres die Herzen des Volkes von Neuem entbrennen lasse in der alten Liebe für König und Vaterland!

Anhang.

Friedrich Friesen.

Zwei Waffenbrüder des „heiligen Krieges" hatten in feierlicher Stunde einander angelobt, daß, wenn der Eine von ihnen auf französischem Boden fiele, dann der Andere dessen Gebeine zur Ruhestatt in vaterländischer Erde heimführen sollte. Es waren zwei Offiziere des Lützowschen Freicorps, welche sich Wort und Hand darauf gaben: Karl Friedrich Friesen der Eine, August Freiherr von Vietinghoff der Andere.

Eine Gedächtnißtafel Friesens hat Ernst Moritz Arndt aufgerichtet in seiner „Klage um drei junge Helden":

Wohl Viele sind gepriesen
Im großen deutschen Land,
Doch Dich, mein frommer Friesen,
Hat Gott allein gekannt —
Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend so lieblich verschloß,
Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
Ist jeglichem Lobe zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitsstrahl —
Mit kühnem und stolzem Sinne
Hast Du nach der Freiheit geschaut,
Das Vaterland war Deine Minne,
Es war Dir Geliebte und Braut.

Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut ist verronnen
Für die viel edle Maid —
In Wälschland von grimmen Bauern
Empfingst Du den tödtlichen Streich,
Drob müssen die Jungfrau'n trauern,
Die Blume der Schönheit ist bleich.

Eine Anmerkung des Dichters zu seinem Klageliede beim ersten Erscheinen im Druck sagt: „Karl Friedrich Friesen aus Magdeburg, ein rechtes Bild ritterlicher und jungfräulicher Unschuld, mit Schönheit, Kraft und Wissenschaft gerüstet, gleich geübt in der Kunst der leiblichen und geistigen Waffen, weise wie ein Mann und unschuldig wie ein Kind: eine Blume schöner Hoffnungen für das Vaterland, das sein einziger und höchster Gedanke war."

Und wie Arndt, so hat auch Schenkendorf dem „frommen, ritterlichen Friesen" ein poetisches Gedächtniß gestiftet. Das Hochzeitlied, das der Sänger aus Tilsit „Seinem ältesten Freunde Karl Grafen von der Gröben, als er sich mit dem Fräulein Selma von Dörnberg vermählte", 1816 geweiht hat, sagt:

Viel edle Herzen gaben
Sich hin dem frommen Brauch,
Drei Karle sind begraben,
Und Bruder Wilhelm auch.
Scharnhorst, der Stille, Treue,
Er fing das Opfer an,
Friesen, der Schöne, Freie,
Und mancher deutsche Mann.

Wer mag die Wunder nennen
Aus jenem großen Jahr,
Das gläubige Entbrennen
Der ganzen Völkerschaar!
Das klingt aus Aller Herzen,
Es geht von Mund zu Mund,
Und wird in späten Schmerzen
Dem wälschen Enkel kund.

Die Sprache jener Zeit ist es, welche Arndt und Schenkendorf in diesen Denkworten reden. Um sie in ihrer Reinheit zu verstehen, müssen wir uns „die unsichtbare Oriflamme der Begeisterung" in die Seele rufen, von der ein anderer damaliger Sänger und Waffenbruder, der Dichter des viel=

gesungenen „Soldatenliedes“, J. von Eichendorff, schreibt: „Sie war es, welche die bewaffnete Völkerwanderung aufgerufen und geführt hat. Welche lebendige Romantik entfalteten der Herzog von Braunschweig, Schill und der Tyroler Aufstand im Jahre 1809! Dennoch hatte der Sturm damals Alles wieder verweht. Denn das Maß des Unglücks war noch nicht erfüllt und hatte die Eisdecke des Nationalgefühls noch nicht gebrochen. Aber jene leuchtenden Heldengestalten blieben mahnend im Angedenken der Menschen und waren Vorzeichen und Erwecker des Befreiungskrieges. — Es war, als erinnerte das altgewordene Geschlecht sich plötzlich wieder seiner schönern Jugendzeit, und eine tiefe Erschütterung ging durch alle Gemüther, da Schelling, Steffens, Görres, Novalis, die Schlegel und Tieck ihr Tagewerk begannen.“

Der Befreiungskrieg — in seinem Blute damals, als die Weltgeschichte wieder einmal erschütternd über den deutschen Boden schritt, hat sich auch die alte deutsche Romantik thatkräftig verjüngt. Mag hinterher ein Heinrich Heine, der Anbeter Napoleons (er schreibt wörtlich von ihm: „Jeder Zoll ein Gott.... Er (Napoleon) ist schon ein Losungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und der Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen“) — ja, mögen Heine und ähnliche Geister, im üppigen Capua eines langen Friedens verweichlicht und entartet, hinterher die Romantik der Befreiungskriege „mit ihrem Christenglauben, ihrer deutschen Freiheit und ihrem deutschen Recht“ immerhin lästern und verspotten; wir sagen mit Eichendorff, der selber 1813 als freiwilliger Jäger mitgegangen ist: „Was hat der ewige Himmel mit jenen vorüberziehenden schmutzigen Staubwirbeln zu schaffen? Wandeln doch die alten Sterne noch heut, wie sonst, die alten Bahnen und weisen noch immer unverrückt nach dem Wunderlande, das jeder ächte Dichter immer neu entdeckt. Wo daher ein tüchtiger Schiffer, der vertraue ihnen und fahre in Gottes Namen!“

Wohl hat Theodor Körner gesungen, worauf jetzt ein greller Parteiton gelegt wird: „Es ist kein Krieg, um den die Kronen wissen; es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!“ Aber derselbe Sänger in demselben Liede hat auch bei des Königs Aufruf: „An Mein Volk!“ angestimmt:

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz seine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn!

Und ebenso in demselben Liede:

Luise, schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug.

Als ein Gerücht den König in der Bautzner Schlacht gefallen nannte, da rief Theodor Körner: „Das treue Volk muß seinen König rächen!" Ebenso erklingt es in „Leyer und Schwert" von der Königin Luise:

Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll Dein Bild auf unsern Fahnen schweben,
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Luise sei das Losungswort zur Rache!

Also Theodor Körner war in der königlichen Denk- und Sinnesweise offenbar ebenso „romantisch" gesinnt wie Schenkendorf, der sein „Warum er ins Feld zog" erklärt:

Ich zieh' in's Feld, mich hat geladen
Ein heiliges geliebtes Haupt;
O Dank den ew'gen Himmelsgnaden,
Mein König hat den Kampf erlaubt.

Dies Wort über die Romantik, wir mußten es vorausschicken; denn es ist eine romantische Geschichte aus dem Befreiungskriege, die wir hier treu nach den Actenstücken erzählen.

Karl Friedrich Friesen, der Freund Jahns und Adjutant Lützows, fiel als Versprengter einsam im Ardenner-Wald. Man wußte erst nicht, wo er geblieben; aber sein Freund, August Freiherr von Vietinghoff, eingedenk jenes wechselseitigen Gelübdes, ruhte nicht eher, als bis er die Gebeine des Waffenbruders in der französischen Erde gefunden hatte. Er ließ sie ausgraben, führte sie (bald da, bald dort in wechselnder Garnison) 26 Jahre mit sich herum und verschaffte ihnen endlich, nachdem er als Oberst-Lieutenant a. D. sich in Berlin dauernd niedergelassen hatte, eine Ruhestatt auf dem

vaterländischen Kirchhofe des Königlichen Invalidenhauses zu Berlin.

Ein Berliner Correspondent schrieb nach Friesens Beerdigung in der Breslauer Zeitung: „Unsere Zeit wird gewöhnlich eine poesielose, eine aller Romantik entbehrende Dampf- und Eisenzeit genannt. Daß dem nicht so ist, beweist folgender rührende und merkwürdige Fall.“ Und als Beweis für die Poesie und Romantik unserer Zeit erzählte der Correspondent den seltenen Freundschaftsdienst, den Vietinghoff seinem Waffenbruder Friesen erwies — einen Freundschaftsdienst, wie er eben nur aus der Romantik jener Zeit herfließen konnte.

Denken wir zur Erklärung dieser Freundschaft, welche Vielen heut märchenhaft erscheinen wird, an die Worte Jean Pauls: „Wenn der Mensch vor dem Meere und auf Gebirgen und vor Pyramiden und Ruinen und vor dem Unglücke steht und sich erhebt, so strecket er die Arme nach der großen Freundschaft aus. . . . Wenn die Geschichte einen edlen Jüngling in die Ebene von Marathon und auf das Capitolium führt, so will er an seiner Seite einen Freund, einen Waffenbruder haben.“ — Edle Jünglinge, standen sie damals nicht vor dem Unglücke des Vaterlandes? Was Wunder, wenn sie damals eine Freundschaft, eine Waffenbrüderschaft schlossen, von der die Söhne der Gegenwart schwerlich eine Vorstellung haben! . . .

Es war am 15. December 1842, als der seit Kurzem in der Hauptstadt wohnhafte Oberst-Lieutenant a. D. Freiherr von Vietinghoff, genannt Scheel, sich zuerst an den damaligen Staatsminister Eichhorn wandte, um den Gebeinen seines Freundes Friesen eine Ruhestätte in Berlin zu erwirken. Eichhorn (auch er, der Freund Gneisenaus, hatte 1813 Weib und Kind verlassen, um als Freiwilliger in die schlesische Armee einzutreten) schrieb darauf an Vietinghoff zurück: „Gewiß wird es der Wunsch Aller sein, die Ihren Freund gekannt haben, daß ihm ein ehrenvolles Andenken gesichert bleibe und seinen irdischen Resten endlich eine Ruhestätte gewährt werde. Ich glaube daher, daß Ew. Hochwohlgeboren, wenn Sie über die Auffindung und Conservation der Gebeine gehörige und befriedigende Nachweise liefern können, Seiner Majestät dem Könige Ihr Gesuch um Aller-

höchste Genehmigung zur Bestattung der Gebeine entweder auf dem Halleschen, dem Garnison-Kirchhofe oder auf dem Kirchhofe des Invalidenhauses, so wie zur Errichtung eines Denkmals daselbst unbedenklich vortragen können. Sollten Seine Majestät in Folge dieses Gesuchs von des Herrn Kriegsministers Excellenz oder von mir Bericht zu befehlen geruhen, so wird es uns eine angenehme Pflicht sein, dasselbe in angemessener Weise zu bevorworten."

Am 20. Februar 1843 richtete Vietinghoff an den König Friedrich Wilhelm IV. die Bitte: Allergnädigst zu befehlen, daß die irdischen Reste Friesens hier in vaterländischer Erde kostenfrei bestattet würden. Er fügte dieser Bittschrift einen Bericht über die Thatsachen bei, „deren Wahrheit er mit einem Eide bekräftigen könne." Wir geben dieses Actenstück wörtlich:

„Allerunterthänigster Bericht über die Todesart des Königl. Preuß. Lieutenants der Cavallerie des Lützowschen Corps, Friedrich Friesen im Feldzuge 1814 und über die Auffindung seiner Gebeine in Frankreich im Jahre 1816 durch Unterzeichneten: Friedrich Friesen, geboren 1785 zu Magdeburg, evangelischer Religion, von 1808 ab Oberlehrer an der Plamannschen Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Berlin, 1813 Freiwilliger und nachher Lieutenant der Cavallerie und Adjutant beim Chef des Königl. Preuß. Frei-Corps, Oberstlieutenant von Lützow, befand sich im März 1814 nach dem Verlust von Rheims, in dem Augenblick im Auftrage bei der Arrièregarde, als dieselbe bei Rethel in den Ardennen von allen Seiten angegriffen, geworfen und auseinandergesprengt wurde, zufolge dessen er am 15. März 1814, Nachmittags in der vierten Stunde, von Hunger, Durst und Anstrengung ganz erschöpft, sein ermüdetes Pferd am Zügel hinter sich herleitend, in dem Walde von Huillons unweit des Dorfes la Lobbe, eine Meile von Launoy und drei Meilen von Mezières, von zwei Holzhauern und einer kleinen Abtheilung französischer Nationalgarde gefangen und bald darauf durch Kolbenstöße, Axtschläge und eine Flintenkugel durch die Brust meuchelmörderisch getödtet worden ist. — Einer der Mörder, und namentlich der, welcher den tödtlichen Schuß vollführte, war der Schäfer Brodio von der Ferme Puesieur in Grandchamp, und der Anführer der Nationalgarde, der Maire Coche von Launoy, 1816 Notaire da-

selbst.*) — Den gänzlich entkleideten Leichnam ließ der Maire Deslyou von la Lobbe, als er davon Anzeige erhalten, noch am Abend des 15. März 1814 in das genannte Dorf bringen und am folgenden Tage auf dem dortigen Kirchhofe feierlich begraben. —

Das Benehmen des Maire Deslyou erklärt sich nur dadurch, daß derselbe Royalist war und, nach seiner mir gemachten Angabe, bei der Besichtigung des so ausgezeichnet schönen Leichnams unwillkürlich hätte annehmen müssen, daß der ermordete preußische Militär hohen Standes sei, und sich daher auch veranlaßt gesehen, über den Hergang der Todesart einen Proceßverbal aufzunehmen.

All' diese näheren Thatsachen wurden mir jedoch erst später im Verfolg des Umstandes bekannt, daß ich im December 1816 durch einen glücklichen Zufall zu Lützows Corpssiegel, welches Friesen an jenem verhängnißvollen Tage bei sich getragen und nach seiner Ermordung von einem der französischen Nationalgardisten genommen, mir aber an einem von ihm im Holzgriff desselben angebrachten Kreuzschnitt besonders kenntlich war, gekommen bin. Denn als ich am 7. April 1814 in Nourion unweit Compiègne vom Lieutenant Wilhelm von Lützow den Tod des Lieutenants Friedrich Friesen erfahren, ward mir nur die Gegend zwischen Rethel und Mezières, wo er gefallen, angedeutet und einige Tage nachher der erste Pariser Friedensschluß bekannt, und sofort der Rückmarsch nach dem Rhein angetreten; dadurch mir aber leider die Gelegenheit benommen, die Begräbnißstätte meines Freundes Friesen schon damals genauer zu ermitteln und dem Angelöbniß, welches wir uns Ende 1813 vor dem Abmarsch aus Holstein nach Frankreich gegenseitig gegeben, pflichtgetreu nachzukommen: wenn Einer von uns Beiden für König und Vaterland! in Frankreich fallen sollte, seine Gebeine dem wälschen Boden zu entreißen. — Um jedoch mein gegebenes Wort in dieser Beziehung zu lösen, waren selbst durch den Wiederausbruch des Krieges von 1815 mir die Umstände nicht günstig; indem ich, von einer am 16. Juni in der Schlacht von Ligny erhaltenen Schußwunde noch nicht vollständig ge-

*) In Vietinghoffs Papieren findet sich die eigenhändige Notiz: „Monsieur Coche, vormals Maire in Launoy, jetzt Notaire daselbst, hat Brodio, welcher 1815 verhaftet war, entspringen lassen."

heilt, kaum bei meinem Truppentheil, dem Füsilier-Bataillon des Königl. 25. Infanterie-Regiments in Landrecy wieder eingetroffen war, trat gedachtes Regiment in Folge des zweiten Pariser Friedens den Rückmarsch in die Heimath an und rückte im December 1815 als Garnison in Erfurt ein. — Das Geschick wollte es jedoch anders, denn schon im Februar 1816 wurde ich mittels Allerhöchster Cabinets-Ordre zum Füsilier-Bataillon des Königl. 14. Infanterie-Regiments, welches bei dem Königl. Occupations-Corps des General-Lieutenants Grafen von Zieten in Frankreich stand, versetzt und ich dadurch im Stande, meine diesfälligen Nachforschungen zu erneuern; zufolge derselben mir Anfangs December 1816, in der Cantonirung zu Launoy, durch den Unteroffizier Donner meiner Compagnie Lützows Corpssiegel überbracht wurde, welches er von seinem Quartierwirth mit dem Bemerken erhalten: daß dasselbe bei einem im März 1814 im Walde von Huillons erschossenen und in la Lobbe begrabenen preußischen Offizier gefunden worden sei.

Hierauf begab ich mich am 5. December 1816 in Begleitung des damaligen Lieutenants Meisner, jetzt Hauptmann und Compagnie-Chef im Königl. 14. Infanterie-Regiment, nach la Lobbe und erhielt von dem Maire Deslyou den genauesten Aufschluß über Alles, wonach ich forschte, ließ hiernächst das bezeichnete Grab öffnen und fand den eingesargten Leichnam zwar schon verwest, indeß den meines Freundes Friedrich Friesen an einer mir bekannten Stirnnarbe, die ihm als achtjährigem Knaben durch einen Steinwurf von einem seiner Gespielen oberhalb des rechten Auges einige Linien tief im Schädel zugefügt, und an einem schadhaften Vorderzahn der untern Reihe, welcher ihm 1810 hier auf dem Fechtboden durch das Zerspringen der Hieberklinge seines Gegners beschädigt worden war, außer allem Zweifel unverkennbar vor; nahm die Gebeine mit mir und habe sie seitdem auf allen meinen Hin- und Herzügen als mein heiligstes Besitzthum in der Hoffnung mit mir geführt, für sie dereinst möglichst hier in vaterländischer Erde, in welcher seine im Jahre 1813 hochbejahrt gestorbene Mutter bereits ruht, eine passende Ruhestätte nach vorher erfolgter Anzeige und Genehmigung Allerhöchsten Orts jetzt Allerhuldreichst zu erhalten: indem ich an dieser Allerunterthänigsten Bitte durch mein früheres Dienst-

verhältniß, ohne festen Wohnort, gewissermaßen verhindert und nur erst vor Kurzem als Veteran unabänderlich hier einheimisch geworden bin. — Geschwister und nahe Verwandte des Friesen sind längst nicht mehr vorhanden, auch ist sein Vater frühzeitig in Magdeburg gestorben.

Zu sehr Freund meines mir unvergeßlichen Freundes, würde ich als sein Lobredner jedenfalls den Verdacht der Parteilichkeit auf mich laden, obwohl es meiner Feder schwerlich gelingen möchte, alles das zu seinem Lobe zu sagen, dessen er in jeder Beziehung so überaus werth war. Es möge mir jedoch Allergnädigst erlaubt sein, das hier anzuführen, was Friedrich Ludwig Jahn in seinem Vorbericht zur deutschen Turnkunst, Berlin 1816, Seite VI., von ihm gesagt:

„Nach Beendigung des Sommerturnens von 1812 bildete sich zur wissenschaftlichen Erforschung und kunstrechten Begründung des Turnwesens aus den Turnfertigsten und Allgemeingebildetsten eine Art Turnkünstler-Verein. Er bestand jenen ganzen Winter hindurch, in dem die Franzosen auf der Flucht von Moskau erfroren. In diesen Zusammenkünften verwaltete das Ordneramt auf meinen Wunsch und Willen Friedrich Friesen aus Magdeburg, der sich besonders auf Bauwesen, Naturkunde, schöne Künste und Erziehungslehre gelegt hatte, bei Fichte ein fleißiger Zuhörer gewesen und bei Hagen in der altdeutschen Sprache; vor Allem aber wußte, was dem Vaterlande noth that. Damals stand er bei der Lehr- und Erziehungs-Anstalt des Dr. Plamann, die, obwohl wenig beachtet, dem Vaterlande vortreffliche Lehrer ausgebildet. Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und reißend; ein reisiger Reuter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt.

Von wälscher Tücke fiel er durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt. — Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide: aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen." —

Wie sein würdiger Chef, der verstorbene General von Lützow, von ihm dachte, geht unter Andern aus den wenigen Worten hervor, die derselbe auf meine Anzeige aus Frankreich im März 1817 über die Auffindung von Friesens Gebeinen und die gleichzeitige Uebersendung seines Corpssiegels nach Königsberg i. Pr. unterm 4. August 1817 mir erwiederte:

„Ich bin von Deiner Benachrichtigung und Uebersendung meines Corpssiegels tief durchdrungen und danke Dir für Deine Freundschaft recht herzlich. Ewig schade und höchst betrübend ist es, daß unser verehrter Freund nicht mehr lebt; denn von allen Menschen, die ich habe kennen gelernt, ist er der, der am wenigsten zu missen ist und an dem das Vaterland in jeder Beziehung am meisten verliert."

Dies der Bericht, gez.: „August Freiherr von Vietinghoff, genannt Scheel, Oberstlieutenant a. D. Berlin, den 20. Februar 1843."

Gleichzeitig mit diesem Bericht an den König sandte Vietinghoff eine Abschrift desselben an den damaligen Kriegsminister von Boyen und bat ihn, das Gesuch in seinen Schutz zu nehmen. Der weitere Verlauf der Angelegenheit ergiebt sich aus nachstehenden eigenhändigen Aufzeichnungen des Oberst-Lieutenants a. D. Freiherrn von Vietinghoff:

„Donnerstag, den 2. März 1843, Nachmittags um 4 Uhr, wurde mir in meiner Wohnung, Tempelhoferstraße Nr. 3, durch den Geheimen Kriegsrath Schmidt vom Königlichen Kriegs-Ministerium die Bewilligung Sr. Majestät des Königs vom 23. Februar 1843, betreffend die kostenfreie Bestattung der Gebeine meines Freundes auf dem Invaliden-Kirchhofe, bekannt gemacht, und von mir hierzu Mittwoch, der 15. März d. J., Nachmittags 4 Uhr, festgesetzt."

„Montag, den 6. März, Mittags um 12 Uhr, im Invalidenhause im Beisein des Königlichen Majors Cnuppius und Geh. Kriegsrath Schmidt die Ueberlieferung der Ge-

beine meines Freundes an den zweiten Commandanten des Königlichen Invalidenhauses, General-Major von Held und Stabs-Arztes Dr. Schotte; woselbst sie am dritten Tage vom Kriegs-Minister, General der Infanterie von Boyen Excellenz in Augenschein genommen worden sind."

„Mittwoch, den 8. März, von der Reichsgräfin Elise von Ahlefeldt-Laurvig, Wittwe von Lützow, das Corpssiegel, welches mir zur Auffindung der Begräbnißstätte meines Freundes den ersten und sicheren Fingerzeig gewährte, zum Geschenk erhalten."

„Mittwoch, den 15 März, Morgens 11 Uhr, mit meiner Frau, der Gräfin Ahlefeldt*) und unverheiratheten Tochter des General von Held die Gebeine und den Sargdeckel mit Blumen und Kränzen geschmückt. — Nachmittags um 4 Uhr fand in Gegenwart vieler Freunde und Kameraden die feierliche Bestattung der Gebeine meines Freundes auf dem Kirchhofe des Königlichen Invalidenhauses bei Berlin statt."

Ein Bericht über das Begräbniß, der zwei Tage darauf in der Vossischen Zeitung erschien, sagte: „Nicht allein hatte Se. Majestät der König die Bestattung der Gebeine Friesens auf dem Friedhofe des Invalidenhauses genehmigt, sondern auch in Gnaden geruht, die Kosten der Bestattung, die still, aber feierlich angeordnet worden war, zu übernehmen. In einer Halle des Invalidenhauses war der offene Sarg aufgestellt, in welchem sich, durch die kunstgeübte Hand eines Anatomen (des Stabsarztes Dr. Schotte), das Skelett vollständig geordnet und verbunden befand, den Scheitel mit dem wohlverdienten Lorbeer geschmückt, die übrigen Gebeine mit Kränzen und Blumen bedeckt. Eine große Anzahl der hier anwesenden ehemaligen Kameraden und Freunde Friesens hatten sich zur Bestattung eingefunden; der Generalmajor von Held, zweiter Commandant des Invalidencorps, und sämmtliche Offiziere waren in Paradeuniform gegenwärtig; eine Abtheilung des Invalidencorps stand in dem Hofe aufmarschirt.

*) Die Gräfin Elise von Ahlefeldt lebte seit 1840 erst in Potsdam, dann in Berlin, im Verkehr mit Dichtern und Künstlern wie Ludwig Tieck, Steffens, Cornelius u. A. m. Auf ihren Antrieb setzten die noch lebenden Lützower vier Jahre nach Friesens Bestattung (im März 1847) ihrem tapferen Führer ein granitnes Denkmal in Berlin. Sie starb am 20. März 1855 — an ihrem Hochzeitstage — fünf und sechszig Jahre alt.

Am Sarge sprach der Professor Zeune, ein vertrauter Freund Friesens, einige herzliche Worte und hob hervor, wie nicht eitle Ruhmsucht, sondern christliche Liebe und deutsche Treue diese feierliche Bestattung veranlaßt hätten. Der Sarg wurde hierauf geschlossen und von sechszehn Unteroffizieren zur Gruft getragen, an welcher ein Musikcorps mehrere Choräle blies und der Prediger Weidig eine Rede hielt, in welcher er die Verdienste Friesens um die Jugend des Vaterlandes schilderte und die zahlreich versammelte Menge mit den Schicksalen desselben bekannt machte. — Der vielverbreiteten Nachricht, daß Friesen durch die Hand von Meuchelmördern gefallen sei, kann bei dieser Gelegenheit auf das Bestimmteste widersprochen werden. Die levée en masse in Frankreich bestand eben so wenig wie unser Landsturm aus Meuchelmördern; es waren dort wie hier die Bewohner des platten Landes, welche in ungeordneten Schaaren über die auf dem Rückzuge befindlichen Truppen herfielen und für ihren Herd und ihr Eigenthum fochten."

Nach einer andern gleichzeitigen Mittheilung sagte der Professor Zeune in seiner Rede am Sarge Friesens etwa: „Wir begehen heute eine ungewöhnliche Feier, die kaum in Jahrhunderten, ja in Jahrtausenden wiederkehrt; wir bestatten die Gebeine eines längst Verblühten, Erde von Erde, Staub zu Staub. Zwar haben wir noch in diesen Tagen von einer fernen Felsen-Insel im Weltmeer die Gebeine eines Mannes zurückkehren sehen, der mit eiserner Stirn sein Schwert auf die Waage des Völkerrechts warf, der ein heller Lichtpunkt für Frankreich, aber ein tiefer Schatten für die übrige Welt war. Doch wie verschieden sind die Beweggründe der Uebersiedelung dieser Gebeine. Wie es bei jenem Schreckensmanne Eitelkeit und Ruhmsucht war, welche des großen Feldherrn Gebeine in Mitten seiner verstümmelten Krieger bestatten wollte, so war es bei unserem geschiedenen Freunde Liebe und Treue, christliche Liebe und deutsche Treue, welche aus feindlicher Erde seine Gebeine sammelte, und über ein Vierteljahrhundert als treue Gefährten mit sich führte, bis sie in heimischen Boden verpflanzt werden konnten. . . . Wie einst bei deutschen Kaiser-Krönungen laut ausgerufen wurde: „Ist kein Dalberg da?" so soll man künftig, wenn Freunde im Kampfe auf feindlichem Boden fallen, ausrufen:

„Ist kein Vietinghoff da?" Als vor dreitausend Jahren Theseus auf entfernter Insel auch durch Hinterlist sein Leben endete, so befahl nach achthundert Jahren das Orakel, nachdem er auf marathonischem Schlachtgefilde in eherner Rüstung mitgefochten, daß seine Gebeine nach Athen zurückgebracht würden, und Kimon erfüllte diesen Befehl des Orakels und des Vaterlandes. Auch zu unserm Freunde sprach ein Orakel, doch kein lautes durch Priesters Mund, sondern ein stilles, in des Herzens Heiligthum." —

Außer dem Professor Zeune (er ist 1853 als Director des Blinden-Instituts in Berlin gestorben) waren von Friesens früheren Waffengefährten und Freunden, welche ihn noch als Oberlehrer an der Plamannschen Anstalt in Berlin gekannt hatten, bei dem Leichenbegängnisse gegenwärtig: Director August, Professor Bellermann Geheim-Rath Beuth, Dr. Böhr, Rittmeister von Byern, Major Cnuppius, Prediger Deibel, Turnmeister Eiselen, Geheimer Finanzrath Fallenstein, Hofrath Förster, Kaufmann Hengstmann, Rittmeister Horn, Kaufmann Jähns, Archivrath Klaatsch, Regierungsrath Lange, Schulvorsteher Marggraff, Lehrer Markwordt, Controlleur Michelsen, Hofrath Karl Müller, Fabrikant Nobiling, Oberst O'Etzel, General von Petersdorf, Rechnungsrath Piaste, Major Richter, Landgerichtsrath von Scheibler, Hofrath Schiller, Major Schmidt I., Hauptmann Schmidt, Geheimer Kriegsrath Schmidt, Maler Schmidt, Justizrath Simbeck, Oberstlieutenant Professor Turte, Oberstlieutenant von Wangenheim, Rechnungsräthe Wetzel I. und II., Buchhalter von Widekind, Geheimer Ober-Tribunalsrath Wilke, Geheimer Rath Wilke u. A. m.

Am 8. März 1843 schrieb der Oberst-Lieutenant von Vietinghoff an den König: „Ew. Königlichen Majestät haben mein allerunterthänigstes Gesuch vom 20. v. M. um Bestattung der Gebeine des im Feldzuge von 1814 in Frankreich gebliebenen Lieutenants F. Friesen mit Allerhöchstihrer gewohnten hochherzigen Huld Allergnädigst zu bewilligen geruht, denn bereits seit dem 15. d. M. umhüllt hier im vaterländischen Boden ein kleiner Hügel, neben großartigen Denkmälern hochgestandener Kriegsgenossen, zu meiner großen Beruhigung die irdischen Reste meines Freundes. Geruhen Ew. Majestät deshalb meine aus dem Innern meiner Brust hier-

durch allerehrfurchtsvoll dargebrachte Huldigung der reinsten Dankbarkeit Allergnädigst zu genehmigen."

Der König befahl, auf das Grab Friesens ein eisernes Kreuz zu setzen. Es zeigt auf der Vorderseite die Inschrift: „Friedrich Friesen, Lieutenant und Adjutant im ehemal. Lützowschen Freicorps, geboren den 27. Septbr. 1785 in Magdeburg, geblieben den 15. März 1814 bei la Lobbe in Frankreich. Die Ueberreste desselben wurden auf seinen früheren Wunsch aus Frankreich hierher geführt und am 15. März 1843 hier bestattet." — Auf der Rückseite: „Früher als Lehrer ein eifriger Begeisterer der Jugend zur Befreiung des Vaterlandes vom Feindesjoch, fiel er als Mitkämpfer unter den Vaterlandsvertheidigern."

Als am 10. August 1861 auf dem alten Turnplatze in der Hasenhaide, den der König Friedrich Wilhelm IV. 1842 hatte erneuern lassen, der Grundstein zum Denkmale Friedrich Ludwig Jahns gelegt wurde, da erinnerte der erste der Festredner, der Director des Königlichen Friedrich=Wilhelms=Gymnasiums, Professor Ranke, daran, daß „vor fünfzig Jahren Jahn in Gemeinschaft mit dem edlen Friesen hier wirkte und die Jünglinge der Hauptstadt aus allen Ständen hier um sich versammelte." Auch die in den Grundstein des Denkmals für Jahn versenkte Urkunde sagt: „Derselbe weckte im Verein mit seinem Freunde Friedrich Friesen in der Jugend lebendige Vaterlandsliebe und regte sie zu kräftigenden frischen Uebungsspielen an." —

Hoch und höher wachsende Lebensbäume auf dem Invaliden=Kirchhofe zu Berlin neigen die Zweige mit den hellgrünen Blättern über das eiserne Kreuz auf Friesens Grab.

Druck von F. Heinicke in Berlin, Deßauerstr. 5.

